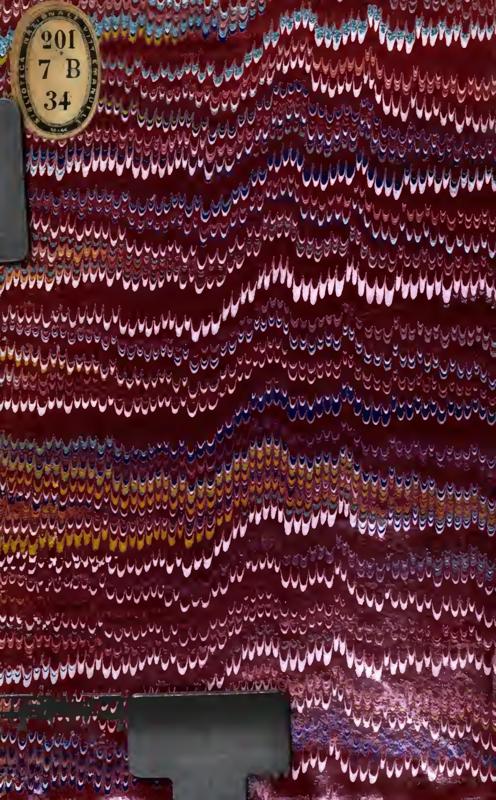







BIBLIOTECA NAZ.
ROMA
VITTORIO EMANUELE

August Wilhelm von Schlegel's

vermischte und kritische Schriften.

Herausgegeben

von

Eduard Böcking.

Sechster Band.

Recensionen.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1847.





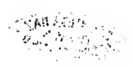


August Wilhelm von Schlegel's
sämmtliche Werke.

Herausgegeben
von
Eduard Böcking.

Zwölfter Band.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1847.



Inhaltsverzeichniß.

Seite

Kritiken aus dem Athenäum 1798...1800.



Kritiken aus dem Athenäum 1798...1800.

*) Ueber kritische Zeitschriften.

1798.

Deutschland ist unstreitig jetzt die erste unter den schreibenden Mächten Europas, wenn man auch noch so viel darauf abrechnet, daß sich aus der Anzahl der gedruckten Artikel kein sichrer Schluß auf die Masse des Gedruckten ziehn läßt, weil eben die **) Menge von Mitwerbern die Stärke der Auflagen vermindert. Das viele Schreiben, sagt man, kommt vom vielen Lesen, und dieß ist auch bis auf einen gewissen Punkt sehr richtig; aber darüber hinaus möchte beides in umgekehrtem Verhältnisse gegen einander stehn. Wer viel schreibt, hat desto weniger Zeit zum Lesen. So wie Niemand gehört wird, wo Alle sprechen, so würde auch, wenn sich einmal alle Leser zu Schreibern konstituierten (eine Revolution, zu der wir keinen so großen Schritt zu thun haben, als man vielleicht denkt), jeder darauf ***) beschränkt sein, von sich selbst gelesen zu werden; er würde in seiner eignen Person Schriftsteller, Beurtheiler und Publikum, die ganze litterarische Welt im Kleinen, vorstellen müßen. Die damit

*) [Im Athenäum I. 1. (1798.) als Einleitung der 'Beiträge zur Kritik der neuesten Litteratur.']

) die Konkurrenz die St. 1798. *) reduzirt seyn 1798.

verknüpfte Langeweile und sonstigen Unbequemlichkeiten würden eine neue Epoche herbeiführen, wo man gar nichts schriebe, um recht viel und mit gutem Bedacht zu lesen.

Bis dieser Kreißlauf vollendet ist, bei der jetzigen Lage der Dinge, da es noch ziemlich Viele giebt, die nicht bloß schreiben, sondern mitunter auch lesen, ja sogar Einige, die bloß lesen ohne zu schreiben, ist das Recensieren ein nothwendiges Uebel. Man würde seine ganze Zeit und Mühe darauf wenden müßen, um zu erfahren, was und wie geschrieben worden ist, wenn es keine *) Anstalten gäbe, die darüber amtliche Berichte ertheilen. Die früheste, kürzeste, und also auf gewisse Weise die beste aller Recensionen ist der Meßkatalog. Ihm wird aber Schuld gegeben, man könne sich auf seine Nachrichten nicht sonderlich verlaßen: unter andern erfahre man nicht einmal mit Sicherheit daraus, ob ein Buch wirklich existiert; ein Umstand, der freilich zuweilen schwer genug auszumachen ist. Es läßt sich eine Recensionsanstalt denken, wobei diese Mängel vermieden würden, und die doch mit dem Meßkatalog beinah gleichen Schritt halten könnte. Man schnitte nämlich aus jedem zur Messe gebrachten Buche aufs Gerathewohl einige Blätter heraus, ließe sie nebst den Titeln zusammendrucken, und so wäre die Sache für das halbe Jahr mit einem Male abgethan. Dieß ist im Ganzen genommen die Methode der englischen Journalisten **) bei bloß litterarischen Erscheinungen, die keinen Bezug auf politische Parteien haben: sie pflegen zwar des Wohlstands wegen die abgedruckten Blätter mit einer Vorerinnerung oder einem Nachrufe zu begleiten; aber gewöhnlich sind dieß

*) Institute gäbe, die darüber offizielle B. 1798.

**) 'bei ... haben' fehlt 1798.

*) nur unwesentliche Zuthaten, die unbeschadet der Vollständigkeit der Recensionen wegbleiben könnten. Bei der gewißenhaften deutschen Umständlichkeit ist es auch in den umfaßendsten Instituten unvermeidlich, daß nicht viele Anzeigen verspätet werden oder gar unterbleiben sollten. Noch nie hat man es erlebt, daß ein litterarisches Tageblatt inne gehalten hätte, weil einmal Alles fertig recensiert gewesen wäre; sie sind vielmehr wie Menschen, die nur eben das Kinn über dem Waßer halten, und, wenn sie einen Augenblick abließen zu rudern, in der großen Flut untergehn würden. Dieß ist auch wohl der Grund, warum noch niemand darauf gefallen ist, ungeschriebne Bücher zu recensieren, was sonst Gelegenheit gäbe, viel Neues zu sagen, und das ziemlich trockne Geschäft ein wenig genialisch zu machen.

Das Leben ist kurz und die Bücher sind lang: was Wunder also, wenn man sich so geschwind mit ihnen abzufinden sucht, als man weiß und kann? Viele fleißige Leser kritischer Zeitschriften würden es eine sehr unbillige Zumuthung finden, erst die Recension und dann noch hinterdrein die Schrift selbst zu lesen. Sie betrachten jene vielmehr als eine für sich verständliche Abbreviatur von dieser, und den Recensenten als einen lebendigen Storchschnabel, der ihnen die weitläuftigen Umriße ins Feine und Kleine bringt. Auch läßt sich hiegegen nicht viel einwenden, da die Beurtheiler ja selbst beschuldigt werden, daß sie oft bei den Physiognomien der Bücher stehn bleiben. Mit einiger Uebung muß man in diesem Studium wirklich etwas leisten können. Ein Blatt vorn und ein Blatt hinten geben schon viel Licht; besonders aber sind die Vorreden von unschätzbarem Werth.

*) nur hors d'oeuvres 1798.

Gäbe es litterarische Reichstage, so würde gewiß von Seiten der Beurtheiler der Vorschlag zu einem Gesetze geschehn, daß es erlaubt sein solle, eine Vorrede ohne Buch, aber nicht ein Buch ohne Vorrede zu schreiben. Zwar wenn alle Schriftsteller so redlich und naiv zu Werke giengen, wie Jean Paul, so könnte man sich mit den bloßen Titeln begnügen. Aber leider haben die mancherlei Kunstgriffe der verderbten Welt auch aus diesem Theile der Schriftstellerei die Unschuld verbannt. So wenige Titel gehören dem Verfaßer, oder zu seinem Werke. Wer einen Aufmerksamkeit erregenden ersinnt, hat einen außerordentlichen Fund gethan, der ihm aber durch den Druck sogleich entgeht und ein Gemeingut wird. Die trostlose Schwierigkeit, neu zu sein, kann gerade hier auch den Besten, wenn er noch nicht Ruhm genug hat, um fremder Hülfsmittel zu entrathen, aus seinem Charakter heraustreiben.

Ein Hauptnachtheil der allgemeinen kritischen Institute ist es, daß sie die verschiedenartigsten Dinge auf einerlei Fuß behandeln müßen. Zuerst die guten Bücher und die schlechten. Von jenen muß dargethan werden, daß sie gut, und von diesen, daß sie schlecht sind. Wie sehr dieß auch dem heiligen Grundsatze der Gleichheit gemäß scheint, so kann die Gerechtigkeit doch niemals verpflichten, etwas Ueberflüßiges zu thun. Entweder man nimmt an, daß alle Bücher schlecht sind, bis das Gegentheil erwiesen ist; so wird man sich bloß mit dem Vortrefflichen beschäftigen, und das Uebrige mit Stillschweigen übergehn. *) Eine solche Zeitschrift haben wir nicht, und sie würde sich aus mancherlei Ursachen nicht lange halten können. Oder man nimmt an,

*) Ein solches Journal 1798.

daß alle Bücher gut sind, bis das Gegentheil erwiesen ist, und daraus wird das umgekehrte Verfahren entstehn. *) Diesen demüthigen Grundsatz scheint die Allgemeine Deutsche Bibliothek (die das erste Beiwort wohl nur noch pleonastisch für Gemein führt) im Fache des Geschmacks zu befolgen, indem sie bloß bemüht ist, die armseligsten Produkte noch tiefer herunter zu reißen, von den Meisterwerken aber, die den Fortschritt der Bildung bezeichnen, gar keine **) Notiz nimmt. Man sieht, daß diese Kritik dem Wesen nach viel milder ist, als man nach ihren finstern Geberden glauben sollte, daß vielleicht gar eine stille Selbsterkenntniß der Recensenten dabei zum Grunde liegt, die nur so die Ueberlegenheit behaupten zu können meinen, welche fälschlich als das nothwendige Verhältniß zwischen dem Beurtheiler und dem Beurtheilten angenommen wird. Aber auch in Zeitschriften, die zuweilen Meisterstücke der Kritik liefern, muß die Abfertigung des Schlechten und Unbedeutenden einen viel zu großen Raum anfüllen, und dadurch die Würdigung dessen beengen, was die Wißenschaft oder die Kunst weiter bringt. Nachbarlich berühren sich hier ***) Schriftsteller und Werke, die sich ewig nicht kennen, sondern in ganz getrennten Sphären ihr Wesen treiben: Alles wird nur durch die Begriffe Buch und Recension zusammen gehalten. Manche Recensionen sind die Grabschriften der angezeigten Bücher; andre können für nichts als Taufscheine gelten. Nimmt man nun noch die vorwärts gekehrten Taufscheine der Buchhändler (ihre Ankündigungen nämlich) und das Geschrei der Antikritiken dazu, so hat man ein Concert, worin bei allen

*) Diese demüthige Maxime 1798. **) Kenntniß 1828. ***) Autoren 1798.

Dissonanzen doch im Ganzen eine ziemliche Einförmigkeit herrscht.

Man hat für das Bedürfniß der verschiednen Fächer durch *) besondere Zeitschriften gesorgt; selbst für die unlängst mit Tode abgegangnen schönen Wißenschaften hat man dergleichen gestiftet. Hier findet der Gelehrte dasjenige schon aus der chaotischen Masse gesondert, was ihn angeht, und der beschränktere Plan läßt bei dem Einzelnen mehr Ausführlichkeit zu. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß solche Anstalten bei gleicher Güte in allem, was zum Gebiet des Schönen und der Kunst gehört, doch weit weniger befriedigend sein können, als für eigentliche Gelehrsamkeit und Wißenschaft. Hier reicht oft ein treuer und mit Einsicht gemachter Auszug vollkommen hin; dort ist die Form des Urtheils eben so wichtig, als der Gehalt: denn sie ist gleichsam das Gefäß, worin allein sich die flüchtige Wahrnehmung auffaßen läßt. Der Genuß schöner Geisteswerke darf nie ein Geschäft sein; sie treffend charakterisieren, ist ein sehr schweres, aber es muß nicht als solches erscheinen; und wie ist dieß anders zu vermeiden, als dadurch, daß es nach Lust und Liebe, und losgesprochen von dem Zwange äußrer Verhältnisse, getrieben wird? Sobald man recensiert, ist man in der Amtskleidung: man redet nicht mehr in seinem eignen Namen, sondern als Mitglied **) einer Körperschaft. Das Pronomen der ersten Person ist aus solchen Zeitschriften, wo Anonymität die erste Bedingung ist, gänzlich verbannt: entweder der pluralis maiestatis, oder der abstrakte Sigla 'Rec.' muß dessen Stelle vertreten. Wer eigen-

*) spezielle Journale 1798.

**) eines Kollegiums. Wer eigenth. 1798.

thümlichen Geist hat, muß ihn dem Zweck und Ton des Instituts unterordnen; und es fragt sich, ob durch die Theilnahme an der Würde desselben die Aufopferung ersetzt werden kann, da es mit einem kollektiven Geist immer eine verwickelte Bewandtniß hat. Hieraus entsteht gar leicht etwas Steifes und Zunftmäßiges, das mit jener beseelten Freiheit, welche das gemeinschaftliche Element der bildenden Kraft und der Empfänglichkeit für ihre Schöpfungen ist, im Widerspruche steht. Ueberdieß liegt in diesem förmlichen Vortrage ein Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, den nur die wißenschaftliche Anwendung wißenschaftlicher Wahrheiten zu machen hat, der aber keineswegs auf Gegenstände ausgedehnt werden kann, die erst in der Seele des Betrachtenden durch ein wunderbares Spiel der innern Kräfte ihre Bestimmung erreichen. Ein Kunstrichter zu sein, nämlich der über Kunstwerke zu Gericht sitzt und nach Recht und Gesetz Urtheil spricht, ist etwas eben so Unstatthaftes als Unersprießliches und Unerfreuliches. Mit Einem Worte, da die Wahrnehmung hier immer von persönlichen Bedingungen abhängig bleibt, so laße man ihren Ausdruck so individuell, das heißt so frei und lebendig sein wie möglich.

*) Die folgenden Beiträge wollen sich nicht zum Range von Recensionen erheben: ihr Verfaßer erklärt sie für nichts weiter, als Privatansichten eines in und mit der Litteratur Lebenden. Seine Meinung glaubt er eben deswegen um so unbefangner und entschiedner äußern zu dürfen, etwa wie in einem zwanglosen Gespräche. Ein jedesmal vorangeschicktes 'ich sollte vermeinen' würde nur lästig und langweilig sein, ohne an der Sache etwas zu verändern; wem aber die tief in

*) [Das Folgende ist in die Krit. Schr. nicht aufgenommen.]

der menschlichen Natur eingewurzelte Unart des Behauptens anstößig ist, der mag es sich immer hinzudenken. Der Raum, den diese Blätter von Zeit zu Zeit im Athenäum einnehmen werden, erlaubt unter der Menge der Erscheinungen nur wenige auszuheben. Und wozu auch Vollständigkeit in Ansehung der litterarischen Makulatur und

all such reading, as was never read,

womit gerade dieses Fach so unselig überladen ist? Ich werde nur das zu charakterisieren suchen, was eine Art von Leben hat, entweder durch seine ausgebreitete Popularität oder durch seinen innern Werth. Selbst über die bedeutendsten Werke behalte ich mir vor schweigen zu dürfen, wenn ihr Eindruck mich nicht auf den Pfad eigenthümlicher Betrachtungen geleitet hat. Auch mache ich mich zu keiner Vollständigkeit der Beurtheilungen (wenn man es so nennen will) anheischig: meine Absicht ist nicht, den Leser mit den erwähnten Schriften erst bekannt zu machen; dieß setze ich schon voraus, und suche nur durch die Mittheilung über sie die Entwicklung entgegengesetzter oder übereinstimmender Gedanken zu veranlaßen. Ohne um historisch geordneten Zusammenhang in diesen Rhapsodien bemüht zu sein, werde ich die Gegenstände selbst in ihrem Zusammenhange zu faßen suchen. Beim Recensieren ist ein mehr oder weniger isolierendes Verfahren nothwendig und hergebracht: alle vergleichenden Seitenblicke gelten da für Licenzen. Und doch laßen sich nur die Buchstaben eines Buches in die Scheidewände des Bandes einschließen: in so fern es lebt, einen Geist und einen Gehalt hat, steht es als Wirkung und wiederum wirkend in mannichfaltigen Beziehungen. Das Verhältniß des Schriftstellers zu seinen Vorgängern und Nebenbuhlern, die Laufbahn, die er schon durchmeßen hat oder zu betreten

anfängt, die Aufnahme, die er bei seinen Zeitgenoßen findet, sind eben so viel aufklärende Gesichtspunkte. Wie sich mir Aussichten darbieten, werde ich ihnen nachgehn: denn wo das Ganze Digression ist, hat man sich nicht vor Digressionen zu hüten; und ich kann zu einem nicht erschöpften Gegenstande immer noch zurückkehren, um ihn in einer verschiednen Zusammenstellung zu beleuchten.

Mode-Romane. Lafontaine.

1798.

Der Punkt, wo die Litteratur das gesellige Leben am unmittelbarsten berührt, ist der Roman. Bei ihm offenbart sich daher am auffallendsten der ungeheure Abstand zwischen den Klassen der lesenden Menge, die man durch den bloß postulierten Begriff eines Publikums in eine Einheit zusammenschmelzt: hier können die Unternehmungen des Meisters, dessen Blick, seinem Zeitalter voraus, in gränzenlose Fernen dringt, dem regsten und vielseitigsten Streben nach Bildung begegnen; so wie eben hier die stumpfe Genügsamkeit des Handwerkers, der nur denselben verworrnen Knäuel der Begebenheiten auf- und abzuwinden versteht, unaufhörlich für die Sättigung schlaffer Leerheit arbeitet. Die gesetzlose Unbestimmtheit, womit diese Gattung nach so unzähligen Versuchen immer noch behandelt wird, bestärkt in dem Glauben, als habe die Kunst gar keine Forderungen an sie zu machen, und das eigentliche Geheimniß bestehe darin, sich Alles zu erlauben; während sie doch vielmehr auf die Höhe der Aufgabe hindeutet, die wie eine irrationale Gleichung nur durch

unendliche Annäherung gelöst werden kann. Wer hält sich nicht im Stande einen Roman zu schreiben? Daß nebst vielen und wichtigen Erfordernissen unter andern auch ein bedeutendes Menschenleben dazu nöthig ist, läßt man sich nicht im Traume einfallen. Wie könnten sonst die beliebten Romanenschreiber so fruchtbar, und die fruchtbaren so beliebt sein? Nur Einen Roman geschrieben zu haben, wird für gar nichts gerechnet: man muß beinahe mit jeder Messe wieder erscheinen, um nicht auf der Liste der Beliebten ausgestrichen zu werden. Ich habe sogar von Schriftstellern gehört, welche gestehn, daß sie aus allen Kräften eilen, den Vorrath von Romanen, den sie noch in sich tragen, auszuschütten, ehe die Geläufigkeit ihrer Feder und ihrer Phantasie mit den zunehmenden Jahren erstarrt. Wie verschieden von der Sprödigkeit des zurückhaltenden Genius, der wie die Löwin nur eins gebiert, aber einen Löwen! Jene dürfen sich nicht brüsten, wenn sie für den Augenblick vor diesem glänzen: ihr Ruhm wird ebenfalls erstarren, sobald sie ihn nicht mehr beständig warm halten können.

Bei so unermüdlichen Ergießungen muß man natürlich auf seltsame Hülfsmittel verfallen, um die Armut an selbständigem Geiste zu bemänteln, und wirklich ist auch bis zur rohesten Abgeschmacktheit nichts unversucht geblieben. Wer Romane fertigen kann, ohne Gespenster zu citieren und die Riesengestalten einer chimärischen Vorzeit aufzurufen, wer sich ohne Geheimnisse mit schlichten Leidenschaften behilft, der hält schon etwas auf sich und sein Publikum. Macht er sich denn auch mit Charaktern nicht viel zu schaffen, wenn ihm nur jene in einer gewissen Fülle zu Gebote stehen, so kann er gewiß sein, den mittleren Durchschnitt der Lesewelt für sich zu gewinnen, der für das grobe Abenteuerliche schon zu

gesittet, für die heitern ruhigen Ansichten ächter Kunst noch nicht empfänglich, starke Bedürfnisse *) der Empfindsamkeit hat.

Solch ein Schriftsteller ist Lafontaine. Wundern kann man sich also nicht über das große Glück, das er gemacht hat. Die Vorliebe für Jean Paul ist schon etwas viel Ausgezeichneteres; er bewirthet nicht mit so leichten Speisen, da sich Lafontaine hingegen mit unglaublicher Schnelligkeit und in ganzen Bänden auf einmal genießen läßt, besonders wenn man schon Einiges von ihm gelesen hat, und also gewisse Lieblingsschilderungen nur wie alte Bekannte im Vorbeigehn begrüßt. Auch in dem einzelnen Werke wiederholt er die Scenen so reichlich, daß er dem geübteren Leser die Hälfte der Zeit erspart, obwohl **) dem Drucker nichts an der Bogenzahl. Man sollte denken, selbst die oberflächlichsten Liebhaber müßten auf die Länge diese schwach verkleideten Wiederholungen gewahr werden, und die Gewohnheit, sich selbst auszuschreiben, müßte dem Rufe des Schriftstellers Abbruch thun. Zwar sollten wir ihn wohl nicht so ernsthaft nehmen. Dem fröhlichen Manne ist es schwerlich um Vortrefflichkeit zu thun; er scheint vielmehr, so oft er auch die Ewigkeit als die große Aussicht hinstellt, gar sehr in der Zeitlichkeit befangen zu sein. Um es dabei noch recht bequem zu haben, macht man sich eine Moral, eine

*) der Sentimentalität 1798.

**) dem Verleger nichts an der Bogenzahl. Sicher kommt das diesem aber nicht so theuer zu stehn, da die leeren Bogen immer mitgekauft werden, als dem Verfaßer selbst, dem es genügen kann, sie dem Scheine nach angefüllt zu haben. Zwar sollten wir ihn nicht so ernsthaft nehmen. 1798.

Tugend, eine Unschuld, eine Liebe, die ein für allemal dafür gelten müßen: ein wenig auf den Kauf gemacht, unhaltbar, aber gut in die Augen fallend.

Wenn man indessen Lafontaine auch so jovialisch ansehn will, wie er selbst sein Thun und Treiben, so ist es doch nicht gleichgültig, was für Begriffe von allen jenen Dingen er unter die Leute bringt, und es ist der Mühe werth, zu fragen, worin es liegt, daß er mit so viel gutem Willen und Glauben, sittlich zu sein, den schon so mächtigen Hang zur Erschlaffung und Passivität befördert? Es ist gewiß, wenn er sich als Schriftsteller strenger zu betrachten wüßte, so würde er auch die menschliche Natur höher zu halten verstehn. In seinen früheren Sachen schien er einen zugleich eigenthümlichen und gefälligen Gang nehmen zu wollen, ob er gleich von dem, was ein Gedicht ist, nie einen reinen Begriff gehabt haben muß, da er seine Scenen Gedichte nennen, ja sie sogar als Annäherungen zur tragischen Dichtkunst betrachten konnte. Vermuthlich hatte er schon damals kein höheres Ideal von dieser letzten, als den 'tragischen Arnaud' (St. Julien), und verwechselte mit Poesie die Art von Feuer, welche die Franzosen mit dem Ausdruck verve bezeichnen, und die er in vollem Maße besitzt. Feinere Schattierungen deuteten bei allem dem auf Anlagen, von denen man, vorausgesetzt daß der Schreiber noch ein Jüngling war, eine bedeutende Entwickelung hoffen durfte. Solche Zugaben, wie das Gegenstück zu den samnitischen Heiraten, oder Kunigunde, ließ man unbeachtet hingehn, wie manche einzelne Flecken an seinen mehr ausgearbeiteten Erzählungen. Die erste auffallende und nicht zu entschuldigende Indelikatesse begieng er an Julien in Liebe und Redlichkeit auf der Probe, und daß er den Rudolf von Werdenberg

nicht von solchen Auswüchsen wie die Begebenheit mit Heloisen rein erhielt, zeigt, wie sehr es ihm an Sinn für die Einheit und organische Bildung eines Werkes fehlte, und daß er sich im mindesten nicht um Zeichnung, sondern nur um ein üppiges Kolorit bekümmerte. Die bloße Leidenschaftlichkeit, ohne irgend einen ächt geistigen oder schön sinnlichen Zusatz, liefert ihm dieses hinlänglich. Er gesteht selbst in der Vorrede zur zweiten Auflage der Gewalt der Liebe, daß er nur Eine Empfindung des menschlichen Herzens beleuchte (in welchem Sinn seine sämmtlichen Schriften die Gewalt der Liebe heißen könnten), und von dieser nur ein Paar Seiten. Schlimm genug, daß er von allen nur die gemeinste und schwächste aufzufaßen wußte! Schlimm genug, daß die ersten Keime in einen bloßen Blätterreichthum aufgegangen sind, der ohne Stamm und Frucht sich nie über eine gewisse Höhe erhebt!

Wenn ihn auch seine *) Bekanntschaft mit den Alten, die er recht angenehm, man möchte sagen auf weibliche Art, zu benutzen weiß, zu strengerem Ernst auffordert, wie in seinen neueren griechischen Geschichten, so behandelt er doch Alles mit Spannung, Schlag auf Schlag, bunt durch einander, und spart die Aufopferungen und Tode fürs Vaterland so wenig, wie bei andern Gelegenheiten die Küsse. Die wechselnden Farben, das tumultuarische Leben, stehen mit der Würde des Gegenstandes in solchem Streit, daß man wohl sieht, in wie fern er damit bekannt war. Eben dieses Farbenspiel ist es denn doch, und seine **) blumenreiche Schreibart und strömende Rhetorik, der es nicht an den Grazien der Nachläßigkeit fehlt, was schon so manchen

*) Lektüre der Alten. 1798 **) blühende Diktion 1798.

jungen Busen erschüttert hat, und manches ältere Urtheil so verwirrt, daß Clara du Plessis der Neuen Heloise an die Seite gesetzt und, um seiner schlechtesten Hervorbringungen willen, Lafontaine mit vieler Anmaßung zum Künstler geadelt worden ist (A. L. Z. 98. Nr. 47.). Es muß ihm selbst ein wenig lustig vorkommen, sich von Kunst vorschwatzen zu hören, da man eher vermuthen sollte, daß er sich sogar bei den Werken Anderer wenig daraus macht. Laßt ihn doch nur so gefallen, wie ein frisches Mädchen, die weder bestimmte Züge, noch Seele in den Augen, aber ein Paar recht blühende Wangen und artige Lippen hat. Es ist auch schon mehr begegnet, daß die edelsten Gestalten unbemerkt stehen blieben, und ein großes Gedränge um solch ein Gesichtchen war, das eben Jedermann zusagte, weil nichts darin zu lesen war, als was Jedermann versteht. Seine Schriftstellerei ist recht sichtlich die unerzogene 'Tochter der Natur', und es wäre sehr zu wünschen, daß das Dargestellte bei ihm (unter andern der dramatische Versuch jenes Namens) eben so viel Natur an sich haben möchte.

Kann denn aber wohl etwas unnatürlicher, und zugleich unsittlicher sein, als seine Kinderliebschaften? Er nimmt ohne weiteres an, daß das erste, was sich im Menschen regt, das Interesse des einen Geschlechtes für das andre ist. Wenn ein so frühes Verhältniß stattfindet, so lehrt die Erfahrung wenigstens, daß es sich zuerst als Abneigung offenbart. Man wird unter Kindern häufig Absonderungen der Knaben und Mädchen wahrnehmen. Oder hätten besondre Gewohnheiten und Antriebe dergleichen Bündnisse gestiftet, so trennt eine nachmalige verschiedne Bildung sie eben so oft wieder, als sie glücklich oder unglücklich für beide Theile Bestand behalten. Lafontaine impft der gesunden Natur durch seine Vor-

aussetzung eine Reizbarkeit ein, die ihr fremd ist. Wäre es erst dahin gekommen, daß Kinder bei einer körperlichen Berührung so heftig empfänden, wie Lissow und Käthe im Flaming, da er ihr die Hand zum Schreiben-lernen führt, so würde ihre Jugend dem Verwelken näher wie dem Reifen sein, und Eltern und Aufseher billig die Schuld davon tragen. Wenn die Unschuld wie die zarte Blume einer 'Schneeflocke ist, die ein Hauch verzehrt' (Flaming), so muß sie bei jungen Geschöpfen durch einen Blick in die meisten seiner Bücher zerstört werden. In den moralischen Erzählungen, in der Gewalt der Liebe, im Flaming, in Clara du Plessis, im Werdenberg, allenthalben verlieben sich die Kinder in einander. Lafontaine ist ihr wahrer Ovid.

Bedeutend ist es allerdings, daß er die Liebe so oft in die Zeiten der gedankenlosen Kindheit versetzt. Sie trägt durchgehends bei ihm etwas von dem Charakter ihres Ursprunges, von leerer Anhänglichkeit und blinder Gewalt an sich, und es läßt sich genau von ihr sagen, was er bei Vorde und Anne (im St. Julien) bemerkt: 'Beide waren jung, das ist das ganze Geheimniß.' Dieses Geheimniß auf halbem Wege stehn bleiben zu heißen, macht denn das Geheimniß seiner Unschuld aus, deren seine Helden, ebenfalls nach einem eigenen Ausdruck von ihm, so unbeschreiblich viel haben. Wenn er bei der geistigen Liebe recht fein verfahren und psychologische Einsicht zeigen will, so hält er sich bei Anspornungen der Eitelkeit, bei jugendlichen Wallungen auf, kurz, er setzt sie zu lauter Zufälligkeiten herab. Eben so ist er, um hohe Unschuld darzuthun, unerschöpflich im Ausmalen aller Arten von vertrauten Verhältnissen und sinnlichen Annäherungen, in denen keine Sinnlichkeit sein soll, und die ohne Folgen bleiben. Ein Maler wirft leicht

eine schwebende Stellung hin, aber laßt es jemand versuchen, sie in der Wirklichkeit nachzuahmen, so wird er bald das Gleichgewicht verlieren. In dieser angeblichen Unschuld hat Lafontaine gänzlich das Wesen schöner Menschheit verkannt. Je vollkommner die Organisation ist, um so sicherer müßen auch die Sinne eine edle Entzündbarkeit an sich haben. Fürwahr, so ungestraft auf sie losarbeiten zu dürfen, verriethe nicht Reinheit, sondern eine große Stumpfheit der Sinne, und einen Mangel an Phantasie, der nichts weniger wie reizend sein möchte. Er aber glaubt der Natur ihr Recht erwiesen und auch die guten Sitten gerettet zu haben, wenn er Kindern sowohl wie Erwachsenen eine Menge Vertraulichkeiten erlaubt, denen man gar nicht zusehn mag, und wenn er sie nicht mehr dabei fühlen läßt, als bei einem freundlichen Kopfnicken. Beide, die Natur und die guten Sitten, haben sich denn doch bitterlich über ihn zu beschweren. Solchen Lesern allein macht er es recht, deren Sinn sich nicht von so widerwärtigen Vermischungen abwendet, die er in eine schmeichelnde Stimmung versetzt, wo der Lockung kein Widerstand geleistet zu werden braucht, weil doch die Tugend unverletzt bleibt.

Man nehme unter einer Menge von Beispielen nur seine Jacobine im Flaming. Sie lebt gleich anfangs mit Lissow in der äußersten Ungezwungenheit. 'Sie bot ihm die schöne Wange zum Morgengruß, er nahm sie in Gegenwart ihrer Eltern in die Arme und liebkoste ihr. Sie gieng, wenn sie wollte, zu ihm, und saß neben ihm von seinem Arm umschlungen. Kam ihr Vater dazu, so setzte er sich auf die andre Seite und schlug seinen Arm gleichfalls um ihren Leib.' Die Zuschauer müßen überhaupt oft bei ihm die Heimlichkeiten der Liebe sanktionieren. Lissow war

ein junger Mann, der Jacobinen nie gesagt hatte, daß sie seine Frau werden könnte. So wird uns als das reinste, erhabenste Gemüth vorgestellt. Was Vertraulichkeit bedeutet, konnte sie indes bei ihrer Erziehung wohl nicht umhin zu wißen, und Zurückhaltung von einer jeden, die nicht das erste überraschende Geständniß der Liebe oder dessen Folge war, mußte die Bewegungen eines so gebildeten jungen Mädchens leiten. Heilige unwillkürliche Scheu sich hinzugeben, ist Unschuld, nicht Lafontainens unendliche Arglosigkeit im Hingeben, die seine Frauen, er mag sie nun so edel schildern als er will, mehr oder weniger zu Gurlis macht. Jacobine treibt sie so weit, daß sie auch als Lissows Gattin dem jungen, schönen und reichen Malthefer-Ritter, der ihr Hausfreund war, 'die schöne Wange hinhielt, wenn er kam und wenn er gieng'. Wie unverständig müßte ein sittsames Weib sein, um sich so zu betragen! Welche Vorwürfe hätte sie sich zu machen, wenn ähnliches Unheil, wie bei dieser Gelegenheit, daraus entsteht!

Ein andrer moralischer Hebel des Lafontaine ist die Wohlthätigkeit und überhaupt alle die Rührungen, die aus der rohen Gutherzigkeit entspringen. Nicht, als ob er versäumte, in Worten die gehörige Dosis Weisheit beizumischen; wie er zum Beispiel dem Flaming einen alten Grumbach zugesellt, der mit seiner Freigebigkeit haushält: aber er mag noch so sehr dazu und davon thun, er bringt es doch zu keinem edleren Metall in der Tugend, als zu diesem materiellen Triebe des Gebens; damit lockt er seine Thränen hervor, damit beruhigt er die zerrütteten Gemüther. Was darüber ist, bleibt doch nur die trockne Moral der Fabel. Denn freilich weiß er wohl, daß noch Heroismus, Thätigkeit, Wißenschaft, Bildung, Mäßigung dazu gehören

kann, aber da er die letzte niemals übt, so kommt das alles bei ihm heraus, wie die Beschreibung von ungeheuern Thaten der Tapferkeit, wo Einer ganze Haufen in die Flucht jagt oder niedermacht. Ist so ein Held einmal im Siegen, so weiß man auch schon, er wird ohne Wunde davon kommen. Sich aufopfern, sich beherrschen u. s. w. ist leicht gesagt; es kommt nur darauf an, zu zeigen, wie das geschah, und dann kann Ein Zug mehr werth sein wie hundert. Lafontaine scheint aber so fest überzeugt, daß in allen Dingen Viel mehr thut wie Wenig, als er es in Bücherfabrik-Angelegenheiten sein darf. Selbst die Fehler und Thorheiten, mit denen er den Schwall der Tugenden versetzt, vermögen sie nicht zu würzen, und eben so wenig ein recht natürliches Konterfei des Menschen hervorzubringen, als diese ein idealisches.

Im Verlauf seiner Schriftstellerbahn ist er auf mehrere Auswege verfallen. Er hat etwa eine launige und antithetische Charakterzeichnung zu Hülfe genommen, oder sich an fremden Mustern erwärmt. St. Julien gründet sich auf den Landpriester von Wakefield, im Flaming ist etwas Siegfried von Lindenberg, zu Anfang von Natur und Buhlerei schimmert viel guter Wille, den Werther zu machen, hindurch, und, was das *) Ergötzlichste ist, er jean-paulrichterisiert seit Kurzem mit dem besten Anstande. Ist gleich die Wiegenrede unter den Platanen im St. Julien nicht im Kostum, so beweist sie doch, wie viel sich in dieser Gattung mit der bloßen Mechanik thun läßt. Einige andre Auftritte, wie die mit dem Rudern des Borde und der Familie des Kapitains, sind dafür ganz im Ton französischer Empfin-

*) pikanteste 1798.

dungsart, deren Oberflächlichkeit wenigstens elektrische Funken sprüht.

Man thäte Lafontainen vielleicht Unrecht, ihn nach dem Flaming allein zu beurtheilen, obwohl es sein dickstes Buch ist. Eben darum wuchern die Begebenheiten darin so in die Breite, und es hat eine Menge Raisonnement, Satire, Lehre und Beispiel auf einander gepackt, und das Drollige bis auf den Faden abgenutzt werden müßen so daß nichts wie der Ueberdruß zurückbleibt. Philosophie ist überdieß Lafontainens Sache nicht, weder die strenge, noch die humoristische. Die Universalität, der er hier nachgeht, konnte also nur in allgemeine Plattheit ausarten. Dürfte man, unter andern, nicht annehmen, daß Hilberts Reden im dritten Theil den Gesichtspunkt angeben sollen, aus denen der Philosoph, oder der gesunde Menschenverstand, Flamings Narrheiten und ehrlicher Leute Enthusiasmus ungefähr so in Eins zu werfen habe, wie die Vorrede zum Flaming unkritische Hypothesen und kritische Philosophie? Und nun seht, wie leichtfertig er sich dabei ausdrückt. 'Hören Sie einmal jemand, der in Rom gewesen ist! Er erzählt Ihnen mit einem Entzücken, das an Raserei gränzt, von einem Kopfe — aus Stein oder aus Knochen geformt, das ist wohl so ziemlich einerlei — und findet in Apolls Gesicht Stoff zu tagelangem Nachdenken, zu den erhabensten Empfindungen. Sollten Sie den Apoll selbst sehn, so würden Sie glauben, der Mensch sei nicht bei Sinnen gewesen.' Diese Ansicht ist noch viel weiter ausgeführt, und gehört zu seinen glänzenden Stellen. Ob aber die Leser folgende aus dem Gebiet der Moral zu den glänzenden oder gründlichen rechnen werden? 'Du sollst tugendhaft sein, ist der ewige Befehl der Vernunft; und du sollst glücklich sein, der eben so



ewige, eben so strenge Befehl aller unsrer Gefühle. Diese beiden — Instinkte unsrer Natur möchte ich sie nennen, diese beiden Grundtriebe unsrer moralischen und fühlenden Natur, dürfen einander nie widersprechen. Sie sind gleich herrschend, gleich ewig, gleich nothwendig; die beiden großen Lebensströme, durch die wir sind was wir sind. Sie wechseln ewig ihre Natur mit einander. Die Tugend wird die Quelle unsers Glücks und aus dem unauslöschlichen Wunsche, sich glücklich zu machen, erhält die Tugend ihre Stärke. Der eine Befehl ist gleichsam der Nachhall des andern: der eine tönt vom Richterstuhl des Ewigen; der andre säuselt von dem Meer der ewigen Liebe zu uns hernieder. Sei tugendhaft! sei glücklich! Zwei Töne, die zugleich erklingen, und die schönste Harmonie des Weltalls bilden; zwei Ströme aus Einer Quelle, die das Paradies einschließen, und sich dann wieder vereinigen. Der eine Befehl ohne den andern ist todt, schrecklich, abscheulich. Sei glücklich ohne Tugend! und die Erde fällt unter dem Glück des Menschen in Trümmer. Sei tugendhaft ohne Glück! und der Thron der Liebe stürzt unter diesem barbarischen Befehle. Beide gehören ewig zusammen, die beiden Stämme Einer Wurzel. Sie habe Eine Natur, Ein Wesen, und befehlen beide, ohne Gründe anzugeben. Sei glücklich! nur ein Narr fragt, warum. Sei tugendhaft! nur ein Rasender fragt nach der Ursache. Das eine erhält die fühlende Natur, das andre die moralische. Beide machen unser Wesen aus, eins und unzertrennlich.' Das heißt doch gewiß Tugend und Glück von allen Seiten beleuchten, und ist nun so die gehaltvolle Form dessen, was er Weisheit nennt. Der glücklichste Zufall ist noch die Eile, womit er genöthigt ist auf den letzten Seiten die französische und die kantische Revolution abzufertigen.

Bei Iglou unterdrückt man gern die profane Vermuthung, daß Mignon im Wilhelm Meister auf diese Schöpfung geführt haben möchte; denn es ist nicht zu leugnen, sie macht zu Anfang eine mehr hündische als menschliche Erscheinung, mit der die nachherige hohe Bildung, die er ihr beilegt, nicht aussöhnt. Den Hang, groteske Figuren gleichsam auf die Spitze des Edlen zu treiben, hat er übrigens mit dem Itzehoer Müller gemein, so wie mehrere unsrer komischen Schriftsteller, auch Wezel, der diese beiden bei weitem überwiegt, oft lustig anfangen und so ernsthaft endigen, daß die Natur der Sache und des Buchs gänzlich *) umgewandelt wird. Ihr Komisches geht ins Betrübte über, denn wer bei Ansprüchen auf beide Gattungen nicht rein komisch zu sein weiß, erhebt sich auch nicht bis zum Tragischen; und so wird Müller trocken, Wezel trübsinnig und Lafontaine convulsivisch.

So viel ich weiß, zieht selbst das lafontainische Publikum seinen St. Julien dem Flaming vor. Eben durch die Reminiscenzen aus dem Landpriester von Wakefield bekommt er eine bedeutendere Physiognomie. Die Striche, welche den Charakter ausdrücken sollen, sind zwar etwas gröber gerathen, und auch nicht immer unter sich zusammenhängend. Es war sehr möglich, daß ein Mann, wie der Landpriester, sich mit allen seinen kleinen Schwächen schilderte. Er hatte grade Ueberlegenheit genug, um mit dem leisen Spott über sich selbst, der den Reiz jener Darstellung ausmacht, das Gemälde zu entwerfen. Aber St. Julien steht unter der Herrschaft einer Schwäche, die kein so freies Geständniß verträgt, weder was die innere Wahrscheinlichkeit, noch was die Wirkung betrifft. Die Furcht übermannt ihn, nicht bis zur Thorheit allein,

*) alterirt 1798.

bis zur Niedrigkeit. Der Landpriester giebt seine Frau für nichts anders, als was sie ist; St. Julien erklärt die seinige für die beste Frau für ihn in ganz Frankreich. Alle die gemeinen Züge an ihr kann er damit nicht adeln, wie es sein Bestreben ist. In ihrem Charakter sowohl, wie in dem seinigen, ist auf einer Seite das Schlechte, was da ist, zu schlecht, auf der andern das Resultat, was herauskommen soll, zu hoch; daraus entsteht ein Mißverhältniß, woran sich die Unächtheit *) der Erfindung erkennen läßt. Es kann ein Gegenstand der reifsten Poesie sein, auch eine sehr gewöhnliche Natur in ihrer vollen Wahrheit und Beschränkung darzustellen; aber das erfordert eine Enthaltsamkeit, die Lafontaine freilich nicht kennt, da sie eben mit zur reifen Poesie gehört. Er kann über allem Schildern nicht zur Poesie kommen. Wie kindisch sind einige von den ersten charakteristischen Familienscenen angelegt, wo so viel von den Alten und vom Brutus die Rede ist! Welche überzeugende argumenta ad hominem! Auch kommen gleich drei, vier Exempel von der nämlichen Sache hinter einander, und dazwischen die ausdrücklichen Berichte, wie sich ein jeder benahm. Wenn das Rechte fehlt, so mögt ihr noch so viel darüber singen und sagen; glauben mag man, aber sehen wird man nicht, und der Ueberfluß macht es niemals aus. So muß man auch aufs Wort glauben, daß Anna ein außerordentliches Wesen ist. Die geheimnißvolle Ankündigung löst sich nach und nach in trüben Dunst auf. Alsdann tritt Adelaide als das 'seltne Geschöpf' hervor, die sich von 'ihnen allen durch ihren Charakter unterscheidet. Ihr Herz war ein lebender Hauch der Liebe, und zugleich stark wie ein Diamant, ihr

*) der Fiktion 1798.

offnes Auge war heiter, aber in diesem Auge spielte nicht der leichte Sinn der Jugend, es leuchtete darin ein Strahl des ewigen Lebens, es schien über das Elend hinweg in eine Welt voll Ruhe zu sehn, und die Thräne, die an den langen Augenwimpern hieng, zeigte das Elend, das zwischen ihr und der Ewigkeit lag. Ihre Stimme war sanft und ernst triumphierend, wie der Halleluja-Gesang der Engel, ihre Wange strahlend von einem sanften Morgenroth' u. s. w. So geht es ganze Blätter hindurch. Welche lockenden Worte! Könnte man mit Worten allein dichten, so wäre Lafontaine der Mann. Aber aus dem Ganzen ergiebt sich, wie wenig poetischen Sinn diese Worte im Hinterhalt haben, und daß sie höchstens als eine musikalische Verzierung zu betrachten sind. Jean Paul musiciert zuweilen auch so; doch ist es wirklich seine Phantasie die da spielt, nicht bloß eine mechanische Fertigkeit der Hände. Jenes ergreift wieder die Phantasie, und oft nur allzustark: dieses soll unser Herz rühren; allein wie nicht jedem Freunde der Musik die Fertigkeit genügen wird, so möchte sich auch nicht jedes Herz von Lafontaine in Bewegung setzen laßen. Den Verstand hat er nie besonders in Anschlag gebracht; er geht nur immer auf das Herz los, auf ein solches, das weder Kopf, noch Sinne hat. Gleichwohl könnte eben der Verstand, wo er sich mit dem Herzen im Bunde befände, ihm manche Beute abwendig machen, da er weder mit der bloßen Innigkeit zu gewinnen, noch mit deren bloßem Schein zu zu täuschen ist.

Das Ende von St. Julien ist zu schwach, um etwas Anderes als den frommen Wunsch zu erregen, daß alle unschuldig *) Hin-

*) Guillotinirten 1798.

gerichteten noch einmal auf dieser Erde so lebendig versammelt werden möchten, wie die Auferstandenen in dieser Familiengeschichte.

Am ersten ließe sich wohl in Natur und Buhlerei der beßere Lafontaine wieder finden. Der junge Mann ist freilich nicht so ausgezeichnet, wie er dafür gelten soll. Er sehnt sich nach dem Lande, er schmähet die Stadt, es ist ihm mit seinen Gefühlen zu eng darin. Was so einen Menschen drückt, das könnte man am Ende wie eine Feder wegblasen. Werthers Leiden giengen ein wenig tiefer, als daß er über das Lächeln einiger artiger Mädchen *) gegrübelt haben sollte, wenn es ihm eingefallen wäre, getrocknete Jasminblüthen aus dem väterlichen Garten zu küssen. Warum braucht Lafontaine hier auch so zur Unzeit Ton und Wendungen, die eine solche Vergleichung, noch so flüchtig, herbeiziehen? Dazu paßt nachher der pathetische Ruf des Freundes, der den Eduard Bomston macht, vollkommen. 'Ich befehle dir, Jüngling, dort zu bleiben und deine Laufbahn zu vollenden!' Der Jüngling predigt mit unendlichem Feuer von seinen Gefühlen und der Ewigkeit, und vertheidigt mit leidenschaftlicher Hitze die Eindrücke der Jugend. Das **) bringt die Weltleute gar sehr aus der Faßung, und daraus wird seine große Ueberlegenheit dargethan. Durch eine wohlthätige Handlung schlägt seine Geliebte allen Verdacht gegen die Güte und Aufrichtigkeit ihres Charakters bei ihm nieder; darüber kann Lafontaine also wieder nicht hinaus. Was aber die beiden Mädchen und sonst den Gang der Geschichte betrifft, so ist Wärme und

*) spekulirt 1798. **) dekontenanzirt die Weltleute gar sehr 1798.

jener feinere Glanz in der Behandlung, welche von Lafantaine die angenehme Hoffnung erregten, er würde im Fach der Erzählungen vorzüglich werden. Wir haben so wenig Ausgebildetes darin! Unter dem Wenigen erinnert man sich mit Vergnügen und Bedauern der Bagatellen von Anton Wall. Wie viel *) Anmuth ist nicht besonders in seiner Antonie!

Meißners Andenken, an dessen Stelle Lafontaine gleichsam trat, **) ist schon ziemlich erloschen. Seine steife Eleganz hatte immer etwas Todtes an sich. Er war so ***) geziert und kostbar, als Lafontaine lebendig und ungezwungen, und es ist ihm nie wie diesem gelungen, der Liebenswürdige zu heißen. An Verstand übertraf ihn Meißner leicht; aber es war †) Verstand von der trocknen Art, die den Geist nicht zu feßeln vermag. Lieblingsschriftsteller ist er dennoch gewesen. Mehr kann Lafontaine auch nicht werden; das ist wenig genug, aber immer zu viel für die im ganzen so herabziehende ††) Richtung seiner Romane, denen es an Poesie, an Geist, ja sogar an †††) romanhaftem Schwunge fehlt.

Ludwig Tiecks Volksmärchen von Peter Leberecht.
1798.

Wer also einiges Bedürfniß für alle diese Dinge hat, wird sich gern von jener materiellen Masse, jener breiten Natürlichkeit, zu luftigeren Bildungen der Phantasie wenden,

*) Grazie 1798. **) ruft nur noch dann und wann ein grauer Apollo zurück 1798. ***) prüde 1798. †) von der dürren Gattung, die 1798. ††) Tendenz seiner Produkte 1798. †††) romantischen 1798.

die bald heitern Scherz hingaukeln, bald die Musik zarter Regungen anklingen laßen. Ihm wird alsdann eine ruhige Darstellung sehr erquickend entgegen kommen, die, wenn sie auch noch nicht bis zur Vollendung gediehen ist, doch in der milden Temperatur eines künstlerischen Sinnes geboren wurde. Die theils dramatisierten, theils erzählten Volksmärchen von Tieck unter dem Namen Peter Leberecht, sind von dieser Art: doch scheinen sie bis jetzt nicht mit der Aufmerksamkeit bewillkommt worden zu sein, auf die eine so gefällige Erscheinung wohl rechnen dürfte, wenn es nicht gar wenige gäbe, welche in der Dichtung nur die Dichtung suchen. Ob dieß letzte daher rührt, daß die Urheber derselben ihre Unabhängigkeit so selten zu behaupten wißen, oder ob der Mangel an reinem Sinn dafür genöthigt hat, zu fremden Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, um Eingang zu finden, will ich hier nicht untersuchen. Allein gewiß ist es, daß vieles, was für Poesie gegeben und genommen wird, durch etwas ganz Anderes sein Glück macht. Wie man guten Seelen immer die Gewalt der Liebe ans Herz legt, haben wir eben gesehen; andre und mitunter berühmte Männer sind in dem Falle, daß die Lüsternheit bei ihnen ein nothwendiges Ingrediens zu einem Gedicht ist, ohne welches sie sich gar nicht getrauen, es schmackhaft zu machen. Gegentheils können andre die Tugend niemals los werden, und ergießen ihr Bächlein, da gute Lehre und Warnung innen fleußt, hinter dem Dichterlande vorbei, um die Aecker der Pädagogik und Ascetik zu wäßern. Die Unschuld einer Muse, welche weder ein bloß leidenschaftliches Interesse zu erregen sucht, noch dem gröberen Sinne schmeichelt, noch moralischen Zwecken fröhnt, kann daher leicht als Unbedeutendheit mißverstanden werden. Und in der That ist es

auch eine nähere Beziehung auf die Wirklichkeit, was unter diesen Volksmärchen vorzüglich den gestiefelten Kater mehr in Umlauf gebracht, und nach dem Maße des gegebenen Aergernisses ihm Leser und Tadler verschafft hat. In einer Erzählung der Mutter Gans das leibhaftige deutsche Theater sammt allem Zubehör aufs Theater zu bringen, ist wahrlich unerhört. Wenn die Satire noch methodisch, deklamatorisch, gallicht wäre; aber grade umgekehrt, sie ist durchaus muthwillig und possenhaft, kurz gegen alle rechtliche Ordnung. Ich gebe den Verfaßer verloren: er wird sich niemals von den Streichen, die er ausgetheilt hat, erholen können. Oder glaubt er, den großen Schikaneder ungestraft antasten zu dürfen? Besonders, da er es mit den Schildbürgern durch seine Geschichtschronik derselben unheilbar verdorben hat, und wie ein Korsar kecklich in die Häfen dieser angesehenen Nation eingelaufen ist, die durch ihr Schutz- und Trutz-Bündniß mit den ebenfalls zahlreichen Philistern noch furchtbarer wird. Sie werden es ihm schon einzutränken wißen, und den Spaß auf eine Art verstehn, daß es ihm vergehn soll, welchen zu machen. Eher möchte der Prolog zu einem Schauspiele, daß niemals aufgeführt wird, vor der Polizei der Ernsthaftigkeit durchschlüpfen: der ganz heterogene Sinn der vom Theaterwesen entlehnten Einkleidung wird vielleicht nicht Allen klar werden, weil sie in dem theologischphilosophischen Vorspiele selbst zu eifrig mitagieren, um Unrath zu merken. Was den Theaterdirektor betrifft, über den hier viel spekuliert wird, so ist er eine liberale Person, die gern Jedes in seiner Art leben läßt; wenn nur die Lampenputzer nicht in seinem Namen empfindlich werden, daß man ihren Verkündigungen über ihn den schwäbischen Dialekt aufrückt.

Dieß sind ungefähr die Schalkheiten, die sich unter dem ehrsamen Titel Volksmärchen (Böcke unter den Schafen) eingedrängt haben. Kann ihnen die unbesonnene Leichtigkeit, womit sie in die Welt gesprungen sind, keine Verzeihung auswirken; scheinen sie vielmehr wegen des jugendlichen Talents, das noch viel dergleichen befürchten läßt, doppelt bedenklich, so wird man sie wenigstens über der kindlichen Unbefangenheit, womit die übrigen Stücke behandelt sind, vergeßen. Man erkennt in allen dieselbe Hand, aber gewiß nicht an der Einförmigkeit der Manier. Der Dichter bestrebt sich vielmehr überall den Ton des Gegenstandes zu halten, und er trifft ihn gewöhnlich mit der Sicherheit einer unabsichtlichen Richtung. Deshalb konnte er aus der Geschichte von den Heymons-Kindern, in zwanzig altfränkischen Bildern, nichts Anderes machen wollen, als einen poetischen Holzschnitt. Die genaue Beobachtung der Perspektive muß man einem solchen schon erlaßen; aber in den eckichten und groben Umrißen dieser kolossalen Figuren dürfte leicht mehr Natur und Charakter sein, als in der Kritik eines Kunstrichters, der sie unnatürlich und charakterlos nennt, ihre Erdichtung der Unwißenheit und dem Aberwitz zuschreibt, und das Ganze vornehm in die Jahrmarktsbuden zurückweist. Man sollte sich doch hüten, in einem prosaischen Zeitalter ehrliche alte Volkssagen so schnöde anzulaßen, denen es, wie unförmlich sie auch sonst sein mögen, schwerlich ganz an poetischer Energie fehlt. Auf dem Grund und Boden solcher Märlein ist der Feenpallast des göttlichen Meisters Ariosto erbaut; und es könnte schon deswegen anziehend sein, sie in ihrer ursprünglichen rohen Treuherzigkeit vorgeführt zu sehen, um damit die welschen Umbildungen eines hellen und feinen Verstandes zu vergleichen. Der jüngste

und gewaltigste unter den Heymonskinder, Reynold, ist Ariostos Rinaldo,

Figliuol d'Amon, Signor di Mont' Albano;

und sein Pferd Bayart, das in der Geschichte eine so große Rolle spielt, und zuletzt der Aussöhnung seines Herrn mit Kaiser Karl aufgeopfert und ertränkt wird (eine Begebenheit, welche Kindern und auch Erwachsenen, welche sich noch nicht gegen dergleichen abgehärtet haben, immer eine große Rührung kosten wird, wie der Hund Argos beim Homer), ist derselbe Bayardo, der gleich zu Anfang des Orlando furioso so klug, gewandt und stark erscheint. Hat dieß treffliche Roß etwa keinen Charakter, weil die Motive seiner Handlungen nicht gründlich genug nach der Pferdepsychologie zergliedert worden sind? Das ist nun so die Art der Poesie, daß sie die lebendigen Kräfte hinstellt, unbekümmert um das Problem, warum ihre Eigenthümlichkeit grade diese und keine andre ist. Wenn nicht ein geheimer Grnnd zu einem bestimmten Dasein in ihnen läge, so wären es ja eben keine Naturen.

In der wundersamen Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence hat sich der Erzähler eine zu schwere Aufgabe gemacht, die vielleicht nicht rein zu lösen war. Die Anlage ist einfältig,

Und tändelt mit der Unschuld süßer Liebe,
So wie die alte Zeit;

aber diesen Gang der Begebenheiten sollte nun ein Spiel der Empfindungen entfaltend begleiten, das nur über den Liebenden schwebt, und sich ihnen nicht recht aneignen will. Jene schlichten Sitten und der Ausdruck einer Schwärmerei, die alle Gegenstände in ihre glühenden Farben taucht, konnten vermischt, aber nicht völlig verschmelzt werden, und man

fühlt das Fremdartige und die Willkür der Zusammenstellung. Zwar die Poesie ist die gemeinschaftliche Zunge aller Zeiten, Geschlechter, Alter und Sitten; und wenn sich die innre Regung in Gesang ausathmet, findet sie in einer höhern Region die Simplicität wieder, die ihr unter dem rednerischen Bemühen, sich in der gewöhnlichen Sprache vollständig mitzutheilen, verloren gegangen war. Die eben gerügte Mißhelligkeit erstreckt sich also nicht auf die zahlreich eingestreueten Lieder. Hätte der Dichter den lyrischen Theil der Darstellung ganz auf sie versparen, und noch mehr eine Erzählung mit Gesang (eine Gattung, von der sich eben so wohl eine mannichfaltige Bearbeitung denken läßt, als von dem Schauspiele mit Gesang) daraus machen können, als schon geschehen ist, so hätte für den veränderten Punkt der Betrachtung gewiß Alles an Wahrheit und Harmonie gewonnen. Allein auch wie es jetzt steht, fehlt es nicht an bestechenden Reizen: die Prosa geht nie so in das Blühende und Ueppige über, daß nicht eine leichtere Fülle sichtbar bliebe und ihre Bilder gestaltet eine nicht bloß fruchtbare, sondern beflügelte Phantasie.

Die reifsten Stücke in der Sammlung scheinen mir Ritter Blaubart und der blonde Ekbert, jenes unter den dramatischen, dieses unter den erzählten: es läßt sich daraus ungefähr abnehmen, was Tieck in beiden Gattungen leisten kann, ohne daß ich entscheiden möchte, zu welcher ihn seine Anlagen mehr hinneigen. Die Umgebungen, wodurch das Ammenmärchen Blaubart zum Umfange eines Schauspiels erweitert ist, sind mit Einsicht und Schicklichkeit gewählt: nichts Ablenkendes und Störendes, wenn auch manches Entbehrliche ist in die Zusammensetzung aufgenommen worden. Die Figuren sind bestimmt gezeichnet, vielleicht durch zu

schneidende Gränzen gesondert: wenn man nicht darauf etwas rechnen will, daß, da die ganze Erdichtung der ungeübtesten Faßungskraft entgegen kommt, auch die einzelnen Gegenstände in ihr leichter erkennbar sein müßen, als in einer erwachsenen Welt. Das Wunderbare ist in eine vertrauliche Nähe gerückt, der Dialog ist ungezwungen und ohne Anmaßung, und die Handlung bewegt sich in leichten Wendungen fort, bis sie zu den entscheidenden Momenten gelangt, wo die Besonnenheit, in der wir durch eine heitre Gegenwart immer erhalten werden, in eine lebhaftere Theilnahme übergehen kann. Die Neugier der Agnes nach dem verbotnen Zimmer steigt mit großer Wahrheit von der ersten unmerklichen Anmuthung durch alle Grade hindurch bis zu einem unwiderstehlichen Gelüste, ohne daß sich der Dichter auch nur einen Augenblick zu lange dabei verweilt hätte. Durch die Behandlung der folgenden Scenen hat er gezeigt, daß er selbst eine volle tragische Wirkung zu erreichen fähig ist, wo sie, wie durch den Schrecken geschieht, unmittelbar die Phantasie berührt. Es ist ein meisterhafter Zug, wie Agnes in ihrem zerrütteten Zustande zu sehen glaubt, daß sich das Gesicht der Alten während der Gespenstergeschichte verzerre; und eben so ergreifend offenbart sich überhaupt ihre Angst, ohne in ein widerwärtiges Grausen überzugehn.

Im blonden Ekbert werden ebenfalls Schauer erregt, an denen keine Häßlichkeit der Erscheinungen Theil hat, und die um so überraschender treffen, weil sie nicht mit großen Zurüstungen herbeigeführt werden. Durch die ganze Erzählung geht eine stille Gewalt der Darstellung, die zwar nur von jener Kraft des Geistes herrühren kann, welcher 'die Gestalten unbekannter Dinge' bis zur hellen Anschaulichkeit und Einzelnheit Rede stehn, deren Organ jedoch hier vor-

züglich die Schreibart ist: eine nicht sogenannte poetische, vielmehr sehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetisierte Prosa. Das Geheimniß ihres Maßes und ihrer Freiheit, ihres rhythmischen Fortschrittes, und ihres schön entfaltenden Ueberflußes hat, für unsre Sprache wenigstens, Goethe entdeckt; und die Art wie Tieck dessen Stil, besonders im Wilhelm Meister und in dem goldnen Märchen, dem Märchen par excellence, studiert haben muß, um es ihm so weit abzulernen, würde allein schon seinen Sinn für dichterische Kunst bewähren.

Die schmeichelnden kleinen Lieder habe ich oben bei Gelegenheit der Magelone erwähnt; auch in den andern Stücken sind ihrer einzelne eingeflochten. Es liegt ein eigner Zauber in ihnen, dessen Eindruck man nur in Bildern wiederzugeben versuchen kann. Die Sprache hat sich gleichsam alles Körperlichen begeben, und löst sich in einen geistigen Hauch auf. Die Worte scheinen kaum ausgesprochen zu werden, so daß es fast noch zarter wie Gesang lautet: wenigstens ist es die unmittelbarste und unauflöslichste Verschmelzung von Laut und Seele, und doch ziehn die wunderbaren Melodien nicht unverstanden vorüber. Vielmehr ist diese Lyrik in ihrer heimlichen Beschränkung höchst dramatisch; der Dichter darf nur eben die Situation andeuten, und dann den süßen Flötenton hervorlocken, um das Thema auszuführen. In diesen klaren Thautropfen der Poesie spiegelt sich alle die jugendliche Sehnsucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem was der frische Glanz der Morgensonne enthüllt, und der schwülere Mittag wieder mit Dunst umgiebt; die ganze ahndungsvolle Wonne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben dieses Helldunkel schwebt und wechselt darin: ein Gefühl, das nur

aus der innersten Seele kommen kann, und doch leicht und lose in der Außenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der vollen Brust weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leise herüberhallen. Es ist der romantische Ausdruck der wahrsten Innigkeit, schlicht und phantastisch zugleich.

Um mehr als alles bisher Gesagte in eins zusammenzufaßen: ich weiß nicht, wer außer Goethen unter uns ähnliche Lieder gedichtet hätte. Wenn man nun dazu und zu der Nachbildung der götheschen Prosa hinzunimmt, daß Tieck nach dem Beispiele desselben Meisters in dem Prolog die hans-sachsische Manier glücklich genug auf neuere Gegenstände angewendet, so sieht man, daß er sein Vorbild eben so wenig einseitig gefaßt hat, als er ihm ohne selbständige Aneignung nachgefolgt ist. Er verbindet damit ein tiefes und vertrautes Studium Shakspeares (für den Goethe ein neues Medium der Erkenntniß geworden ist, so daß nun von beiden gemeinschaftlich eine Dichterschule ausgehen kann), und eben das, was ihn für die Entwickelung seiner Anlagen so richtig leitete, läßt hoffen, daß er sie auch vor ungünstigen Einflüßen zu bewahren wißen wird. Seine Einbildungskraft, die sich im 'William Lovell' zum Theil in trüben Phantomen herumtrieb und ihre Flüge verschwendete, ist seitdem auffallend zu größerer Heiterkeit und Klarheit hindurchgedrungen. Das Trauerspiel 'Karl von Bernek' und sonst hie und da Spuren von Gewölk gehören noch dem ersten Morgennebel an: in jenem weniger das Einzelne, als die Kraftlosigkeit des Ganzen. Man schreibt freilich die Trauerspiele nicht so obenhin: in dieser Gattung artet allzugroße Leichtigkeit unfehlbar in Oberflächlichkeit aus. Enthaltsamkeit und Mäßigung, seltne Eigenschaften bei jungen Dichtern, sind dem Verfaßer der Volksmärchen so natürlich, daß sie

für ihn keiner besondern Empfehlung bedürfen; desto mehr hat er die zweite Hälfte von dem Rath seines Freundes Shakspeare zu beherzigen, der, wie er den Schauspieler ermahnt hat, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten, zu der ersten Warnung vor dem Overdone sogleich die zweite vor dem Come tardy off hinzufügt. Er vergeße nicht, daß alle Wirkung der Kunst einem Brennpunkte gleicht, diesseits und jenseits dessen es nicht zündet, er behalte immer ihr Höchstes vor Augen, und achte sein schönes Talent genug, um nichts Geringeres leisten zu wollen, als das Beste was er vermag. Er sammle sich, er dränge zusammen, und ziehe auch die äußern Formen vor, welche von selbst dazu nöthigen.

Notizen.
1799.

Vorbemerkungen.

Vortreffliche Werke pflegen sich selbst zu charakterisieren, und in dieser Rücksicht ist es überflüßig, wenn ein Andrer dasselbe Geschäft noch einmal verrichtet, was der Autor ohne Zweifel schon gethan haben wird. Ist eine solche Charakteristik indessen, wie sie es immer sein sollte, ein Kunstwerk, so ist ihr Dasein zwar nichts weniger als überflüßig, aber sie steht ganz für sich, und ist so unabhängig von der charakterisierten Schrift, wie diese selbst von der in ihr behandelten und gebildeten Materie. Sie dürfte dann geschickter sein, denen, die schon eingeweiht sind, einen noch tieferen Blick in den unerschöpflichen Geist eines originellen Gedichts oder einer reellen Philosophie zu geben, als völligen Laien die erste Bekanntschaft mit solchen Mysterien zu verschaffen.

Daher wird auch diese höhere Kritik mehr das anerkannt Klassische, sei es noch so alt, zum Anlaß und Gegenstand ihrer Thätigkeit wählen, als jede merkwürdige Neuigkeit, die am litterarischen Horizonte erscheint, aufmerksam beobachten, und das Bemerkte in der Kürze aufzeichnen. Dieses letztere ist es eigentlich, was eine litterarische Zeitung vorzüglich leisten sollte, damit der Leser, welcher mit Auswahl zu seiner eigenen Bildung lesen will, von allem, was ihm interessant sein muß, früh genug Nachricht erhielte. Nicht bloß eine Nachricht, daß so etwas da sei, sondern eine Auseinandersetzung, was es eigentlich sei; Alles mit steter Rücksicht auf ihn, auf seine Bildung und auf die Mißverständnisse, deren Möglichkeit man bei ihm voraussetzen darf, in einer allgemein verständlichen Sprache klar und kurz. Aber freilich ist die Kürze relativ: denn wenn ein Werk etwa aus einem Standpunkt, der noch nicht populär ist, betrachtet sein will, so muß dieser Standpunkt erst aufgestellt und an den populären angeknüpft werden; oder wenn das Werk, wie es bei Philosophen der Fall sein kann, seine eigene Sprache redet, also seinen Charakter selbst auch nur in dieser Sprache giebt, so ist es nöthig, da in das Mittel zu treten und den Zweck des Ganzen in die allgemeine Sprache zu übersetzen und neu darzustellen. Doch solcher Werke giebt es immer nur sehr wenige, und die Menge derjenigen, von denen der gute Leser eigentlich gar keine Notiz nehmen, und der gute Kritiker gar keine Notiz geben sollte, ist so unermeßlich groß, daß es wohl eher an vielen andern Dingen, als an Raum und Zeit gebrechen würde, um das Ideal einer litterarischen Zeitung zu realisieren.

Für jetzt scheint es am zweckmäßigsten, daß die Einzelnen für sich zur Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses

beitragen was sie mögen und vermögen. Und wenn dieß in einem Journal geschieht, wo die Herausgeber zugleich die hauptsächlichsten Mitarbeiter sind, so hat der Leser dabei den Vortheil, daß er die Urtheilenden aus ihren eignen Arbeiten schon kennt, und also leicht wißen kann, in wiefern er mit ihnen übereinstimmt.

Wir haben uns daher entschloßen, unsern Lesern von Zeit zu Zeit Notizen über die merkwürdigsten Produkte der einheimischen Litteratur zu geben. Es ist dabei nicht die Absicht, den Charakter wichtiger Werke zu erschöpfen oder immer förmliche Exempel kritischer Virtuosität aufzustellen; sondern nur ihren Charakter, ehe die öffentliche Meinung ihnen schon einen vielleicht unrichtigen gegeben hat, im Allgemeinen vorläufig, in jeder freiesten Form die nur zum Zweck führt, zu bestimmen, damit weder das Vortreffliche, weil es keinen berühmten Namen an der Stirn trägt, unbekannt bleibe, noch was schlecht oder mittelmäßig ist, der Autorität wegen für gut gelte.

Wir werden auch wohl auf einzelne Aufsätze in Journalen Rücksicht nehmen, und uns dann und wann eine kleine Episode in die ausländische Litteratur erlauben; wenn der Begriff der Episode da statt finden kann, wo noch gar keine Ansprüche auf Vollständigkeit gemacht werden. Selbst Nachrichten über Kunst und Theater bei uns und bei den Fremden würden wir gern geben, wenn wir nur hoffen dürften mehrere zu erhalten, die unserm Sinne nicht widersprächen.

Wir werden unsre Ansichten so klar als möglich darzustellen versuchen, und die Motive nie verschweigen. Aber freilich giebt es Fälle, wo es am besten ist, kategorisch zu urtheilen, und das, wodurch das Urtheil motiviert ist, in

dieses selbst hineinzulegen, ohne alle Förmlichkeit; auch giebt es in jeder Kritik, sie mag noch so förmlich sein, irgend einen Punkt, wo das Motivieren ein Ende hat, und wo es nur darauf ankommt, ob der Leser mit dem Beurtheiler übereinstimmen kann und will. Wir erkennen dieß ausdrücklich an und gestehen sonach, daß diese Notizen zwar, insofern sie sich bemühen werden, den litterarischen Fortschritten der Zeit auf dem Fuß zu folgen — zum Archiv der Zeit, aber nur zu einem Archiv der Zeit und 'unsers' Geschmacks gehören werden. Um jedoch auch der 'Zeit und ihrem Geschmacke' sein Recht widerfahren zu laßen, werden wir auch den neuesten litterarischen Unarten immer einige flüchtige Worte schenken, und wir glauben das ernste Geschäft keineswegs zu entweihen, sondern vielmehr zu erheitern, wenn wir dem Cachinnus, dem höchsten besten Gotte, der einen so großen Theil der vaterländischen Litteratur zu seiner und zur allgemeinen Belustigung muthwilligerweise erschaffen zu haben scheint, ländlich bescheidne Geschenke von seiner eigenen Gabe darbringen.

Germanische Bardengesänge.

In verschiednen Zeitungen wird bekannt gemacht, daß ein deutscher Edelmann auf die Entdeckung der 'alten Bardengesänge', welche Karl der Große hatte aufzeichnen laßen, oder auch nur eines einzigen davon, einen Preis von 100 Dukaten gesetzt hat. Hr. Gräter verspricht nähere Nachricht darüber in seiner Zeitschrift Braga und Hermode. Der Patriotismus, welcher zu dieser Preisaufgabe bewogen hat, ist gewiß sehr rühmlich. Schade nur, daß dabei ein freilich popular gewordner Irrthum zum Grunde liegt. Es wird

daher nicht undienlich sein, zu erinnern, daß der Preis sicher nicht gewonnen werden kann, daß sich also nur Niemand auf vergebliche Mühe einlaßen mag. Fürs erste haben die alten Germanier keine Barden gehabt, folglich auch keine Bardengesänge. Das Wort 'Barde' ist gallisch, und die heillose Verwirrung der gallischen Völkerschaften mit den germanischen unter der griechischen Benennung der Celten ist schon längst für ungültig erkannt. Daß die Germanier Schlachtgesänge gehabt, Lieder auf ihre Stammväter, und daß sie noch zu Tacitus Zeiten den Arminius besungen, wird bezeugt; aber nirgends, daß die Sänger einen eignen Stand bei ihnen ausgemacht haben. Wo die Nationalgesänge einer solchen Zunft anvertraut sind, welcher Alles daran gelegen ist, sie zu erhalten, da können sie in der mündlichen Ueberlieferung selbst Veränderungen der Dynastie und Religion lange überdauern, wie einige nordische Beispiele gezeigt haben. Auch ohne das, wo ein Völkerstamm unvermischt in uralten Sitten beharrt. Aber wie läßt sich denken, daß das Gedächtniß eines Ariovistus oder Arminius sich die lange Periode der allgemeinen Gährung und Wanderung hindurch, wo in den neuen Völkerbünden selbst die Namen der alten Stämme zu Grunde giengen, Jahrhunderte lang nach Annahme des Christenthums erhalten habe? Und wird Karl der Große, der alle Spuren des Heidenthums auszurotten suchte, bemüht gewesen sein, Gesänge dem Untergange zu entreißen, in denen ohne Zweifel das Lob der Helden mit heidnischer Mythologie verwebt war? Die germanischen Sprachen aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt waren schwerlich im achten noch verständlich; und hätten sie sich mit dem Fortgange der Zeit umgewandelt, und wären etwa in der Sprache des Kero und Otfried abgefaßt gewesen: wie könn-

ten wir ihrer Aechtheit und ihres Alterthums gewiß sein? Endlich, wie lautet das einzig vorhandne Zeugniß des Eginhart über diese Sache? Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit.' Wo ist hier nur eine Spur, die auf jene ältesten Zeiten der heidnischen Germanier hinwiese? Barbara heißt nach dem damaligen Sprachgebrauch nichts weiter als 'nicht lateinisch'; Gedichte, die vor zwei oder dreihundert Jahren entstanden sind, kommen uns schon sehr alt vor: wie viel mehr, wo es keine rechte Zeitrechnung giebt, und die mündliche Ueberlieferung Alles in eine unbestimmte Ferne wegrückt. Kurz, Eginhart konnte sich nicht anders ausdrücken, wenn von Gedichten die Rede war, welche die Geschichte der älteren fränkischen, burgundischen und langobardischen Könige enthielten. — Aber wie, wenn der Inhalt der auf Karls Befehl aufgeschriebnen Lieder, in einer späteren Bearbeitung, wirklich auf uns gekommen, schon längst bekannt, und das Nachsuchen also doppelt vergeblich wäre? Das Lied der Nibelungen bezieht sich auf burgundische Geschichten aus dem fünften Jahrhundert; Johannes Müller (in der Beurtheilung der müllerschen Ausgabe in den Götting. Anz. vom J. 1783.) glaubt, die Grundlage der Fabel sei schon zu Karls des Großen Zeiten vorhanden gewesen. Wirklich deutet die herbe Wildheit dieser kolossalischen Dichtungen auf hohes Alterthum: das eigentlich Ritterliche kann ihnen in der Behandlung aus dem Zeitalter der Minnesinger, die wir besitzen, erst angebildet sein. Daß der ältere Text durch diese verdrängt wurde und gänzlich verschwand, darf uns nicht wundern. Scheint es doch dem Heldenbuch, dessen Sagen zum Theil mit denen im Liede der Nibelungen in Verbindung stehn, bei der Modernisierung zum Behuf

seiner Erscheinung im Druck eben so ergangen zu sein. Doch es ist hier nicht der Ort, obige Hypothese weiter auszuführen. Die Geschichte unsrer Sprache und Poesie bedarf noch von so vielen Seiten aufgehellt zu werden, daß sich an die Stelle jener Preisfrage leicht andre setzen ließen, von denen mehr Erfolg zu hoffen wäre.

Lichtenberg.

Seit in dem vorhergehenden Aufsatze 'über Zeichnungen zu Gedichten'*) die den Hogarth betreffende Stelle geschrieben ward, hat Deutschland an dem Erklärer seiner Kupfer einen der sinnreichsten Schriftsteller verloren. Er hatte grade eine schalkhafte Note mitten durchgeschnitten, als die Parce seinen Lebensfaden entzweischnitt, und man kann gewiß nicht sagen, daß er seinen Witz und seine liebenswürdige Laune überlebt habe. Die fünfte Lieferung der Kupferstiche zeigt noch deutlicher als die vorhergehenden die platte Tendenz der hogarthischen Gattung; der erst seit Lichtenbergs Tode erschienene Text dazu dagegen um so ausgezeichneter die Feinheit, womit er sie liberalisiert, die Bereitwilligkeit, aus eignen Mitteln zuzubüßen, wo ihn sein Kommittent im Stiche läßt, die Kunst der Wendungen und Uebergänge, um seine Anmerkungen zu einem beziehungsvollen und reichen Ganzen zu erweitern. Freilich können bei solchen Umständen seine Einfälle nicht immer das Ansehen freiwilliger und augenblicklicher Entstehung haben, sie gerathen zuweilen ins Spitzfindige, Weithergeholte und Verworrne. Ueberhaupt hat

*) [S. den Aufsatz aus dem Athenäum II. 2. S. 193. ff. oder den Krit. Schr. Nr. XX. in Band 9. S. 102. ff.]

Lichtenberg dem Hogarth so viel geliehen, daß man bei einem Urtheil über diesen wohl auf seiner Hut sein muß, die Grundfäden von dem feineren Einschlage des Auslegers zu unterscheiden. Wer die Fortsetzung des unvollendeten Werkes unternehmen wollte, müßte sich selbst sogleich für einen witzigen Kopf erklären: eine Maßregel, die, wenn man sie nicht recht durchzusetzen weiß, dazu führt, von Andern für das grade Gegentheil erklärt zu werden; welches allerlei unangenehme Namen trägt. Hier gilt es, den Wein selbst anzapfen, nicht bloß wie ein *) Böttiger das leere Faß vor sich herrollen, worin so oft die angeblich litterarische Thätigkeit besteht.

Ueber H—r's 'Kritisches Gespräch' und Ueber Weiblichkeit in der Kunst, in der Natur und in der Geschichte.

In den Musageten (98. 4. St.) haben sich zwei kleine Aufsätze, 'kritisches Gespräch' und 'über Weiblichkeit in der Kunst, in der Natur und in der Gesellschaft', beide mit H—r unterzeichnet, verirrt, wer weiß durch welchen Zufall, aber verirrt gewiß, denn sie gehören gar nicht in das Gefolge dieses lahmen Musenführes, wie er auch durch eigenhändige Noten deutlich zu machen gesucht hat. Das Gespräch enthält Urtheile über die beiden engländischen Schriftstellerinnen, Mrs. Inchbald und Mrs. d'Arblay, artig eingekleidet in eine Unterhaltung zweier Freunde, wozu eine Anzeige des Romans Nature and art von der ersten in der A. L. Z. den Anlaß giebt. Die Beliebtheit, Fruchtbarkeit und Ma-

*) Böttiger 1799.

nier der Verfaßerin von Evelina, Cecilia, Camilla u. s. w. wird mit der interessanten — Armut der Mrs. Inchbald zusammengestellt. Ueber die erste ist schwerlich noch etwas so Durchgreifendes gesagt worden. — Der andre Aufsatz schließt sich dem Inhalt und Geist nach an diesen an: er ist ungemein belebt und anziehend geschrieben, voll gutgedachter Winke, die reicher und treffender sind, als förmliche methodische Abhandlungen über die Weiblichkeit. So muß man eben von ihr reden, so muß man sie nehmen. Einzelne Hinweisungen, anschauliche Beispiele sind ihr viel gemäßer, als ein vollständiges System, das sie grade recht vernichtet, statt sie festzusetzen. Der Verfaßer freut sich darüber, daß Deutschlands erster Dichter zugleich der Dichter der Weiblichkeit ist; dieß werden auch die Frauen eben so schön als billig finden.

Mary Wolstonecraft.

In dem eben erwähnten Aufsatze wird die Bemerkung gemacht, daß die Nationen nicht so verschieden von einander sind, als es oft der Charakter beider Geschlechter in der nämlichen Nation sein kann, wie z. B. die Engländerin von dem Engländer, und, wir müßen hinzusetzen, die Engländerin von der Engländerin. Davon zeugt das Leben der bekannten Mary Wolstonecraft, von ihrem Freunde, nachherigem Gatten, William Goodwin, beschrieben. Woher hat sie doch ihren Charakter, ihre Vorurtheilslosigkeit genommen? Sie ist weit merkwürdiger dadurch, als durch ihre Schriften, die keineswegs über die englische Bildung hinausgehen und zum Theil einen etwas steifen Zuschnitt haben. Wie viel Beharrlichkeit, Innigkeit und edler Kampf mit dem Unglück!

Die Freiheit ihres Geistes konnte sie nicht über das häufige Looß ihres Geschlechtes hinwegführen; sie wurde von dem Mann gefühllos verlaßen, dem sie sich anvertraut hatte, und ihr Herz brach darüber. Ihr Geschichtschreiber schildert ihr Aeußeres sanft und anmuthig, und wenn das Bildniß, das vor der deutschen Uebersetzung steht, ihr glich, so müßen wir ihm glauben. Freilich verändert es die Sache erstaunlich, ob die Vertheidigerin der Frauenrechte ein widerwärtiges Mannweib war, für welches schon die Natur auf das schönste aller Rechte Verzicht geleistet hatte, oder ob ein zartes liebendes Wesen kühn die Forderungen der Vernunft geltend machte. Was den Grund und Boden der gewöhnlichen Weiblichkeit ausmacht, das war bei dieser selbständigen Frau gleichsam die letzte Hand und Zierde. Selbst die Heftigkeit, die ihr Freund nicht wegleugnen will, würde gemildert worden sein, wenn sie glücklicher gewesen, es früher geworden und länger geblieben wäre. Sie wurde stiller und heiterer im Arm der Liebe. Aber auch im Zustande der gewaltsamsten Spannung, auf einer Reise durch Norwegen, die sie in Geschäften ihres schon aufgegebnen Geliebten unternahm, erscheint sie eben so liebenswürdig als wunderbar: allein unter den Scenen einer wilden Natur, mit ihrem entschloßnen Muthe und festen Blicke bei einem höchst verwundbaren und so verwundeten Herzen. Schade, daß ihr Ausdruck tiefer Empfindungen durch das Medium der geordneten Flachheit in den Begriffen englischer Popularphilosophen gehen mußte, zum Beweise, daß sich das Gemüth leichter als der Geist von nationaler Eingeschränktheit losreißt.

Joh. Müllers Briefe an Bonstetten.

Wenn eine leere und planlose Zeitschrift durch Einen vortrefflichen Beitrag bedeutend werden könnte, so müßte dieß dem deutschen Magazin widerfahren sein, da es ihm vergönnt wurde (im 15., 16. und 17. B.) die 'Fragmente aus den Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund', der Welt mitzutheilen: Johannes Müllers Briefe an Bonstetten, während der Jahre 1775...1778 in der Schweiz geschrieben, in denen er dem angebeteten Freunde seine ganze Seele hingiebt, ihn zum Vertrauten von Allem macht, was er will, was er verehrt und liebt. Welch ein herrliches Gemüth und ernstes großes Streben offenbaren sich da! Wie weihet sich der junge Mann, zu werden was er seitdem wurde, der erste Geschichtschreiber der Neueren, oder vielmehr der letzte der Alten, wie Brutus der letzte Römer war! Solche Andacht, solche Arbeit, und eine beständige Gegenwart des höchsten und würdigsten Zieles. Den ganzen Menschen in sich bildet er zu dem erwählten Berufe seiner Kunst. Die Briefe sind allein schon wegen der schönen Harmonie merkwürdig, die sie darlegen, zwischen dem, was er gewollt und was er geleistet hat. Immer war ihm aber die Verkettung der Umstände zuwider. Damals kämpfte er mit Noth, mit Abhängigkeit, mit der Schwierigkeit durchzudringen; als Mann von festgegründetem Ruhme dient er Verhältnissen, die seines Genius nicht bedurften, wenn die Gesinnungen des Helvetiers sich auch zu ihnen bequemen konnten. Die Nachwelt, wenn sie ihn im Gemälde früherer Zeiten erkennt, wird ihn in der Geschichte der unsrigen vermißen, denn die große Betrachtungsart der Begebenheiten scheint die gültigste Vollmacht bei großen Gelegenheiten zu

handeln. Ehedem konnte er seinem Vaterlande nicht auf eine würdige Art angehören: 'es schlummere', hat er prophezeit, 'und sein Erwachen werde tödtlich sein'; jetzt hat er vielleicht kein Vaterland mehr. — Der Jüngling arbeitete für die Zukunft, ja für die Ewigkeit, während ihn der Mangel des Augenblicks niederdrückte; 'er war nur glücklich, indem er komponierte', die übrige Zeit gehörte der Sorge: und doch konnte er sich nie überwinden abzulaßen, um etwa durch leichthin gestreute Saat eine bald verzehrte Frucht zu ernten. Ein Theil seines unsterblichen Werkes war geschrieben, und nun fand sich kein Buchhändler, der einen hinlänglichen Preis geboten hätte, um ihm bei der Fortsetzung Unterhalt zu schaffen. Vor zwanzig Jahren wurde es freilich noch dem jungen Schriftsteller schwerer gemacht, indessen ist die Frage, ob es ihm nicht jetzt mit seiner Geschichte eben so hätte gehen können, da nichts als eine ungewohnte, ja unverstandne Vortrefflichkeit sie empfiehlt. — Dazu kam nun noch die Pfahlbürgerei kleinrepublikanischer Censoren, und der tröstliche Rath guter Freunde, wovon einer die deutsche Sprache verwarf und das Werk französisch wünschte, ein andrer (Bonnet, der ihm auf jede Weise viel gelten mußte) seine Schreibart viel zu trocken und schmucklos fand. Er hatte wirklich Charakter nöthig, um sein Talent nicht einzubüßen.

Man sieht hier die entscheidende Wirkung, welche die Bekanntschaft mit den Alten auf ihn machte, und wie sie seiner verwandten Natur das Siegel der Erkenntniß aufdrückte. Sie trafen bei ihm nicht auf Empfänglichkeit des Geistes allein, sondern auf ein liebendes Herz. Die in diesen Briefen athmende Freundschaft ist ein Beweis davon: sie ist im antiken Stil wie seine Werke. Wer kann zweifeln,

daß sie ihn ganz durchdrungen hat, daß sie sein Trost und gleichsam die Nahrung des Bedürftigen war? In dieser, wie in jeder andern Beziehung, die aus den Briefen hervorgeht, erscheint er mit einer originalen und naiven Liebenswürdigkeit, und die kleinsten seiner Aeußerungen, seiner Urtheile, seiner Wünsche, geben Stoff für das doppelte Interesse des Verstandes und des Gefühls. Ihr gröster Reiz ist, daß sie nicht für einen Dritten dastehn, und was der Dritte nun darin findet, um so mehr der Grund seiner Seele war. Sie sind wie ächte Liebesbriefe, die zufällig in fremde Hände fallen. Der Mann kann lächeln über die Wärme seiner Jugendtage, aber er wird nur auf diesem Wege ein Mann.

Wer Müllers Schweizergeschichte kennt, muß diese Briefe lesen, um sie noch beßer zu verstehen; wer sie nicht kennt, muß sie lesen, um sich dafür empfänglich zu machen. Was Geschichte ist, darüber kann die Heiligkeit aufklären, womit Müller sie behandelt.

Amathonte.

Es klingt wie ein Märchen, der längst verschwundne Anton Wall sei wieder auferstanden, und ergötze durch Erzählung von Bagatellen; und es ist auch wirklich eins, und zwar ein persisches, Amathonte genannt. Ein Bagatelle verdient es zu heißen, und das ist keine Kleinigkeit: dabei ist es artig, schalkhaft, und oft von französischer Leichtigkeit beflügelt. Gewisse Kunstrichter werden mehr Moral und Allegorie verlangen, während die, welchen ein Märchen nichts ist, als die gaukelnden Farben der Phantasie im vielfach geschliffnen Glase der Bizarrerie gebrochen, es vielleicht noch nicht orientalisch und feenhaft genug finden. In der anfangs

gehegten Hoffnung, der Zauberer werde alle vier Brüder zum Besten haben, wird man getäuscht: zu einigem Ersatz hat der eine Bruder den Zauberer zum Besten; der vierte wird am Schluße gar vergeßen. Die Sultanin Viribi mit den funkelnden Edelgesteinen von Augen geht durch die große Unschuld ihrer Liebe für Solmar aus dem Kostum heraus: nach den ersten Vertraulichkeiten erwartet man, sie werde sich ihrem Range gemäßer zu betragen wißen. — Jedem Autor ist zu wünschen, daß ihn die Fee Amathonte dreimal umarmen möge, und Anton Wall, der die reizende Sitte aufbringt, soll nicht von dem Wunsche ausgeschloßen sein.

Romulus von Lafontaine.

Es scheint nicht billig, daß dieser Romulus im zweiten Bande der Sagen aus dem Alterthum, — eigentlich Sagen in das Alterthum hinein, — nur als Romulus *) kurzweg angekündigt wird. Da er so vieles ist, dessen sich der wirkliche nicht rühmen konnte: nicht bloß gerecht und milde, sondern zärtlich und gefühlvoll, unendlich friedsam, bis zur tugendhaften Pein verliebt, und bis zur **) Albernheit großmüthig; so sollte dieß auch auf dem Titel angedeutet sein, und das Buch könnte, nach dem Beispiele älterer bei unsern ehrenfesten Vorfahren beliebter Romane, Romuliscus und Romulisca heißen ***). Zur Vignette die kleinen Zwillingsbrüder, †) statt der Wölfin von einer Schafmutter gesäugt. Wenn nicht zum Unglücke immer die Götter genannt

*) tout court 1799. **) Niederträchtigkeit 1799. ***) oder der christliche Romulus 1799. †) von einem Schafe gesäugt 1799.

würden, so dächte man gar nicht unter blinden Heiden zu sein. Für die Liebhaber der Rittergeschichten kommt Ilia nach einer neunzehnjährigen Gefangenschaft wieder an das Tageslicht, aus einem unterirdischen Kerker, der, mit den gehörigen Modifikationen, ein wahres Burgverließ ist *). Es ist abscheulich, wie die Geschichte die ältesten Römer verleumdet hat: Romulus hat den Remus keinesweges erschlagen, sondern dieser weiche Jüngling hat sich aus Heroismus und Bruderliebe selbst entleibt. Auch bei dem verrufenen Raube der Sabinerinnen ist es so unschuldig und liebevoll zugegangen, daß sich die Engel im Himmel darüber freuen mußten. Nur Amulius ist und bleibt ein grausamer Tyrann. Romulus selbst wäre um ein Haar 'kein Mensch geworden, weil er kein Sohn sein konnte'; aber er kommt zu einer Familie, 'deren Umarmungen mehr werth sind, als alle Heldenthaten der Vorwelt', er lernt die schöne und sympathetisch gestimmte Hersilia kennen, findet seine Eltern wieder, und nun segnet sein Blick alle Völker; er lehrt seine räuberischen Hirten 'ihre Eltern zu lieben, Allen zu helfen und den Armen wohl zu thun'; ehe er sich in eine Schlacht einläßt, bittet er seine Feinde 'zu bedenken, daß sie Menschen seien'. Hierauf erbaut er Rom, und gründet durch die allerweisesten Gesetze und Einrichtungen die sanften Sitten und friedlichen Gesinnungen, wodurch, wie man weiß, dieser Staat nachher so groß wurde. Und das alles, versteht sich, ohne die geringste Einmischung von Verstand, bloß vermittelst des Herzens. Ja das Herz, in der That, — c'est un merveil-

*) Die Antiquare werden sich besonders über das Helmvisier freuen, das Romulus einmal herunterzieht, um nicht erkannt zu werden. Es ist 1799.

leux instrument! wie Boufflers in seinem Gedichte darüber sagt. Und eine unversiegbare Romanenquelle, kann man hinzufügen.

Schinks Faust.

Dem Dramaturgen Schink ist aus seinem Faust, an welchem er verschiedene Jahre gearbeitet, und wovon er in Zeitschriften Proben gegeben hat, unter den Händen ein travestierter Hamlet geworden. Man behauptet, es würde auf alle Fälle auch nur ein travestierter Faust geworden sein. Aber freilich giebt es Travestien, die es sind, ohne zu wollen, und andre die gern möchten, und nicht können.

Reise durch das mittägliche Frankreich, vom Frhrn. von Thümmel.

Als die beiden ersten Theile dieser dichterischen Reise erschienen waren, bewunderte sie ein Bibliothekar der schönen Wißenschaften, der ihre Schönheiten weitläuftig ins Licht stellte, besonders als ein gerundetes und in sich beschloßenes Ganzes: nicht das Geringste laße sich weder davon noch dazu thun. Drei neue Theile, die einige Jahre nachher diesem Kunstrichter zum Possen erschienen, und dem Buche einen plötzlichen, aber, was meistens damit verbunden zu sein pflegt, einen etwas zweideutigen Ruf verschafften, ließen die Möglichkeit einsehen, daß es noch wohl eine Weile fortgesetzt werden könne; und das jetzt erschienene sechste Bändchen beschließt man mit der Ueberzeugung, daß das Werk seiner innern Einrichtung nach niemals ein Ende zu nehmen braucht. Doch, weit entfernt, in dieser Art von *) Gränzenlosigkeit

*) Unsterblichkeit 1799.

etwas Furchtbares zu finden, wird man sich gern bequemen, von Zeit zu Zeit mit dem Verfaßer einen Streifzug in der Provence zu machen, ja wenn hier der Stoff erschöpft sein sollte, über das Meer setzen, und bis in die Barbarei nach unterhaltenden Figuren jagen. Die einzelnen Partien sind artig ausgeführt, aber in dem Ganzen ist nicht mehr Komposition, als Zusammenhang unter den Abenteuern einer wirklichen Reise zu sein pflegt, wo auch zuweilen eine reizende Aussicht für lange Stunden Weges durch die Haide entschädigen muß. Diese Sorglosigkeit der Verknüpfung äußert sich auch in kleineren Theilen: die eingestreuten Verse sind poetische Spaziergänge aufs Gerathewohl, und manchmal artet das Fortleiten der Gedanken an den Reimen in ein englisches steeplehunting aus. An drolligen Einfällen und Erfindungen fehlt es nicht: nur manchmal scheint in kleinen Umständen etwas nicht richtig zu sein, was dann der Anschaulichkeit in den Weg tritt, da doch der Romanendichter immer nur Großhandel mit Unwahrscheinlichkeiten treiben, *) im Einzelnen aber äußerst sorgfältig und genau sein sollte. — Wie sich ein berlinischer Visitator und seine Nichten beim Anfange ihrer ersten Seefahrt, wodurch sie einer großen Erbschaft entgegen reisen, benehmen, erfährt man mit nicht geringem Ergötzen; allein die Diatribe des Landedelmanns gegen den guten Geschmack ist zugleich eine Sünde dagegen, selbst nach Voltaires toleranter Erklärung über die Gattungen: denn sie ist langweilig. Ueberhaupt bleibt es dabei: Margot war die erste Liebe, und diese empfindet man nur einmal.

---

*) im Detail 1799.

Aus einem Briefe von Paris über Kotzebues Menschenhaß und Reue.

'Seit einigen Wochen weint man hier, daß die Leinwand theuer werden möchte, und rathen Sie, worüber? — Nichts als unsre alten ci-devant Thränen über Menschenhaß und Reue. Es wurde Manches sehr gut gespielt, aber Eulaliens Rolle nicht zur Hälfte so edel und schön, wie bisweilen von der Unzelmann. Das Aergste waren die heftigen Konvulsionen, die mir ordentlich medicinisch merkwürdig schienen. Die Franzosen, denen eine solche Reue ganz unbegreiflich vorkommt, glauben bonnement, der weibliche Körper müße dadurch wohl aus seinen Angeln gehoben werden, und so applaudieren sie unbändig; wie denn das Stück überhaupt einen ganz ekelhaften Beifall erhalten hat. Von einem einzigen jungen Menschen hörte ich die sehr gesunde Kritik: cependant je préférerais toujours une femme innocente à une femme convulsivement vertueuse.

Zum Beweis, wie wenig das Kostum hier immer vortrefflich ist, will ich Ihnen nur anführen, daß der Menschenfeind schwarze Beinkleider, Stiefeln mit doppelten schwarzen Aufklappen, eine ganz lange scharlachene Weste, und einen altmodischen blauen Rock mit einem kleinen Zopf hatte. Das heißt doch den Geschmack noch mehr haßen, als die Menschen!

Das Schauspielhaus erdröhnt vom Klatschen bei jeder moralischen Plattitude, die bei uns auf keine Pensionsmamsell mehr Eindruck machte. So jung ist das Volk hier, außerdem daß durch die vielfachen Revolutionsgreuel die Tugend ihnen ganz pikant geworden ist.'

Madame de Genlis, Les voeux téméraires.

Wenn man den Roman der Genlis, Les voeux téméraires in einem Strich durchgelesen hat, mit allen ihren Künstlichkeiten und appretierten Tugenden und Delikatessen, so sehnt man sich ordentlich nach ein wenig derber Natürlichkeit und Härte, wie man sich nach einer Krankheit, in der man zu Habersuppen verdammt war, nach irgend einer Säure sehnt. — Die Langeweile, welche einen wegen der gänzlichen Abwesenheit des Witzes dabei ergreift, abgerechnet, ist das Buch weder so gut noch so schlecht, als man es gefunden hat. Viel Phantasie, aber ohne Blüthe und ohne Frischheit, Alles wie im Treibhause getrieben; viel Kenntniß ihrer Welt, bonton, Galanterie, aber Alles geschnürt und im Reifrocke. Die Charaktere werden immer erst beschrieben, und dann müßen sich die Menschen in diese Vorschrift einpassen, wie die Probe zu einem Rechnungsexempel. Die Heldin, eine völlige Engländerin, wie sie sich der übertreibenden Phantasie einer Französin darstellt, flieht alle menschliche Gesellschaft mehrere Jahre lang: es wird aber doch sehr künstlicher Weise so eingerichtet, daß sie immerwährend gesehen und beobachtet wird; sie ist unaufhörlich von einem ihrer geheimen Anbeter unsichtbar umgeben, der ihre geheimsten Bewegungen sogar des Nachts in ihrem Zimmer bemerkt. Zwar liegt dieses so hoch, daß man von draußen nicht gradezu hinein sehen kann: aber der Liebhaber, der Jahre lang weder schläft noch ißt, um in immer neuen Verkleidungen unaufhörlich um das Schloß zu schleichen, kann doch wenigstens am Schatten ihrer Gestalt und ihrer langen Haare, der am Plafond sichtbar ist, wahrnehmen, daß sie unruhig auf und abgehe. Auf jedem noch so einsamen Spa-

ziergang muß sie entdeckt und gesehen werden. — Diese Eitelkeit ist mit der devotesten Ehrfurcht dargestellt und der Schleier der ausgelaßensten Pruderie über sie gehängt. Und welche Prätensionen an die Männer! Es ist naiv, so etwas zu gestehen, als wäre es sehr tugendhaft. Die Darstellung in einzelnen Scenen ist von hinreißender Lebhaftigkeit; aber Thränenströme durchwäßern das ganze Buch auf eine höchst traurige Art. Alles ist auf gut Parisisch künstlich darin: Felder und Wälder, Waßer und Brücken, Bauern und Bauernhochzeiten, sogar die Kühe dieser Bauern und die ganze Natur. In dieser Krankenluft der Verhältnisse athmet die Liebe nur mit großer Beängstigung, und verwegen ist in dem Buche nichts so sehr, als daß es sich an die Liebe wagte. Seine moralische Absicht ist übrigens nur, zu zeigen, daß es für einen Mann gefährlich sei, ein Malteserritter zu werden, von wegen des Keuschheitgelübdes; und daß eine Wittwe sich hüten muß, mit goldenen Buchstaben auf das öffentliche Denkmal ihres verstorbenen Mannes zu schreiben, daß sie niemals die Frau eines andern werden wolle; weil beide nicht sicher sein können, ob es sie nicht einmal gereuen wird.

Matthisson, Voß und F. W. A. Schmidt.

Eine Zusammenstellung.

1800.

1.

Matthisson.

*) Von dem Lieblinge unserer schwärmerischen Freundinnen der empfindsamen Landschaftmalerei ist kürzlich dreier-

*) Von Matthisson ist kürzlich 1800.

lei erschienen: Basrelief am Sarkophage des Jahrhunderts, Alins Abenteuer, und ein Nachtrag zu seinen Gedichten.

Vielleicht giebt es auch für die Poesie einen Lapidarstil, in welchem sich eine so große Masse, wie die wichtigsten Thaten und Begebenheiten eines denkwürdigen Jahrhunderts ausmachen, ohne Formlosigkeit und mit lichter Anordnung zur bündigen Kürze einer Inschrift zusammendrängen ließe. Aber wer von einem Jahrhunderte würdig reden will, muß die Uebersicht eines Jahrtausends dabei im Sinne haben. Von zufällig und *) persönlich bestimmten Eindrücken des Augenblicks dabei ausgehen, heißt, mit einer Sinnesart, die nicht über die Mauern einer kleinen Stadt hinaus kann, die Geschichte eines Reiches schreiben, oder den Himmel aus einem engen Brunnen heraus übersehen wollen. Das Basrelief am Sarkophage des Jahrhunderts entspricht daher seinem Titel gar nicht, wenn es bloß von dem Unheile der politischen Faktionen und des gegenwärtigen Krieges, und von der dabei erlittenen Schmach Deutschlands redet. Machen diese partialen Begebenheiten der letzten Jahre das Jahrhundert aus? Und gesetzt, sie könnten es vertreten, so giebt es doch wohl für sie im Zusammenhang der Bildungsgeschichte des gesammten Menschengeschlechtes noch einen ganz andern Gesichtspunkt; und ein Geist, der sich zu diesem erheben kann, wird schwerlich bei dem einseitigen Jammern über physische Leiden stehen bleiben.

Es scheint überhaupt mißlich, **) dichterische Kunstnamen aus der Bildnerei zu entlehnen: soll aber der Name Basrelief für ein Gedicht gelten, so läßt er offenbar die klarste

*) individuell 1800. **) poetische Kunstnamen aus der Plastik 1800.

und ruhigste Darstellung eines Gegenstandes erwarten, am wenigsten lyrische und lyrisch sein sollende Ergießungen einer Stimmung darüber. Also auch hierin hat der Verfaßer nur eine verworrene Vorstellung von seiner eignen Absicht gehabt. Sein Gedicht ist eine sogenannte Ode, und zwar nach ramlerischem Zuschnitt. Die Ode an den Frieden hat ihm dabei am meisten vorgeschwebt, und da diese einer der wenigen schönen jugendlichen Blicke von Ramlers nachher bis zur gänzlichen Austrocknung dürftigem Geiste war, so wäre die Wahl des Vorbildes an sich nicht zu tadeln. Allein die Nachfolge geht bis zur Erinnerung an ein Paar einzelne *) Strophen. Dann tritt auch jenes Gedicht mit weniger Anmaßung auf, es hat mehr Einfalt und Natürlichkeit, und ohne durch innige Herzlichkeit zu rühren, widerspricht es doch nicht aller Theilnahme durch Künstelei und Peinlichkeit. Hier lautet es gleich anfangs:

> Von Afrika bis zu des Gotthards Wolkenpfaden
> Rast furchtbar der Zerstörung Wuth,

und nachher:

> Des Krieges ehrner Fuß zertrat,
> Von Irlands Riesendamm bis zu den Katakomben
> Parthenopes, die Saat.

Wie soll man an den Schmerz des Dichters glauben, an welchem nicht nur die Geographie, sondern geographische Curiosa, die er auch nicht ermangelt in Noten zu erläutern, so großen Antheil haben? Mit Recht kann es von dem Gedichte heißen, was dem Jahrhundert Schuld gegeben wird:

---

*) Strophen, und dann macht jenes Gedicht weniger Prätension, 1800.

Das Mitgefühl verdumpft: man hört mit kaltem Lächeln,
Was tief die Seele sonst bewegt;

aber nicht aus dem angeführten Grunde:

Seit jeder Zephyr, der uns kühlt, ein Todesröcheln
Auf seinem Fittig trägt:

— als ob der Zephyr damit bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewartet hätte, und das Sterben nicht von jeher Sitte gewesen wäre! *) — sondern weil ein jeder Vers, der uns, statt zu erwärmen, abkühlt, irgend eine anmaßende Kostbarkeit oder Ziererei auf seinem schwerfälligen Fittig trägt. Eben so hohler Wortklang ist der patriotische Aufruf an die Deutschen, zu welchem schließlich noch die Geister der Helden bemüht werden, bei welcher Gelegenheit der Verfaßer auch den Trumpf der altfränkischen Vorstellungen über das Verhältniß der Deutschen und Franzosen, die Schlacht bei Roßbach, glücklich ausspielt. Kurz, vom 'Jahrhundert' finden wir bloß unbestimmte Allgemeinheiten, von einem 'Sarkophage' hat das Gedicht die Eigenschaft an sich, daß es Todtes und nicht Lebendiges verwahrt, und zum 'Basrelief' fehlen ihm nur Figuren und Stil; die Kälte und Härte des Steins hat es, aber nicht einmal einer edlen Steinart: das Velin, worauf es gedruckt ist, stellt geglätteten Marmor weit beßer vor.

*) Diesen unaufhörlichen Wechsel von Geburt und Tod hat schon Lucretius auf eine wahrhaft erhabene Weise ausgedrückt:

miscetur funere vagor,
Quem pueri tollunt, visentes luminis oras:
Nec nox ulla diem, neque noctem aurora sequuta est,
Quae non audierit, mixtos vagitibus, aegros
Ploratus, Mortis comites, et Funeris atri. 1828.

Mit eben solcher typographischen Pracht, und noch mit Vignetten verziert, erscheinen 'Alins Abenteuer'. Daß der Dichter uns gleich auf dem Titelblatt das Haupt der Gorgo entgegenwirft, darf den Beurtheiler nicht schrecken: auswärts gewandt, wie es jetzt steht, muß es sich auf die unausbleibliche Verwunderung des Lesers beziehn; nach dem Gedichte zugekehrt, hätte ihre versteinernde Kraft dessen Beschaffenheit erklären können. Die Zueignung an den Luftgeist Ariel kündigt fälschlich eine recht leichte hingegaukelte Dichtung an: sie ist aber ehrlicher, als sie selbst weiß, indem sie es durch ihre ungemeine Geschraubtheit deutlich wieder zurücknimmt. Das Gedicht soll, so viel wir haben entdecken können, ein spaßhaftes Märchen sein: aber der Himmel weiß, was für ein Märchen und was für Spaß! Ein Märchen ohne Verwickelung und Auflösung, überhaupt ohne Fortgang, ohne Erfindung, ohne Darstellung; und erzwungener, frostiger, feierlich-ernsthafter, unlustiger Spaß ohne Geist und Gehalt. Spaßhaft wird dem Leser gewiß nicht zu Muth, der diese Abenteuer mit der Voraussetzung zur Hand nimmt, es müße in einem angeblichen Kunstwerke doch irgend ein Sinn, ein Zusammenhang, eine Beziehung der Theile auf einander zu finden sein.

Alin, ein spanischer Ritter, verrichtet erst in Afrika eine Menge ganz ernsthafter Heldenthaten, und zeigt sich überall tugendhaft und als den Retter der Unterdrückten; hierauf erlegt er in Japan ein Ungeheuer, und als ihn der Wirbelwind einer blinden Willkür plötzlich nach Egypten führt, so geräth der Verfaßer, bei Gelegenheit, *) daß der Held sich mit den dortigen Alterthümern abgiebt, in eine

*) daß er sich mit 1800.

Erzählung seiner litterarischen Laufbahn hinein, wobei Alin immer durch spitzfindige Gelehrsamkeit oder verkehrten Geschmack lächerlich erscheinen soll. Dann wird der Faden seiner handgreiflichen Thaten wieder aufgenommen: Alin bringt auf dem Brocken den Teufel um, und der alte Witz von einer Lücke im Manuskript endigt das vom Erzähler selbst eingestandene Einerlei der Geschichte, die eigentlich keine ist. Doch es ist unmöglich, durch den bloßen Abriß einen Begriff von den vorkommenden Disparaten zu geben, und der Unglaublichkeit wegen müßen wir ein Paar Proben hersetzen. Der Anfang lautet so:

Früh, bei des Morgensterns Erbleichen,
Verließ Alin der Väter Schloß:
Laut wieherte, zu gutem Zeichen,
Dreimal sein andalusisch Roß.

Gleich den Alciden und Rinalden,
Grüßt' er, mit seinem Schildkumpan
Hans Degenhaupt von Unterwalden,
Der Helden lorbervolle Bahn.

Zuerst erschien er in Marokko,
Wo ihm ein abgefeimter Skies,
Des Gauklers Urbild im Tarokko,
Der Kaiserstadt Armiden pries.

Taub wie Ulyß, der Vielgereiste,
Dem schmelzenden Sirenenton,
Eilt' er, gewarnt vom beßern Geiste,
In sausendem Galopp davon.

Den Dey, der Mörderhorden schirmte,
Durchrannt' er mit demantnem Spieß,
Und malmte seine stolzbethürmte
Granitne Felsenburg zu Kies.

Entkerkerte gefangner Weiber
Ein ganzes Türkenparadies,

Indeß der Schildknapp ihre Räuber
In siedend Vergöl tauchen hieß.

Zwölf Ritter, durch Cytherens Gnade
Mit Rosen Amathunts bekränzt,
Höhnt' er zurück zum steilen Pfade,
Wo hehr des Nachruhms Tempel glänzt.

Hüllt' einen Fant, der, halb verschäfert,
Oft mit Sonett und Madrigal
Des Hains Dryaden eingeschläfert,
Zu beßerm Zeitvertreib in Stahl.

— — — — — — — — — —

Den Vicekönig, noch verwundet
Durch edler Fraun gerechte Wehr,
Sandt', in ein Stachelfaß gespundet,
Er auf dem nächsten Strom ins Meer. u. s. w.

Folgendes sind Stücke aus dem litterarischen Theile der Biographie:

Er zählt' im zarten Lebenskeime
Die Sippschaft bis zum jüngsten Tag,
Und jede Million der Bäume,
Die deutlich in der Wallnuß lag.

Welch Staunen! als, vom Erstlingspiepen
Der Brut im Ei, sein Preistraktat
Verherrlicht durch Bodonis Typen
Ans Licht in Salamanka trat.

Des Paradoxen großer Priester,
Sprach er dem Anerkannten Hohn;
Merkurs germanischen Tornister
Warf er im Zorn vom Helikon.

Wie blühst du, rief er, hier so spärlich,
O Zauberblume des Genies?
In Fülle zog dich, Seltne, jährlich
Vordem das Treibhaus zu Paris.

Noch immer in Apolls Revieren,
Klariſſe, Triſtram, Agathon?
Nach Rußland euch zu deportieren,
Bemannt ſich die Fregatte ſchon.

Hier dulden wir nur Mönchsgeſichter,
Der Humpen Klang, des Turneys Kampf,
Geſpenſterklupp, vermummte Richter.
Banditengräul und Höllendampf.

A l'ordre! brüllt er ungezogen,
Als, bei der Muſen Weihgeſang,
Sich königlich zum Sternenbogen
Ein Rieſenadler, Goethe, ſchwang.

Wer ſchnöder Gleißner Myſtik haßte,
Wer Garve, Mendelſohn, und Kant
In Kopf und Herz lebendig faßte,
Hieß Frömmler ihm und Obſkurant.

Er läſterte der Vorwelt Schätze
Im Vatikan und Kapitol, u. ſ. w.

— — — — — — — —

Ihm lag Athen in gleicher Ferne
Mit Grönland und Botanybay;
Drum zeigt' er klar: Wie das Moderne
Des Bildners ächter Kanon ſei.

Die Luſt am Nackten zu verwürzen,
Moderniſierte, ſehr galant,
Alin durch Pantalons und Schürzen
Des Paradieſes Urgewand;

Vergoldete die Zwickelbärte
Den Heiligen des Laterans;
Pflanzt' einen Cherub mit dem Schwerte
Fromm auf das Grabmal Hadrians;

— — — — — — — — — —

Sprach zu des Koliſeums Mauern:
Zerfleiſchter Chriſten Todesruhm,

Verwegne! wollt ihr überdauern?
Und stürzte sie zu Baustoff um;

Löst' am Gebälke die Verkröpfung,
Durch ein Dekret, vom Künstlerbann,
Und predigte, bis zur Erschöpfung,
Im Volkston gegen Winckelmann;

Kam oft gespornt, recht sanskülottisch,
Zu Ball, Konzert und Pikenik,
Den' deutschen Dreher walzt er schottisch,
Und gähnte frech bei Glucks Musik;

Pries auf Luteziens Theater
Den Gang des griechischen Kothurns,
Und schaute voll entbrannter Krater,
Den Mond? O nein! den Ring Saturns. u. s. w.

Die Art, wie in der zuletzt angeführten Strophe Alins Geschmack am französischen Trauerspiel mit seinen astronomischen Träumereien durch ein 'und' verknüpft ist, kann ein Bild vom Zusammenhange des Ganzen abgeben. Wie stimmt es zusammen, daß der Bewunderer der ehemaligen französischen Litteratur, der Goethe unregelmäßig findet, die deutschen Ritterromane vorzieht? daß der, welcher Garve und Mendelsohn Frömmler nennt, aus abergläubischem Eifer die Denkmäler des Alterthums schändet? Haben nur eine Menge Verkehrtheiten des Zeitalters auf Eine Person zusammengehäuft werden sollen, so ist auch das gänzlich verfehlt: wer setzt heutiges Tages Bernini über die Antike? Eben so sind die gelehrten Anspielungen zum Theil veraltet: wo ist z. B. noch von der Einschachtelungs-Theorie die Rede? Dazwischen stehen nun ganz erlaubte und ehrbare Untersuchungen, die Alinen allerdings Ehre gemacht haben würden, wenn er etwas Taugliches darüber geschrieben hätte. Man sieht also von keiner Seite, wo es hinaus will, und wenn man da-

mit die ersten Abenteuer zusammenhält, die ohne weitere Beziehung doch gar zu ungesalzen wären, so wird man fast versucht zu glauben, das Ganze sei nicht buchstäblich zu nehmen, es stecke irgend eine allegorische Bedeutung dahinter. Aber, nicht gerechnet, daß es eine unbillige Zumuthung wäre, sich an einer solchen Einkleidung derselben den Kopf zu zerbrechen, so müßte doch irgendwo ein Endchen vom Faden der Ariadne hervorgucken. Ungeachtet es also scheint, als wollte die voranstehende Sphinx so etwas glauben machen, bleiben wir dabei, daß das Geheimniß des Märchens, wie mancher Orden, darin besteht, gar keines zu haben. — Was rein und wahrhaft phantastisch ist, wird freilich eben dadurch wieder symbolisch: es entsteht dann ein beständiges, aber unbestimmtes Anspielen, das eben mit der Auflöslichkeit in einen Begriff den grösten Theil seines Reizes verlieren würde. Das ist der Fall bei Goethes Märchen, wo der Wechsel der heitersten vorüberziehenden Erscheinungen von geistigen Anklängen wie von einer unsichtbaren Musik begleitet wird. Hat der Verfaßer etwas Aehnliches im Sinne gehabt, so wäre er auf den schlimmsten Abweg gerathen. Die Anspielungen sind derb genug ausgeschrieben, nur die Bilder erscheinen nicht. Statt daß dort die Phantasie auf ihren eignen Flügeln getragen wird, geht hier die Künstelei unbeholfen auf den Stelzen harter Verse und seltsamer Reime einher. Was endlich den Scherz und die Ansprüche auf Satire betrifft, so machen die Noten, in welchen noch die abgenutzte Form eines Commentars mit erdichteten Namen wiederkommt, es bis zum Ueberfluße klar, daß es dem Verfaßer niemals eingefallen ist, der Witz müße auf etwas gehen. Diese zum Theil obendrein erborgten Einfälle stehen hier als nichts, aus nichts und zu nichts.

Merkwürdig bleibt bei allem dem die Verirrung gewiß von einem Dichter, den man immer unter den Korrekten gepriesen hat, und wer ein poetisches Naturalienkabinet hält, mag sogleich diesem Petrefaktum von Fratzen ohne Phantasie, von nüchternen Fieberträumen, von ungenialischer Tollheit, einen ausgezeichneten Platz darin anweisen. Den etwanigen Nachahmern dient zur Nachricht, daß sie sich Fehler wie diese nicht ohne große Mühseligkeit erwerben werden. Denn ohne Zweifel hat es der Erzähler noch saurer gehabt, als der Leser, und selbst als der Vorleser, dem doch manchmal von 'des Wortschwalls Katarakte' die Zähne knakken möchten, und dieß Märchen ist wohl eben so wenig als Rom in Einem Tage gebauet oder gedrechselt.

Wenn man sich nun unter Matthissons früheren Arbeiten nach etwas umsieht, das als Uebergang ein solches Extrem einigermaßen begreiflich machen könnte, so bietet sich in dem Nachtrage, der großentheils in den schillerischen Almanachen abgedruckte Gedichte enthält, gleich zuvörderst die 'Sehnsucht nach Rom' dar. Eine auffallende Aehnlichkeit in der ganzen Manier, dieselbe überladene Eleganz und leere Gedrängtheit des Ausdrucks, dasselbe Haschen nach ungewohnten Reimen, die mit fleißiger Künstlichkeit zusammengebracht sind, sogar bei der großen Verschiedenheit der Gattung und des Gegenstandes dasselbe Silbenmaß. Aber die Hauptähnlichkeit liegt in *) dem gänzlichen Mangel an Zusammenhang, Reihenfolge und Fortschritt. Eben so wie man die Abenteuer Alins beliebig durch einander würfeln und auf den Kopf stellen könnte, ist auch die Sehnsucht nach Rom

*) der Struktur und dem Gange, oder vielmehr Nichtgange des Ganzen. 1800.

ein bloßer Cento von Erinnerungen, wo man gar nicht sieht, wie eine die andre anregt, und die sich eben so gut ganz anders hätten stellen laßen. Indessen weil die geschilderten Gegenstände doch alle in Rom befindlich sind oder waren, und von selbst unter gewisse Rubriken fallen, so tritt hier noch eine Art von Ordnung und Einheit ein, wiewohl gar keine poetische. Hingegen im Alin, wo sich der Dichter ohne einen solchen fremden Halt ins Weite gewagt, hat er völlig die Tramontane verloren, und man kann ohne Bedenken sagen, daß, wer einmal so etwas macht, niemals ein Ganzes muß haben machen können. Dieß ist nun die andre Beziehung, worin das eben genannte Gedicht mit den früheren steht: als *) psychologische Erscheinung muß es aus diesen erklärt werden; kritisch betrachtet kann es Licht über sie verbreiten. Zwar soll und kann eine mißlungene Hervorbringung dem Verdienste beßerer nichts abziehen, wohl aber kann eine manierierte Ausartung, wenn sie aufs Aeußerste gediehen ist, die Spuren und Keime derselben Manier da entdecken laßen, wo vorhin andre Vorzüge darüber verblendeten.

Die Gedichte, welche Matthissons Ruhm hauptsächlich gegründet haben, sind von der landschaftlichen Gattung. Sie schildern theils ausgezeichnet schöne Gegenden, oder, wo dieß nicht der Fall ist, leiht ihnen doch die Bekanntschaft des Verfaßers mit der großen und anmuthigen Natur in der Schweiz, dem südlichen Frankreich und Italien, einen glänzenden Widerschein. Außerdem ist das Neue, was sie günstig von der meisten bisherigen **) beschreibenden Poesie unterscheidet, der Gebrauch lyrischer in Strophen abgetheilter

---

*) psychologisches Phänomen 1800. **) descriptive poetry 1800.

Silbenmaße. Zwar hatte schon Haller die Alpen in einer Art von Strophen geschildert, aber diese waren bei ihrem Umfange mehr auf das rhetorisch Didaktische und Sententiöse eingerichtet. Die fortgehenden *) reimlosen Versarten begünstigten bei Thompson und Kleist die ursprüngliche Formlosigkeit der Gattung, und trieben sie in zufällig durch Zeit und Ort an einander gereihten Naturerscheinungen herum. Die engere metrische Begränzung ladet von selbst dazu ein, ein landschaftliches Gemälde **) abzusondern und musikalische Einheit hineinzubringen. Hierin hat ein philosophischer Beurtheiler die ***) Ausübung des Dichters mit seiner Theorie von der Möglichkeit der ganzen Gattung übereinstimmend zu finden geglaubt: aber es könnte leicht ein tieferes Nachdenken bei der Betrachtung, als bei der Hervorbringung aufgewandt worden sein. Wenigstens verräth es keine bis zur Klarheit gediehene Absicht des Dichters, wenn er die Silbenmaße so willkürlich und unpassend wählt, z. B. eine Alpenreise in dreifüßigen Jamben beschreibt. In andern Stücken ist die Bilderreihe gar nicht hinlänglich lyrisiert, um zu dem Gebrauche selbst einer leichten Liederstrophe zu berechtigen. Das Gedicht auf den Genfersee, das nur in einer ähnlichen Epoche des korrekt sentimentalen Geschmacks eben so berühmt werden konnte als Grays Elegie auf einem Kirchhofe, ist durchaus kein Ganzes, und nachdem beträchtliche Stücke vorn und hinten dazu gekommen, und in die Mitte hineingeschoben sind, noch weniger als anfangs. Wie passen, um nur eins anzuführen, die Erinnerungen an Rousseaus Heloise zu dem unmittelbar vorhergehenden Stücke aus

*) 'reimlosen' fehlt 1800. **) zu isoliren 1800.
***) Praxis 1800.

der Urgeschichte des Erdbodens? Die empfindsame Mattigkeit des Schlußes hat man schon öfters gerügt; aber so viel ich mich erinnere, ist es noch nirgends bemerkt worden, daß der Gedanke, die uralte Wüstenei in jenen Gegenden mit ihrem jetzigen so lachenden Anblick zu kontrastieren, und die Hauptzüge dieser Schilderung aus Johannes Müllers Geschichte der Schweiz (1. B. S. 3. 4.) entlehnt scheinen: nur daß die Prosa des Geschichtschreibers viel größer und bedeutender darstellt. — Allerdings hat das Gedicht einzelne gelungne Stellen und schöne Zeilen. Diese haben sein Glück gemacht, und mußten es machen, da die meisten Leser sich nie dazu erheben, irgend eine geistige Hervorbringung als ein Ganzes zu betrachten. Wie hätte es sonst der Bemerkung entgehen können, daß Matthisson selbst in den kleinsten Kompositionen nicht Ton und Kolorit zu halten weiß?

In dem Liede 'die neue Heilige' finden sich folgende Erwähnungen unmittelbar nach einander: Pygmalion, eine Göttin, Anspielung auf Orpheus oder Amphion, der Tanz der Elfenkönigin, Geistergruß, ein Irrlicht, das nachher zum Heiligenscheine wird, wiederum Oberon, und endlich Raphaels Madonnenbilder. Ist es wohl möglich, in sieben kurzen Strophen die Phantasie ärger aus einem fremdartigen Gebiete ins andere zu hetzen? So beginnt 'der letzte Trost' mit der Schilderung einer düstern Nacht, von allen nordischen Schauern begleitet, die dem Dichter, schon wunderlich genug, die Schmerzen der Sehnsucht lindert. Hierauf blinken ihm die Sterne (da es noch zwei Strophen vorher, in dem — wohl zu merken! — nicht beweglichen, sondern stillstehenden Gemälde so neblicht und stockfinster war) Hoffnung in die Seele, und mit der vierten Strophe ist er auf einmal glücklich von der Unsterblichkeit überzeugt. Welche Psychologie

soll dieß erklären? Und wenn so etwas nicht inkorrekt zu heißen verdient, was soll denn den Namen führen? *)

2.

Voß.

Musenalmanache für 1796., 97. und 1800.

Der Herausgeber hat diese Sammlungen mit einer beträchtlichen Anzahl von Liedern in der schon bekannten Weise ausgestattet. Von einer neuen Seite lernt man ihn nicht kennen: aber gerade dieses unverrückte Stehenbleiben, oder Herumdrehen im Kreiße giebt einen Aufschluß, denn es ist ein Kennzeichen der schon in Verhärtung übergegangenen Manier. Einige Stücke ernsteren Inhalts nähern sich dem, was aufgeklärte Kirchenlieder leisten sollen, denen es freilich **) an Schwung und Innigkeit zu fehlen pflegt. Die Gesinnung darin ist löblich, der Gedanke aber und die ganze Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse geht nicht über den Horizont des gemeinen Menschenverstandes hinaus. Andre sind in einer fremden Person gedichtet: irgend ein Knabe oder eine junge Näherin ***) erzählt Schalkheiten, womit sich eine unschuldige Liebschaft anspinnt; ein Bauer-

---

*) 1800 hat diesen Uebergang: Eine Bemerkung über Mathissons Diktion und besonders seinen Gebrauch des Reimes wird sich mit dem verbinden laßen, was uns der

Musenalmanach für 1800. von Voß, der letzte,

über diesen Punkt bei Voß und F. W. A. Schmidt zu sagen veranlaßt.

Der Herausgeber hat ihn außer ein Paar Uebersetzungen aus den Alten mit etwa dreißig Liedern in

) mit aller ächten Mystik auch an 1800. *) erzählen 1800.

bursch sagt einer waßertragenden Magd allerlei Artiges, und dergleichen mehr. Das Lied ist zu eigentlicher Mimik nicht die geschickteste Form, wenigstens muß alsdann der musikalische Ausdruck den Abgang an der Unmittelbarkeit des mimischen ersetzen, und dieß kann durch keine Behandlung erlangt werden, wenn sich der Stoff nicht dazu eignet. So verdienstlich das Ergreifen der gemeinsten Naturen in ihrer ganzen Beschränktheit im Zusammenhange eines Romans oder Schauspiels sein kann, so wenig sagt es uns zu, wo sie für sich allein etwas bedeuten sollen; in einem lyrischen Gedichte erwarten wir schöne oder wenigstens anziehende Individualität. Allein wenn jenes recht gelungen sein sollte, so müßte man nicht, sowohl in der Klarheit der eingeführten Personen über sich und ihre Empfindungen, als in Eigenheiten der Sprache, den Dichter immer hindurch hören.

Der gröste Theil der Lieder bezieht sich auf Familienfeste, und würde, mit den bisherigen derselben Art zusammengetragen, ein ziemlich vollständiges ökonomisch-poetisches, nicht gerade Noth- und Hülfs-, aber doch Lust- und Arbeits-Büchlein ausmachen.*) Einige darunter besingen einen fei-

*) 1800 fährt kürzer so fort: Zufolge dem: Introite, nam et heic dī sunt! soll zwar die Poesie überall und also auch in die Haushaltung eingeführt werden; hier möchte aber grade umgekehrt nur die Haushaltung in die Poesie eingeführt sein. Versifikation und Sprache müßen das Beste thun, um das, was bei einer gewissen Gelegenheit nach Zeit und Ort vorkommt, und die darüber angestellten Betrachtungen zu einem Gedicht zu stempeln. Und welchen Ton geselliger Lustigkeit soll man sich denken, wenn 'der Ehemann' vor einem Schmause seine Bitten vorträgt.

Frau, du bist so gut! u. s. w.

[Wir wollen in diesem Abdrucke lieber die wenigen Stellen aus der

neren Naturgenuß; viele haben dagegen ein körperliches Gewicht, und es wird fleißig darin gegeßen und getrunken. Es ist gut, daß für die Haushaltung gesorgt werde: nur die Musen müßen es nicht thun. Sie hören auf, Göttinnen zu sein, wenn sie sich mit dem alltäglichen Treiben des Menschen so gemein machen, da sie ihn vielmehr vor der unbedeutenden Leere des Lebens, in die er beständig zu versinken geneigt ist, bewahren sollten. Ein Familienfest, wie das in dem 'Agneswerder' geschilderte, mochte recht artig sein, wenn es durch eine geistvolle Unterhaltung gewürzt ward; aber wodurch sonst, als durch Sprache und Versifikation, wird es zum Gedichte, da die Einheit ganz zufällig und von außen gegeben ist, und die Bilder bloß, an den Faden einer gleichgültigen Aufzählung gereiht, auf einander folgen? Wodurch wird es insbesondre zum lyrischen Ganzen? Der Verfaßer scheint hier und in ähnlichen Fällen den wesentlichen Unterschied zwischen Natur und Kunst, den unermeßlichen Abstand von gemeiner Wirklichkeit bis zu schöner Dichtung ganz aus den Augen verloren zu haben. Gern sieht man in der Rosenfeier eine Sitte erneuert, womit ein zarterer Sinn, ein geistigeres Bedürfniß seinen Lebensgenuß erfinderisch zu schmücken wußte:

In ambrosischem Rosenkranze
Trank Anakreon singend aus.
Rosen kränzten den Held zum Tanze;
Rosen flocht er nach Kampf und Strauß.
Ros', auch Götteraltären,
Ros', auch heiligen Chören,
Gabst du Kränz' um den Opferschmaus:

oben mitgetheilten Recension (A. L. Z. 1797. Nr. 1. f.) mit der letzten Bearbeitung des Verfaßers wiederholen, als durch Verweisungen den Leser störend eine Seite Papiers ersparen.]

und man läßt sich den Flug in die Fabelwelt gefallen, wenn er auch nicht ganz gelungen sein sollte. Die Ode 'vor dem Braten' (Alm. v. 96. S. 75.) ist dagegen ein rechter Gipfel von hausbackner Poesie. Der Titel ist noch zu allgemein; er sollte lauten, wie die umständlichen Angaben der Situation in alten Gebetbüchern: 'Zu singen, bevor man einen gebratenen Hasen verzehrt, der nicht auf der Jagd erschoßen, sondern von einem Bauern todtgeschlagen worden.' Dieser letzte Umstand macht obigen Braten zu einer dichterischen Behandlung noch um vieles untauglicher. Die Vorkehrungen der Küche pflegt man der Aufmerksamkeit seiner Gäste sorgfältig zu entziehn; und was ist geschickter, alle Eßlust zu verscheuchen, als wenn einem vorerzählt wird, wie das Thier, wovon man eßen soll, in der Todesangst gequiekt hat? Um dergleichen Gesellschaftlieder noch entschiedener aus dem Gebiete der schönen Kunst zu verweisen, frage man sich nur: welches Maß von Geist und Bildung man wohl in geselligen Kreißen voraussetzen dürfte, die dadurch nicht herab, sondern heraufgestimmt werden, und wo sie keine Mittheilungen von beßerem Gehalt verdrängen sollten? Durch Künsteleien der Sprache und des Versbaues wird der Mangel nur schlecht verkleidet. In folgenden Versen zum Beispiel:

Aber jeder bringt, wie billig,
Auch sein Theil von Muth!
Jeder lacht und lächelt willig;
Zank und Aerger fleucht vom Drillig
Weit nach Kalekut!

Wo des Putervolks Gekoller
Rothe Kämme schwellt:
Dorthin, Brüder, dorthin troll' er,

Wer als Eiferer und Toller
Uns den Schmaus vergällt!

Weg zu Tafelrechtsverletzern,
Krähn und Ueberkrähn!
Zu den Pfaffen, die verketzern,
Zu den Deutern und den Hetzern,
Die nicht Scherz verstehn?

macht es einen widrigen Kontrast, eine in der That etwas platte Laune in wunderliche Ausdrücke und seltne Reime, denen der Verfaßer überall nachjagt, gezwängt zu sehen. Ob 'Krähn und Ueberkrähn' Infinitive oder Substantive im Plural sein sollen? Manche der vossischen Stücke sind ganz aus entstellenden Zügen, unedeln Bildern und gezwungenen oder niedrigen Ausdrücken zusammengesetzt, z. B. der gute Wirth, und Vaterfreude.

Der Frauentanz scheint hinter dem Rücken der Grazien gedichtet worden zu sein: die groben sinnlichen Aufforderungen der Mädchen an ihre Bursche (so nennen sie ihre Tänzer) verstoßen eben so sehr wie der handgreifliche Triumph der Frauen, die auf jene herabsehen, weil nur sie 'das Männchen' mit zu Bett nehmen dürfen, gegen die Gefühle ganz gemeiner, geschweige den veredelter Weiblichkeit.

Welchen Ton geselliger Lustigkeit soll man sich denken, wenn der Ehemann vor einem Schmause seine Bitten vorträgt:

Frau, du bist so gut!
Gieb mir meinen Hut,
Heute mir zum Feste;
Daß die lieben Gäste
Uns nicht mißverstehn,
Barhaupt mich zu sehn.

oder wenn es in der Märzfeier heißt:

> Klingt, und fleckt Wein den Drillig;
> Unsre Frau verzeiht ja willig!

oder wenn in der 'bunten Reihe' die Bildung der Männer durch den Umgang der Frauen in recht züchtigem Ernst mit dem Lecken der jungen Bären verglichen wird?

> Das ist ein wahres Wort,
> Was uns die Alten lehren;
> Wir brummten noch als Bären
> Durch düstre Wälder fort,
> Wenn nicht die Weiblein uns gezüchtet,
> Und uns gestellt und aufgerichtet.
>
> Des Bären Weiblein leckt
> Die ungeformten Klumpen,
> Die zwar als Bären plumpen,
> Doch regsam und gestreckt.
> Selbst aufrecht lernt ein Bärchen wandern,
> Und steigt nach Honig, wie wir andern.

Der Enthusiasmus des Eßens bricht in der Kartoffelernte in ganz eigene fromme Ergießungen aus:

> Kindlein, sammelt mit Gesang
> Der Kartoffeln Ueberschwang!
> Ob wir voll bis oben schütten
> Alle Mulden, Körb' und Bütten;
> Noch ist immer kein Vergang.
>
> Wo man nur den Bulten hebt,
> Schaut, wie voll es lebt und webt!
> O die schön gekerbten Knollen,
> Weiß und roth und dick geschwollen!
> Immer mehr, je mehr man gräbt!
> — — — — — — — —

Nur ein Knöllchen eingesteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott sein Wesen!
Kaum sind Hände gnug zum Lesen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was ist nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch
Dampft Kartoffelschmaus für Alle!
Unsre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog.

Die Milchkuh wird vermuthlich auch mitbrummen wollen, wenn das Lied gesungen wird, und man sieht nicht, was sich gegen eine so schwesterlich angebotene Begleitung einwenden ließe.

Wo die Darstellung ihren Fleiß nicht an gemeine Wirklichkeit verschwendet, sondern sich einem idealischen Bilde nähert, wie in dem 'Rosenkranz' und der 'Schläferin', fehlt doch ein gewisses Etwas, jener zauberische Duft, der Alles lieblich verschmelzt, und jedes Wort, jeden Laut in der Verbindung zu etwas Höherem und Bedeutenderem macht. Die Arbeit der Hand, wie leicht und sicher sie auch sei, ist immer noch zu sichtbar. Gäbe es, außer der Kunst, noch ein Handwerk der Poesie, so würde Vossens Liedern der erste Rang nicht abzustreiten sein. Hierin verhalten sie sich zu den schmidtschen, bei aller Aehnlichkeit der Gegenstände und zum Theil auch der Sinnesart, wie ächte englische Manufakturwaaren zu schlecht nachgemachten. Für jemanden, der genau in diese Studien eingeht, kann Vossens Behandlung der Sprache (deren Eigenthümlichkeit ein Gemisch aus Erneuerung altdeutscher Wörter und Wendungen, aus niedersächsischem Provinzialismus und gelehrter Ummodelung ist)

und der Silbenmaße immer lehrreich sein. So hat er in der 'Schläferin' die gleitenden Reime, die überhaupt im Deutschen selten, und seit den älteren Dichtern, zum Beispiel Weckherlin, sehr aus der Acht gelaßen sind, mit Erfolg durchgeführt: nur würde es noch anmuthiger sein, wenn sie mit weiblichen, nicht mit männlichen abwechselten. *)

3.
Vergleichung.

Die Verwandtschaft zwischen den vossischen und schmidtschen Liedern ist einleuchtend genug: bei manchen gehört schon ein geübtes Ohr und Urtheil dazu, beim ersten Vorlesen zu entscheiden, von wem sie sind. Ich glaube, es würde sich niemand verwundern, wenn man unter dem 'Windmüller' den Namen Voß, und unter der 'Reise' Schmidt läse. Der Unterschied liegt mehr in Aeußerlichkeiten: so wird z. B. bei den vossischen Festen meistens jubiliert, daß es etwas so Gutes zu eßen und zu trinken giebt; der Prediger von Werneuchen freut sich hingegen, daß er nichts Beßeres hat, ihm hat das Schicksal ein uneigennütziges Wohlgefallen an der Armseligkeit beschieden. — Paradoxer könnte es scheinen, wenn Matthisson mit beiden zusammengestellt wird.

---

*) 1800 folgt: Die versuchten Kombinationen des Reimes mit klassischer Rhythmik, zu denen hier überdieß nichts Neues hinzugekommen, setzen zu ihrer Beurtheilung eine gründliche Erörterung über die oft verkannte ganz entgegengesetzte Tendenz der antiken Silbenmaße und der gereimten Versarten voraus, wovon jene die genaueste Bestimmung der Quantität fordern, diese ihrem Wesen nach sie mehr schwebend erhalten, und den Accent und die Silbenzahl herrschend machen.

Von Schmidt steht er durch die Gegenstände am weitesten ab, und doch kann man Spuren genug aufweisen, daß bei einer Vertauschung des ganzen Kreißes der Anschauungen, wenn sich dieß Experiment machen ließe, ungefähr dasselbe herausgekommen wäre. In Matthissons 'Kinderjahren' sind viele Züge ganz im schmidtschen Geschmack:

Den Hag, wo Nachbars Lotte
Zur Veilchenlese kam,
Den Teich, wo meine Flotte
Von Tannenborke schwamm;
Die alten Eichenstümpfe
Am schilfumrauschten Moor,
Die blaue Wassernymphe,
Gewiegt am schlanken Rohr;
— — — — — — — —
Die Schule, dumpf und düster,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernste Küster
Ein Weltgebieter schien u. s. w.

Wenn hingegen Schmidt (Almanach S. 169.) anhebt:

Dicht über Eis und Flimmerflocken wiegt
Sich Nebelgrau, umflorend das Gebüsch.

so ist hierin so viel Matthisson, als möglicher Weise in zwei Zeilen sein kann. Ja in folgendem Sonett:

In der Nachtviole Grau verschmelzen
Allgemach des Abends Rosengluthen,
Schwebend im Gewäßer, dessen Fluthen
Sanfter sich ans Muschelufer wälzen.

Müde von dem Gartenfleiß, vom Pelzen
Junger Apfelstämm' und Kirschenruthen,
Rast' ich hier zur Seite meiner Guten
Im Gebüsch von Haselnußgehölzen.

Nun, mein Liebchen, wider Durst und Hunger
Hol uns keinen Cyper, keinen Unger,
Aber Milch in meinem Deckelglase.

Klapp' ein Tischchen auf in diesem Grase,
Daß wir fröhlich unsre Heidelbeeren
Mit den lieben Kindern hier verzehren:

hat er im ersten Quartett Mathissons überladene Eleganz und fleißige Landschaftspinselei, im zweiten Vossens häusliche Behaglichkeit, und in den beiden Terzetten seine selbsteigene Lobpreisung des Dürftigen vorzuführen gewußt. Eines solchen Mangels an Haltung wäre wohl Matthisson, aber gewiß nicht Voß fähig gewesen;*) und Mißgriffe, wie das Geschlepp der fünffüßigen Trochäen bei lauter weiblichen Reimen (nur einmal hat Bürger diese unselige Wahl getroffen) und die Zwängung eines solchen Stoffes in die gebundene Form eines Sonetts, wo das letzte Terzett, welches der concentrierende Gipfel des Ganzen sein soll, mit Heidelbeeren kümmerlich abgespeist wird: das sind Unglücksfälle, die dem märkischen Dichter allein begegnen.

*) Ich habe hier zu viel gesagt, und sehe mich genöthigt, es zurückzunehmen. Auch in Vossens Liedern fehlt es oft an Haltung. Man lege zum Beispiel folgende Zeile einem einigermaßen in der Dichtersprache bewanderten Leser vor:

Unterm Einklang seliger Vereinung:

und gebe zu rathen auf, wovon hier die Rede ist? Vermuthlich wird er antworten: von der Harmonie der Sphären. Nun steht aber die Zeile folgendergestalt im Zusammenhange:

Lieblich dreht der Tanz im Pantoffeltakt
Mann und Weib herum, daß der Boden knackt
Unterm Einklang seliger Vereinung.

Die allen dreien gemeinschaftliche Jagd nach seltenen *) Reimen ist eine hervorstehende Ecke, wobei man die **) Verwandtschaft der Manieren auf der That ertappen, und das scheinbar Abweichende auf innere Uebereinstimmung zurückführen kann. Unstreitig können dergleichen Reime selbst im edlen Stil von sehr guter Wirkung sein, wenn sie selbst edel und wohlklingend sind, wie lichte Punkte die Hauptmomente des Gedankens hervorheben, und mit Nothwendigkeit an ihrer Stelle stehen. Wiederum wirft der scherzende Dichter den Reim mit Fleiß auf barocke und niedrige Wörter, und läßt sich zum Scheine von ihm beherrschen, weil die poetische Form auf diese Art sich selbst drollig ironiert. Führt aber der Reim in einem ernsthaften Gedichte ganz ernstlich das Regiment, brüstet er sich mit seiner Seltenheit, und mit nichts als seiner Seltenheit, wie bei Matthisson, Voß und Schmidt so häufig der Fall ist, so fürchte ich, dieß Verfahren würde, offenherzig in Grundsätzen ausgesprochen, eine umgekehrte Poetik geben, worin es hieße: das Dichten ist ein Mittel zum Versemachen; das Versemachen zum Reimen; das Reimen hilft wieder allerlei wunderliche Wörter und Redensarten an den Mann bringen, welches der letzte und endliche Zweck von Allem ist. Eben so mit den Spracherweiterungen: sie sind dem ächten Dichter nur Mittel zur Bezeichnung ***) der ihm vorschwebenden Schattierung. Wo sie an sich Zweck werden, da fallen so verschiedenartige Dinge wie die Provinzialismen und Kunstwörter der Landwirthschaft bei Voß und Schmidt, und die klassischen und artistischen Namen, die gesuchten Zusammen-

*) und schwierigen 1800. **) Analogie 1800. ***) einer ihm vorschwebenden Nuance 1800.

setzungen bei Matthisson, in poetischer Hinsicht in Eine Klasse.

Um das Obige über die Verwandtschaft und Abweichung der Manieren anschaulicher zu machen, als es durch die umständlichste Entwickelung werden könnte, sei mir die Fiktion eines Wettgesanges zwischen den drei Dichtern erlaubt, wo jeder, durch das Medium gemeinschaftlicher Reime, aber in einem ihm besonders angemeßenen Silbenmaße, dem Inhalte nach seine Eigenthümlichkeit behaupten soll.

Wettgesang.*)

Voß. Poesie wie die schwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einst: Gott gebs!
Matth. Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuschet fern den Blick, als leb's.
Schm. Rothbebackt wie ein gekochter Krebs,
Grüßt die Muse mich in schmutz'ger Juppe.

Voß. Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:
Lieder fertig' ich dutzendweis.
Matth. Wie Morgenduft die Flur entfalbe,
Das tusch' ich hin mit sauberm Fleiß.
Schm. Wer Begeistrung recht zu sparen weiß,
Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

Voß. Wie geschaukelte Mädchen wippten
Jambus **) mir sich und Anapäst.
Matth. In labyrinth'schen Bücher-Krypten
Such' ich mir Reime von Asbest.
Schm. Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.

---

*) [Auch in die Gedichte Bd. II. S. 194. ff. aufgenommen, wie auch der Verfaßer selbst diesem sehr ernsthaften Scherze eine doppelte Stelle gegönnt hatte.] **) oft mir und 1800.

Voß. Mag der muckende Krittler mucken,
Fort doch walzet die Melodie.
Matth. Umsonst bestürmt, gleich Mameluckcn,
Der Witzling meine Poesie.
Schm. Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lernt' ich unterducken.

Voß. Stets, als wär' er ein Wamms von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.
Matth. Ach, meiner Brust entsinkt der Griffel,
Wenn Mordgier zur Entmenschung schwärmt.
Schm. Hier im Dörfchen sind wir ungehärmt
Von des Stadtvolks lästerndem Geschniffel.

Voß. Wer Eßgästen sein Haus verrammelt,
Nie sei Leckeres dem bescheert.
Matth. Wo des Gefühles Lippe stammelt,
Ist schön die Sterblichkeit verklärt.
Schm. Ja, ein Biederherz wird hoch *) geehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Voß. Paß doch auf, o Gesell! und dreh um,
Denn der Braten verbrennt noch sonst.
Matth. Dich grüß' ich, Riesen-Colisseum,
Daß du des Zeitstroms Sturz entronnst.
Schm. Weil du heut ganz leer den Wocken sponnst,
Fiekchen, komm und sing mir ein Tedeum.

Voß. Wie so lustig die Ferken quieken!
Gütig ist doch und weise Gott.
Matth. Zur Kunstbeschauung der Antiken
Ward meines Geistes Auge flott.
Schm. Nicht beneid' ich den Baron von Tott,
Pfeif' ich auf dem Blatt bei Friederiken.

---

*) verehrt 1828.

Voß. Bei des winternden Herds Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!
Matth. Umeis't Natur auch Thal und Acker,
Ihr Liebling fühlt, daß Sie es ist.
Schm. Und im Winter kommt der heil'ge Christ,
Da giebt's Puppen und Dukatenkacker.

Voß. Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Frisch spaziert in das Feld hinaus!
Matth. Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfraun, Furken
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.
Schm. Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Voß. So genieß' ich mein Looß gar friedlich,
Bin von Laune nicht wenderwend'sch.
Matth. Er wohne nördlich oder südlich,
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mensch.
Schm. Ich bin nie dem Himmel widerspänn'sch;
Schiert er mich, es ist mir doch gemüthlich.

Voß. Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geschaart, das Glück.
Matth. Der Freundschaft Lächeln zu erwidern,
Strahlt sympathetisch euch mein Blick.
Schm. Und für mich ist's kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Voß.

Matthisson, deine Naturabschildrung,
Süß wie Honig und *) weich wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwildrung
Des teutonischen Urgeschmacks.

---

*) fest 1800.

Matthisson.

Bepflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlst du, o Voß! den Pindus um.
Gesotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern in Elysium.

Voß.

Schmidt, wenn sinnig du Reim' erfindest,
Wird das Hausgeräth schön benamt.
Wenn du etwas nur Griech'sch verstündest!
Da gebricht's, daß dein Vers so lahmt.

Schmidt.

Voß, wie sollt' ich mich erkühnen, dirs
Nachzuthun in stolzen Hexamétern?
Aber was ich singe, glaube mirs,
Klingt harmonisch Micheln, so wie Petern.

Matthisson.

Schmidt, deine Kunst ist sicher triftig,
Doch weilst du in der sand'gen Mark.
Schwing dein Stab zum Wandern lüftig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich versteh,
Matthisson! Doch deine Basreliesser,
Die am Sarge sprießen in die Höh:
Ist das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.

Nun so schürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Vers' im Cyklopentakt;
Hochklassisch wird durch weise Sichtung
Die Sprache, sonst so rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Diese löblich-nützliche Verrichtung.

Anmerkung zum neuen Abdruck.
1828.

Der obige Aufſatz iſt aus dem Athenäum abgedruckt, ſonſt unverändert, nur ſind in dem Abſchnitt von Voß einige Stellen aus einer früheren Beurtheilung in der Jenaiſchen Allg. Litteratur-Zeitung eingeſchaltet. Wer ſich die Mühe geben will, jene Beurtheilung ganz zu leſen, und die Gedichte damit zu vergleichen, der wird finden, daß ich gern jede Handhabe zum Loben ergriff, um den unerlaßlichen Tadel zu mildern, hingegen manche gute Gelegenheit zum Scherzen unbenutzt ließ. Ich verweilte bei den Liedern ernſteren Inhalts, ich rühmte die Geſinnung und Denkart, die ſich darin kund giebt. Dieſes, jetzt wiederholt, würde nur wie Spott herauskommen, nachdem Voß durch ſeine proſaiſchen Schriften einen für ihn ſelbſt ſo nachtheiligen Kommentar dazu gegeben hat. Er hatte eine ganz einzige Gabe, jede Sache die er verfocht, auch die beſte, durch ſeine Perſönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer; den Weltbürgerſinn wie ein Kleinſtädter; die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter; die künſtleriſche und geſellige Bildung der Griechen endlich wie ein nordiſcher Barbar.

Durch ein Paar Zeilen, die man ohne Anſtoß leſen kann, ließ ich mich ſchon beſtechen, die ‘Schläferin’ unter die idealiſchen Stücke zu zählen.

Du rothwangige Schläferin
Ruhſt ſo lieblich im Klee,
Nicht Arkadiens Schäferin
Ruhte lieblicher je!

Gleich darauf heißt es aber:

> Fremd, wie Böhmen und Spanien,
> Sah das Mädchen mich an.
> Unter Blüthenkastanien
> Stand ich lauschend, und sann.

In der ersten Zeile sind zwei sprüchwörtliche Redensarten zusammengeknetet; die eine, 'Das sind ihm böhmische Dörfer'; die andre, 'Dieß oder jenes kommt einem spanisch vor'. Die erste ist wohl daher abzuleiten, daß in den böhmischen Städten beide Sprachen geredet wurden, in den Dörfern aber nur die böhmische, so daß der Deutsche sich da nicht mehr verständigen konnte. Zu der zweiten Redensart mochte die strenge Kriegszucht Anlaß geben, welche der Herzog von Alba auch unter den deutschen Truppen einführen wollte. Ich finde den Ausdruck schon bei einem Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts. Die doppelte Fremdheit läßt sich nun aber auf den Vers selbst zurückwenden; und wenn eine andre Leseart stände, etwa:

> Wie ein Löw' aus Hyrkanien,

oder:

> Wie die Musen Uranien,

oder:

> Wie ein Türk' in Albanien,

oder:

> Kühn wie einst Lusitanien,

oder:

> Wie am Fest Epiphanien,

oder:

> Wie das Land Akarnanien,

oder:

> Wie Musarion Phanien,

oder mit geringerer Sorgfalt für die Reinheit des Reims:

Wie der Falk unter Kranichen;

so würde es, denke ich, den Lesern weder viel böhmischer noch viel spanischer vorkommen, als wie es jetzt lautet.

Bei dem Liede 'vor dem Braten' muß ich einen Irrthum berichtigen: ich habe es buchstäblich genommen, da es doch nach der Absicht des Dichters allegorisch verstanden werden sollte. Man urtheile, ob ich zu entschuldigen war.

Sei willkommen, edler Hase,
Ehrenschmuck der Tafel heut!
Nimmer duckst du mehr im Grase;
Alle wir mit vollem Glase
Läuten dir ein Festgeläut!

Ha! dich fieng der gute Bauer,
Dem du oft den Kohl geraubt.
Abends stand er auf der Lauer:
'Komm nur, sprach er, meinst du, Schlauer,
Was dem Reh, sei dir erlaubt?

Hirsch' und Rehe können grasen,
Wo nur was zu grasen ist;
Wenn sie auch mein Korn durchrasen!
Anders, wenn ein Schelm von Hasen
Mir den Winterkohl zerfrißt!

Endlich hält dich schlauen Rammler
Fest am Hinterlauf die Schnur!
Ah du, wackrer Kräutersammler,
Streckst die Löffel? Sei kein Dammler!
Du mußt her! Ja quieke nur!

Droh'n auch Brüch' und Nackenschläge,
Wenn dich hier der Förster spürt;
Was er droht, hat gute Wege!
Stöhl' er selbst mir im Gehege,
Traun, er würde selbst geschnürt!'

In der Ausgabe von 1802. (Th. V. S. 31.) legte Voß zuerst eine Anspielung in die veränderte Ueberschrift 'Das Wildrecht'. Dann gab er in den Anmerkungen einen geheimnißvollen Wink, und zugleich eine Weisung für den Beurtheiler:

> 'Um den Hasen war es wohl weniger zu thun, als um etwas Anderes, das Manchem in der Hasenlaune entgieng.'

Ach freilich! freilich! Ich bin unbegreiflich verblendet gewesen, hier nichts zu wittern; und das kam daher, daß ich in der Hasenlaune war. Jetzt geht mir endlich ein Licht des Verständnisses auf. Es sollte eine Satire auf den Adel sein, welchen Voß, wie bekannt, nicht auf republikanische, sondern auf bäurische Weise haßte; und die Moral der Fabel ist: wenn ein übermüthiger Edelmann den Bürger in seinen Rechten angreift, ihn in sein Gehege kommt, so gelten die Vorrechte des Standes, die Jagdgesetze, nichts mehr, und der Bürger kann sich selbst seine Genugthuung nehmen. Hiegegen ist nichts einzuwenden: wird aber dadurch die gewählte Einkleidung geschmackvoller?

Da einige der angeführten Beispiele an das Unglaubliche gränzen, so muß ich der Urkundlichkeit wegen bemerken, daß sie sämmtlich aus den Musen-Almanachen genommen sind. Diese habe ich jetzt nicht zur Hand, aber für die wörtliche Genauigkeit stehe ich ein. Auch wird man die meisten beurtheilten Stücke, so ziemlich unverändert, in der Ausgabe der sämmtlichen Gedichte vom J. 1802. wiederfinden. Nur vermiße ich in dem Frauentanz das Männchen, das mit zu Bett genommen werden soll; es ist aber noch genug stehen geblieben, um das gleiche Urtheil zu begründen. Hingegen in der Auswahl

der letzten Hand vom J. 1825. sind viele der getadelten Stücke ausgeschloßen worden, und dieß verdient allerdings bemerkt zu werden. Hätte die Kritik und Parodie jener Gemeinheiten doch also nachgewirkt? Wäre der Verfaßer nach einem Vierteljahrhundert in sich gegangen? Wenn Voß nachgab, so hatte der Gegner gewiß Recht.

Die Kartoffelernte ist jedoch auch der Auswahl mit eingerückt, und dieß, fürchte ich, hat Goethe verschuldet, indem er sie gegen den schon kundgewordenen Spott recht ausdrücklich in Schutz nahm, und den Sänger des Liedes bei seiner Denkart bestärkte. Ich muß mich hier gegen ein Mißverständniß verwahren. Ich habe nicht behauptet, daß eine Kartoffelernte überhaupt nicht besungen werden dürfe. Jede wohlthätige Fruchtbarkeit der Natur soll im Menschen ein dankbares Gefühl erregen, und hat es auch von jeher gethan. Daher das Opfern der Erstlinge, die Dankfeste u. s. w. — Erntefeste sind also allerdings ein würdiger Gegenstand für die Poesie. Sie sind es um so mehr, je weniger das Eingeerntete bloß dem rohen Bedürfnisse der Sättigung dient. Deswegen ist die Weinlese vorzüglich dichterisch, weil der Saft der Trauben, ohne ein Bedürfniß zu sein, heitern Lebensgenuß verschafft. Die Alten haben auch das Nützliche, das Getreide, den Oelbaum, in ihrer Mythologie verherrlicht. Sie verbanden aber mit der Erfindung des Ackerbaues den Begriff der Stiftung eines geselligen und gesetzlichen Lebens. Wir haben keinen Triptolemus, der, wie jener Liebling der Ceres das Getreide, auf seinem geflügelten Wagen die Kartoffeln allen Völkern der Erde zugeführt hätte. Es war auch nicht wohl thunlich, weil sie nur andre Arten der Anpflanzung vertreten, wobei

dem Oekonomen zusteht zu erörtern, ob nicht etwas Nützlicheres darüber verabsäumt wird.

In dieser Hinsicht scheint mir die einseitige Hervorhebung der Kartoffeln eine Ungerechtigkeit gegen die Buchweizengrütze zu sein, die ja auch in sehr unfruchtbarem Boden gedeiht. Der Mais oder türkische Waizen hat auf gleiche Ehre Anspruch zu machen: der daraus bereitete Brei, die polenta, ist die vornehmste, beinahe die einzige Nahrung der Landleute in Ober-Italien. Auf dem Theater in Mailand hörte ich einmal den Harlekin den Ausdruck Polenta-Verwüster als ein Synonym für 'Mensch' nicht ohne Wirkung gebrauchen. Volete far morire questo povero distruggitor di polenta? rief er als Advokat den Richtern mit beweglicher Stimme zu. — Es ist niederschlagend, das Menschengeschlecht als einen Haufen lebender Geschöpfe betrachten zu müßen, für welche schon durch die Aussicht auf nothdürftige Befriedigung des Hungers eine schwere Bekümmerniß weggeräumt wird. Und dennoch verhält es sich so: alle Erfindungen des Gewerbfleißes, der Weltverkehr der Nationen, die zur Wißenschaft gewordene Kunst der Staatsverwaltung, haben bisher noch keine dauerhafte Sicherheit gegen die Gefahr einer Hungersnoth gewährt.

Als Schildwache vor dem Garten der Poesie, von diesen königlichen Tuilerien, wo Niemand mit einem Wamms, Schurz und Mütze, oder mit Handwerksgeräth spazieren gehen darf, würde ich aus persönlicher Neigung die Kartoffeln gern durchpassieren laßen, wenn ich nicht befürchtete, die rumfordschen Suppen, die Holzsparöfen, die Runkelrüben, die Stallfütterung, und andres dergleichen nützliches Volk möchten sich gleich hintennach eindrängen, und es möchte mir alsdann unmöglich fallen, sie mit dem Flintenkolben abzuwehren.

'Wo hat aber Goethe die Kartoffelernte gelobt?' werden die meisten meiner Leser fragen. Man sehe die Beurtheilung der vossischen Gedichte in der Jenaischen Allg. Litteratur-Zeitung (1804. April. Nr. 91. 92.). Daß sie von dem großen Dichter herrührt, weiß ich nicht aus zuverläßigen Nachrichten: ich sage es vermuthungsweise, und auf meine eigne Gefahr. *) Die Anonymität läßt sich schwerlich behaupten, wo jeder Zug die Hand des Meisters verräth; und so wird es wohl erlaubt sein, hier eine wenig bekannte, aber sehr anziehende litterarische Anekdote zu berühren. Man erzählte damals, Voß habe Göthen, welcher die Herausgabe der genannten kritischen Zeitschrift einige Zeit lang leitete, um eine Recension von seiner Hand wiederholt und dringend angelegen; als sie nun nach begreiflichen Zögerungen endlich erschien, sei er vor Freude außer sich gewesen, während doch keinem gewitzigten Leser die Ironie darin entgehen konnte. Ob sich diese Ironie wider den Willen des Beurtheilers von selbst eingefunden, indem er wohlwollend Alles zum Besten kehrte, oder ob eine selbstbewußte Schalkheit im Hintergrunde gelauscht, das laße ich unentschieden. Nach dem Zeitpunkte der Abfaßung ist mir das letzte wahrscheinlicher. Wie dem auch sei: jeder Leser, der die vossischen Gedichte kennt, und den Verfaßer in seiner häuslichen Umgebung gesehen hat, wird das dort aufgestellte, idealisierte und dennoch so sprechend ähnliche Bildniß von ihm bewundern müßen. Nur zuweilen geht die Schmeichelei des gefälligen Pinsels zu weit; und wo das Wort 'zart' vorkommt, wird man wohl überall einen Druckfehler für 'zähe' annehmen dürfen.

*) [Sie steht auch in den neueren Sammlungen von Goethes Schriften.]

In der Auswahl vom J. 1825. sind, außer vielen Gedichten, auch die Anmerkungen weggeblieben, die eine wahre Curiosität der früheren Ausgabe sind. Dem Biographen Vossens sind sie wegen mancher darin enthaltenen Anekdoten und Charakterzüge unentbehrlich. Dem Sprachkenner darf ich von den etymologischen Artikeln eine ungemeine Belustigung versprechen. Die Worterklärungen werfen Licht auf den Sprachgebrauch des Dichters überhaupt, und insbesondere auf seine Uebersetzungen. Zum Beispiel in dem 'Dorfpfaffen' (nach Swift, wo ich nicht irre, aber vergröbert) liest man folgende Verse:

> Ein rundes Weib, — — — —
> Das, wenn dirs früh im Magen wabbelt,
> Kirschbrantwein schenkt und wenig kabbelt;

und hiezu die Anmerkung:

> 'Wabbeln von weben, sich schwach bewegen; hier vor Uebelkeit; das vermehrte quabbeln wird von zitterndem Fette, Moorgrunde, Gallert gebraucht.'

Dieß findet nun seine Anwendung auf die leichtfertigen Beschwörungen Mercutios an den Romeo bei Rosalindens Reizen:

> I conjure thee by Rosaline's bright eyes,
> By her high forehead, and her scarlet lip,
> By her fine foot, straigt leg, and quivering thigh;

welche in der Uebersetzung folgendermaßen lauten:

> Bei Rosalina's klaren Aeugelein,
> Dem hohen Vorkopf, und dem Scharlachmund,
> Dem drallen Fuß, Streckbein und Quabbelschooß.

Hinweg davon! So hätte Ostade die mediceische Venus gemalt.

Da der Wettgesang bereits unter meinen Gedichten abgedruckt ist, so gedachte ich erst, als eine neue Zugabe, die Parallelstellen aus den drei Originalien beizufügen. Um Beweise meiner Treue und sogar meiner Mäßigung wäre ich nicht verlegen gewesen. Wenn es zum Beispiel heißt:

> Mag der muckende Krittler mucken!
> Fort doch walzet die Melodie;

so finden sich als Vorbilder:

> Was, ob fern ein Blaffer blafft,
> Ob ein Flunkrer flunkert?
> Was, ob fern ein Pfaffe pfafft,
> Und ein Junker junkert?

und:

> Dem Mucker ruft er zu:
> Was, Mucker, muckest du? u. s. w.

Aber die Mühseligkeit nicht einmal gerechnet, fürchtete ich, zu sehr in eine Aehnlichkeit mit den schwerfälligen holländischen Ausgaben der Klassiker hinein zu gerathen. Und dann, die Wahrheit zu sagen, erwarte ich auch für meine litterarischen Scherzgedichte einen Kommentator von der Nachwelt.

Parny, La Guerre des Dieux.
1800.

Nicht selten giebt man schon dadurch Anstoß, daß man an einer verrufenen Sache keinen nimmt; dieß wird nämlich auf Gleichgültigkeit bei der Anfechtung des Ehrwürdigen und Heiligen, oder wohl gar auf ein Einverständniß mit

den Anfechtern gedeutet. Die welche sich nicht so leicht irre machen laßen, müßen hingegen in der entgegengesetzten Gesinnung eine übel versteckte Verführbarkeit, Kleinmuth und und Mangel an Zuversicht auf die Güte der Sache und die Festigkeit des eignen Willens wahrnehmen. Sie sind also berechtigt, an dem Anstoße jener wieder Anstoß zu nehmen, denen sie unfehlbar hiedurch von Neuem Anstoß geben werden: und auf diese Art könnte der Anstoß so lange hin und her gestoßen werden, daß zuletzt lauter Verstöße gegen die gesunde Vernunft und die freimüthige Mittheilung der Gedanken herauskämen. Das Einfachste und Unanstößigste in solchen Fällen ist also wohl, ohne alle Rücksicht auf die Schwachen seinen Gang zu gehen, und der besteht hier, wo von einem als unsittlich und irreligiös berüchtigten Gedichte, Parnys Guerre des Dieux, die Rede sein soll, darin, es bloß in poetischer Hinsicht zu beurtheilen. In so fern es ein ächtes Kunstwerk ist, werden jene Vorwürfe es nicht treffen; denn die nothwendigen Sphären und Elemente der menschlichen Bildung, Sittlichkeit, Religion, Philosophie und Poesie, können niemals zerstörend in einander eingreifen, ihr Widerstreit kann nur scheinbar sein. Dieser feste Glaube, in dem die ächte Toleranz bestehen möchte, würde an einem Beispiele bewährt werden, wenn sich fände, daß gerade aus dem poetisch Mangelhaften das in Bezug auf Religion und Sittlichkeit Tadelnswürdige hervorgeht. Aber wie soll dieß ausgemacht werden, wenn die Ereiferung nicht erlaubt, sich dem Eindrucke des Gedichts mit unbefangner Ruhe zu überlaßen.

Parnys Werk hat in Frankreich viel Aufsehen gemacht, das National-Institut hat ihm dafür den Preis der Poesie gewissermaßen zuerkannt und ihn doch davon ausgeschloßen,

wie Piron ehemals wegen seiner ausschweifenden Verse nicht in die Akadmie gelangen konnte. In deutschen öffentlichen Blättern ist darüber, so viel ich mich besinne, nirgends ordentlich gesprochen, sondern bloß die Verrufenheit ausgerufen worden, man hat das Buch verboten, nicht bloß wo man zu verbieten gewohnt ist, sondern sogar an den allgemeinen Stapelplätzen des Buchhandels. Ist denn hier wirklich ein so gewaltiger Titane und Himmelsstürmer aufgetreten, oder läßt ihn nur die Kleinheit der umgebenden Welt riesenhaft erscheinen?

Der Kampf der alten und neuen Gottheiten ist, in einem ernsteren Sinne genommen, ein wahrhaft poetischer Gegenstand. Es giebt nicht leicht ein größeres und tragischeres Schauspiel in der Geschichte, als die Zerstörung eines Götterdienstes, der die gebildetste Mythologie, die Blüthe schöner Sinnlichkeit und eben darum vergänglich, darstellte, und aller daran geknüpfter Herrlichkeiten des klassischen Alterthums, durch eine erhabne geistige Offenbarung, die auf Hintansetzung alles Irdischen drang, und selbst den innern Menschen zum Opfer verlangte. Auch ist diese Begebenheit schon mit dem ganzen Zubehör der Dichtung, mit Wundern aller Art umgeben, auf die Nachwelt gekommen. Freilich verherrlichten diese nur den Sieg der christlichen Religion, ihre ermattete Gegnerin konnte keine mehr hervorbringen, jedoch erscheint ein Mann wie Julian, der alle edlen Schatten des Alterthums zum Streite gegen das Christenthum herauf beschwor, fast im Glanz der alten Heroen. Dieser Streit entschied nichts Geringeres, als die Trennung und völlige Entgegensetzung der alten und neuen Welt. Ja er ist gewissermaßen ewig und nothwendig, denn seine beiden Prinzipe, Vergötterung der Natur und des

Lebens, und vernichtendes Hinausstreben der Freiheit über beides, sind gleich ursprünglich im Menschen gegründet; so erneuert er sich immer noch in unsern Gemüthern, indem wir das Höchste der alten und neuen Bildung zu vereinigen streben. Es begreift sich indessen, warum sich die Poesie bis jetzt so selten an diesen Gegenstand gewagt hat. Jede Mythologie (und auch eine geistige Religion wird sich, wo keine gewaltsame Hemmung eintritt, Mythologie als Symbolik ihrer innern Anschauungen anbilden) ist eine vollständige poetische Anschauung der Dinge, und soll sie mit einer andern, welche sie ausschließt, zugleich als reell dargestellt werden, so muß entweder in der Reflexion des Dichters, oder in der Welt der Erscheinungen ein gemeinschaftlicher Boden gefunden werden, welches schon eine Erhebung über beide voraussetzt. Wo aber ein solcher Punkt berührt wird, da strömt Großes und Schönes in Fülle hervor. Man erinnere sich nur an Schillers Götter Griechenlands; auch Goethes Braut von Korinth erhält hauptsächlich dadurch die erschütternde Hoheit. Es laßen sich Tragödien und Dichtungen aller Art denken, die sich um diesen Angel drehten.

Daß sich dieser Stoff auch zu einer komischen Behandlung vorzüglich eigne, leuchtet daraus ein, daß das große Vorrecht des komischen Dichters, die Gesetze der Wirklichkeit aufzuheben, und seine scherzende Willkür an ihre Stelle zu setzen, hier schon in der Sache selbst liegt. Indem er die unverträglichen Mythologien mit einander streiten läßt, wird er sie zugleich als reell und als nicht reell, als Geschöpfe der Meinung und als weltbeherrschende Wesen vorstellen, woraus eine umgekehrte Natur, ein lustiges Chaos entstehen muß, in welchem der Witz seine Blitze frei nach allen Seiten kann umherfahren laßen.

Die Wahl eines solchen Gegenstandes läßt also, besonders bei einem französischen Dichter, einen ausgezeichneten Grad von Genialitat vermuthen. Freilich muß erst die Ausführung zeigen, wie er selbst seinen Gedanken begriff, und inwiefern er wußte, was es mit seiner Absicht auf sich habe. Parnys Plan ist im Ganzen mit Verstand angelegt, die verschiednen Seiten bieten sich nach einander in einer leichten Folge dar, man vermißt nichts Nothwendiges, und es ist auch nichts Ueberflüßiges und Fremdartiges herbeigezogen. Sein Werk ist darin der Pucelle d'Orleans, dem einzigen Gedicht in französischer Sprache, womit es verglichen werden kann, und das er auch in der äußern Form unstreitig vor Augen gehabt hat, weit vorzuziehen. Voltaire hat dabei zwischen seinem Begriff vom ariostischen Rittergedicht und der scherzhaften Epopöe geschwankt; die schwerfälligere Erfindung geräth auf lauter episodische Abwege. Der Krieg der Götter ist mehr aus Einem Stück, es wird einem beständig gegenwärtig erhalten, warum es zu thun ist; auch scheint mir Ton und Schilderung im Einzelnen gefälliger und weicher. Zwar fehlt es nicht an Stellen, wo die Hauptfiktion um nichts vorwärts rückt, aber sie sind dem Inhalte nach zweckmäßig ausgefüllt, wenn auch in der Herbeiführung des Eingeschalteten mehr Scharfsinn hätte aufgewandt werden können. Solche Lücken konnten nicht füglich vermieden werden: denn dergleichen allegorische Kriege sind ja eigentlich nur ein einziger Gegensatz, sie können nur scheinbar zu einer Reihe von Momenten ausgedehnt werden. Eben dieser Mangel an wahrer Handlung findet sich z. B. in des Cervantes Reise auf den Parnaſs, aber mit vollem Bewußtsein, er gehört mit zu der durch das ganze hingehenden Ironie, und der Reiz und Nachdruck ist auf etwas ganz Anderes gelegt.

Der Dichter erzählt; nur selten führt er seine Personen in fortgehendem Dialog ein. Offenbar hätte doch die dramatische Form hier zum großen Stil der Behandlung gehört. Die alte Komödie ist ein ganz andres Ding, als das scherzhafte Heldengedicht. Im Aristophanes, namentlich in seinen Vögeln, den Elementen nach aber auch in seinen übrigen Stücken, lag das Muster zur Bearbeitung dieses Stoffes schon ganz fertig da. Wie dem ernsten Drama nichts wesentlicher ist, als Verwickelung und Auflösung, so ist es hingegen absolut komisch, wenn die dargestellte Handlung in einer bloßen Spiegelfechterei besteht, und die Sache am Ende auf demselben Punkte ist, wie zu Anfange. Die eben erwähnte Unwesentlichkeit der Vorfälle, die in der Erzählung doch immer eine unangenehme Leerheit fühlen läßt, wäre alsdann sehr zu Statten gekommen. Ferner: aus eben dem Grunde, weswegen Aristoteles der Tragödie das im Epos erlaubte Wunderbare verbietet, nämlich weil jene durch die unmittelbare Darstellung bestimmt sei als wirklich zu erscheinen, darf in der reinen Komödie das Wunderbarste und Wunderlichste, ja das in sich Widersprechende und Unmögliche dem Zuschauer vor die Augen gerückt werden. Der Komiker muß überall durch die That die unbeschränkte Willkür erklären, womit er befugt und gesonnen ist, sich über die bestehenden Ordnungen hinauszusetzen; durch die nahe Gegenwart gewinnen seine Erdichtungen einen ungleich dreisteren Charakter, und so entsteht jene unvergleichliche Tollheit der Freude und des Witzes, gegen welche die kühnsten Wagstücke des Erzählers nur nüchtern und beschränkt herauskommen.

Welchen gewaltigen Schritt vorwärts hätte die französische Poesie gethan, wenn einer ihrer Dichter seinen Lands-

leuten die Möglichkeit einleuchtend zu machen wüßte, einen solchen phantastischen und durchaus komischen Stoff, ich will nicht sagen auf die Bühne zu bringen (dazu würde die Freiheit der politischen Komödie der Athener erfordert, die in Frankreich aus bekannten Gründen noch in langen Zeiten nicht, oder vielleicht nie zu erwarten ist), aber doch für die Lesung in Form eines Schauspiels zu behandeln. Ein Dichter, der sich mit seinem Spott in das religiöse Heiligthum wagt, sollte billig nicht bange sein, für einen Ketzer in der Poetik zu gelten, noch an Vorurtheilen konventioneller Theorie hängen. Allein die dialogisierten Stellen beweisen zur Genüge, daß Parny dieser höheren Lösung der Aufgabe keinesweges gewachsen war. Er fällt alle Augenblicke aus dem Ton und Charakter seiner Personen, und zwar nicht aus komischem Uebermuth, sondern geradezu aus Ungeschicklichkeit und Unvermögen. Wo auch das Richtigere angedeutet ist, zeigt sich doch das geringe Maß seiner mimischen Talente. Man nehme die in der That witzige Stelle über die psychologische Verwirrung dreier Personen in Einem Wesen und also auch Einem Bewußtsein. Wie viel beßer hätte sich dieß benutzen, welche Trios hätten sich anstimmen laßen, worin Grammatik, Logik und Arithmetik mit den drolligsten Sinn- und Wort-Spielen auf den Kopf gestellt wären! Zu welchen herrlichen Kontrastierungen und Parodien griechischer und hebräischer Poesie wäre überhaupt Veranlaßung gewesen! Die Beschaffenheit seiner Sprache entschuldigt den Dichter nur halb; denn wiewohl an eine Ummodelung derselben mit aristophanischer Keckheit vor der Hand nicht zu denken ist, so kommt doch dabei viel auf Wollen und Wagen an, und schon mit einer herzhaften Rückkehr auf die Bahn des Rabelais ließe sich etwas Bedeutendes ausrichten.

Da ich einmal den Aristophanes habe erwähnen müßen, um meine Gedanken deutlich zu machen, so mag uns der Rückblick auf ihn auch für zwei andre Stücke, nämlich die lüsternen und ausgelaßenen Gemälde und den Spott über religiöse Gegenstände, den richtigen Standpunkt finden helfen. Bei der alten Komödie ist es Grundprincip, daß die Götter Spaß verstehen, ja daß sie auch hierin göttlich, d. h. den Menschen unermeßlich überlegen sind. Von gutgelaunten und liberalen Göttern steht dieß auch billig zu hoffen: denn da der Witz eine göttliche Gabe ist, so bietet man ihnen nur, wie in andern Fällen, einen Theil ihrer eignen Wohlthaten zum Opfer, wenn man sich über sie lustig macht. Wenn der Satz, der Mensch bilde seine Götter nach sich, näher auf einzelne Nationen bezogen wird, so möchte Spaßverstehen eben nicht die Stärke deutscher Nationalgötter sein; mehr der französischen und noch mehr der italiänischen. Was haben sich nicht so viele italiänische Dichter vom Boccaz an ungeachtet ihres Katholicismus erlaubt! Ueberhaupt war jene düstre Aengstlichkeit, die Gottheit ja nicht durch irgend ein scherzendes Wort zu beleidigen, die für ihre Größe vielmehr beleidigend als ehrend ist, im ganzen Mittelalter nicht hergebracht. Man erinnre sich nur an die possenhaften Aufzüge, die Esels- und Narren-Feste, die lustige Darstellungsart der Mysterien; noch bei unserm Hans Sachs kann man fast nicht zweifeln, daß er sich bei aller redlichen Andacht der leisen Parodie bewußt war, wenn er z. B. Gott den Vater die Kinder der ersten Eltern katechisieren läßt. Die entgegengesetzte illiberale Gesinnung ist erst in neuern Zeiten dem Christenthum angekünstelt worden, als die Spaltungen in der Kirche und die Angriffe der sogenannten Freigeister zum Argwohn und zur wachsamen Selbstvertheidigung nö-

thigten. Indessen hat sie immer in umgekehrtem Verhältnisse mit gläubiger Einfalt und kindlicher Mystik gestanden; je mehr Halbheit im Glauben und anmaßliche Aufklärung, desto mehr Strenge hierin. Man kann z. B. behaupten, daß die Adiabolisten eigentlich den gründlichsten Respekt vor dem Teufel bewiesen haben.

Die ernsthafte Lästerung wurde bei den Griechen eben so gut für ein Verbrechen gehalten, wie bei uns, und dennoch durfte Aristophanes den Bacchus an einem ihm zu Ehren gegebenen Feste als Karikatur von einem niederträchtigen und feigen Weichling vorstellen. Wodurch ward er nun vor Mißdeutung gesichert, und leistete auf der andern Seite Gewähr, daß er nichts Arges im Sinne habe? Dadurch daß er poetische Orgien feierte, daß sein ganzes Werk ein Erguß spielender Lebensfreude war, daß er sich der Begeisterung des Scherzes hingab, der eben so wenig dauernde Wirkungen bezweckte, als im Rausch geführte Reden zu gelten pflegen, wenn er vorüber ist. Bei Parny ist dieß nun gar nicht so, der bittre Ernst liegt im Hinterhalte, er verfolgt den Katholicismus und das Christenthum überhaupt mit wahrem Haß. Heißt es nicht sich auf die plumpste Art kund geben, wenn er den Engel Gabriel, der die künftigen Schicksale der neuen Religion in einer magischen Laterne vorstellt, über das Unglück und die Gräuel, welche ihre Verbreitung verursacht haben soll, im Ton eines Encyklopädisten deklamieren läßt? Und wo bleibt die magische Laterne, wofür die vom Gabriel geschilderten Motive und Gesinnungen doch gewiß keine Bilder abgeben? Wo bleibt vor allen Dingen der Spaß? Gab es denn gar kein Mittel, so etwas (noch dazu so Abgenutztes) an den Mann zu bringen, als daß er es mit beleidigender Deutlichkeit gerade heraussagt? Wie

kann man nur bei so viel Zierlichkeit so ungeschickt sein!

Parny meint es mit allen Religionen ziemlich übel, außer mit seiner eignen, und diese ist der moralisierende Naturalismus, Deismus, oder wie man es nennen mag; mit Einem Wort, er ist ein Theophilanthrop. Ueber diesen Punkt scheint er selbst gar keinen Spaß zu verstehen. Er spottet über das Christenthum, weil er es haßt und verachtet, und aller Andacht dafür unfähig ist. Das ist in der That weder etwas Kühnes, noch etwas Dichterisches. Nicht der schöne Muthwillen, der in göttlicher Freiheit schwärmend, aber eben darum unwillkürlich und absichtslos, auch sein Heiligstes Preis giebt, und sich in demselben Gemüthe mit frommer Begeisterung verträgt, beseelt ihn, sondern der eitle, besonnene Kitzel der Freidenkerei. Dieß ist recht eine nationale Eigenheit: so macht es auch Voltaire, und zuweilen sogar Diderot; um einen Pfennigwerth trivialer Wahrheiten, verscherzen sie den wahren Scherz. Eben das also, wodurch sich Parny an der Religion vergeht, verletzt die Reinheit des komischen Witzes: nicht die Frechheit, sondern der Mangel daran. Wenn der Witz einer im Werk offen daliegenden Absicht dient, so ist er nicht mehr Meister; er gehorcht, und es ist dann kein Grund mehr vorhanden, warum er sich nicht den Gesetzen der Schicklichkeit, den politischen und religiösen Verfaßungen fügen sollte. Sein poetisches Vorrecht der universellen Tollheit gründet sich darauf, daß er unbedingt frei gelaßen werden muß, um zu sein was er sein soll: mit jeder ernsten Absicht tritt er wieder in die Schranken der prosaischen Welt.

Welche Bewandtniß es mit den Theophilanthropen hat, weiß man, da wir in Deutschland längst die Sekte ohne den

Namen haben. Es ist der völlig glatt und kahl geschorne Kopf der Aufklärung, dem ein äußerlicher Gottesdienst nur wie eine Perücke gegen Flüße und Verkältungen übergestürzt wird. Unser Theophilanthrop, nachdem er sein System in der Kürze ernsthaft entwickelt, und zwar seltsam genug dem heiligen Geist in den Mund gelegt hat, fügt hinzu:

> Rien de plus simple; aussi l'homme trouva
> ce fond trop pâle, et soudain le broda.

Ich glaube es wohl: wer wird nicht lieber ein sinnbildliches Schauspiel aufführen sehen, als immer und ewig vor dem unbemalten Vorhange sitzen? Es verdient bemerkt zu werden, daß die Stelle, wo der Ernst in Parnys Gedicht zu Hause ist, gerade den Mittelpunkt der absoluten Unpoesie ausmacht. Man hat es dem Christenthum häufig vorgeworfen, daß darin ein für die Poesie und alle schöne Kunst feindliches Princip liege; es hat ja auch anfangs so zerstörend auf sie gewirkt, bis es allmählich mit ihren Ansprüchen eine Vermittlung eingieng. Allein das strengste Christenthum fordert doch nur Ertödtung des Fleisches, d. h. der Sinne und irdischen Leidenschaften; jene wollen, ihren dürftigen Begriffen zu Lieb, Ertödtung aller Phantasie, als des Organs der ihnen so verhaßten Mystik, und somit greifen sie den Baum der Dichtung an der Wurzel an. Nach allem diesem muß man sich wundern, daß Parny noch so viel Sinn für Mythologie hat. Unter andern hat er die nordische der griechischen schön angenähert und mit ihr kontrastiert; die Einführung des Odin sammt seinen Untergottheiten und ihre Theilnahme am Kampfe gehört wirklich zu den glänzendsten Partien des Gedichts.

Was die durch dasselbe ausgestreuten Gemälde der Wollust betrifft, so beschäftigt uns hier, wie sich versteht,

bloß ihre poetische Statthaftigkeit; nämlich ob sie, wenn es einmal ein Gedicht über diesen Gegenstand geben sollte, mit zum Wesen der Sache gehören, oder nur um üppigen Sinnen zu schmeicheln herbeigezogen sind. Der Komiker (der absolute Komiker, denn was späterhin Komödie hieß, kommt nicht in Betracht) soll den Menschen ins Schlechte idealisieren. Dieß kann nichts anders heißen, als daß er dem thierischen Theil des Menschen über den vernünftigen die Oberhand giebt, in einem Maße und mit einer Evidenz der Erscheinung, wie es in der gewöhnlichen Wirklichkeit nicht stattfindet. Besteht also die komische Darstellungsart in karikierter Sinnlichkeit, so wird dabei natürlich jener verwünschte Naturtrieb sehr laut werden, der so oft alle Vorkehrungen der Vernunft zu Schanden macht. Ueberhaupt bietet sich da ein reichhaltiger Stoff zum Lächerlichen und zu witzigen Gegensätzen dar, weil so viele sittliche Begriffe, verständige heilsame Anstalten und erhabne Empfindungen an eine Sache geknüpft sind, wo die Natur den sich freidünkenden Menschen als organisches Werkzeug zur Fortpflanzung der Gattung braucht: er hat sich daher mit der ehrwürdigen Anstalt, wodurch er in die Welt kommt, von je und je selbst zum besten gehabt. Was bei einigen Völkern Gegenstand religiöser Verehrung war, wird bei andern zu Flüchen gemißbraucht; und dieß hängt in der That zusammen: mit der Antwort, die ein Pabst gegeben haben soll, als man ihm einen unanständigen Fluch verwies (è però il padre di tutti li Santi!), können sich die Anbeter der Fortpflanzungssymbole ebenfalls rechtfertigen. Dem zufolge sind die witzigen Unanständigkeiten des Aristophanes in künstlerischer Hinsicht gar nicht zu tadeln; man sieht auch, daß er sie, je nachdem es der Inhalt fordert, mehr oder weniger anbringt, und manch-

mal ganz wegläßt. Wo Götter komödiert werden sollen, kann es ohne dergleichen nicht abgehn: menschlich abgebildet, werden sie bestimmter oder verworrner unter einem Geschlechte gedacht, sie würden sonst Mißgeburten oder Ungeheuer sein; zur Karikatur gehören also auch die Possenstreiche des sich darauf beziehenden Triebes. Bei dem Kriege, den das vorliegende Gedicht schildert, ist die Leichtfertigkeit der alten Götter, und der große Werth, der auf die Tugend der Keuschheit von den Anhängern der neuen Religion gelegt ward, gerade der sinnliche Ausdruck für die Pole des ganzen Streites: die menschlich entstandne Religion geht hier, wie überall, auf Vergötterung der Natur aus, die geoffenbarte auf Vernichtung des Irdischen. Dazu kommt, daß in der letzten für gewisse Mysterien denn doch Bilder von der unheiligen und so viel möglich wegzuräumenden Sache entlehnt werden mußten.

Bei den meisten ausgelaßenen Stellen in der Guerre des Dieux ist die angegebne Beziehung auf den Gegenstand nicht zu verkennen; indessen wenn der Muthwille einmal im Gange ist, so läßt er sich nicht nach Maß und Gewicht bestimmen, und Einiges in dieser Art muß also schon als opus supererogatorium in den Kauf gehen. Die Parodie der sieben Sakramente ist einer der frevelhaftesten, aber auch der witzigsten Einfälle. Nicht weniger komisch ist der Uebertritt der Satyre und ihre Umschaffung in Mönche. Die Geschichte eines liebenden Paares, das ein Gelübde ewiger Enthaltung gethan hat, und jedesmal, wenn der schalkhafte Amor im Begriff ist, sie es vergeßen zu machen, durch eine religiöse Erinnerung abgemahnt wird, ist allerliebst gedacht und ausgeführt. Charakteristisch und mit der ganzen Behandlungsart übereinstimmend, ist die Scheu des Dichters,

auch da, wo er über die Gränzen der Natur abschweift (wie in der Schilderung des weiblichen Klosterlebens), bis zum Aeußersten zu kommen, und die der Decenz so furchtbaren Worte auszusprechen: allein sie ist weder in moralischer, noch poetischer Hinsicht zu loben. Denn fürs erste verhüllen diese Schleier gar nichts (ungefähr eben so viel, als die Veränderung in der neuen Ausgabe, nach der ich citiere, wo die schlimmsten Stellen im Text weggelaßen, und hinten angedruckt sind), sie sind vielmehr der Begierde günstig, und dann verhindern sie den eigentlichen Zweck, das Lächerliche, das, auf eine gewisse Höhe getrieben, die Phantasie schwerlich in eine wollüstige Stimmung kommen läßt, weßhalb ich mich wieder auf den Aristophanes berufen darf. Wenn der Witz ein so zartes Gewißen für die gesellige Artigkeit hat, woher kommt ihm dann die Befugniß, sich kecklich und schonungslos über so viel Wichtigeres hinwegzusetzen? Wollte Parny eine Folge reizender Boudoir-Bilderchen aufstellen, so hat er seine Absicht völlig erreicht. Sonst wäre ihm etwas von der großen Manier des Aretino, oder auch nur des Tassoni, oder des Rabelais zu wünschen gewesen: aber alsdann hätte auch das Ganze anders sein müßen. Jetzt ist es, trotz seines titanischen Namens, selbst nur ein Kabinetsstück, eine Miniatur, von der niedlichsten Ausführung in ihrer Kleinheit.

Nachdem ich dieß durch alles Obige, wie ich glaube, hinlänglich dargethan habe, ist es nicht mein Geschäft, die vielen zierlichen und gefälligen Züge, auf die man überall trifft, die volatilen Einfälle aufzuzählen, die zum Theil nur in der französischen Sprache recht fühlbar sind; z. B. wenn es beim Sündenfall heißt:

Le diable arrive; il parlait comme un ange:

oder bei den Kreuzzügen von der im gelobten Lande eingerichteten Lehnsverfaßung:

Par-tout des fiefs; de Cana le hameau,
S'ennoblissant, devient châtellenie,
Capharnaûm est titré baronnie:
Bonjour, bonjour, vicomte de Bethsem,
Comte d'Hébron, Marquis de Bethléem.

Ein Paar solcher Beispiele können es schon einleuchtend machen, daß es ein eben so mißliches als unnützes Unternehmen wäre, das Gedicht in irgend eine andere Sprache zu übersetzen.

Was von einem Franzosen des heutigen Zeitalters zu erwarten stand, hat Parny wohl ziemlich geleistet. Von Diderot, dessen Geist in so vielen Stücken über den französischen Horizont hinausgieng, möchte ich wohl eine Behandlung dieses Stoffes sehen. Was Voltaire oder sonst ein Franzose damit gemacht hätte, darauf bin ich nicht im Mindesten neugierig.

Soltau, Uebersetzung des Don Quixote.
1800.

Im vierten Stücke dieser Zeitschrift war von Tiecks Uebersetzung des Don Quixote bei ihrer ersten Erscheinung die Rede*); jetzt sind zwei Bände von Herrn Soltaus Uebersetzung herausgekommen, die aber nur zwei Drittel von der ersten Hälfte des Originals ausmachen, so daß das Ganze nach diesem Maßstabe sechs Bände betragen wird. Zwischen zwei Uebersetzern eines großen Dichters sollte das freundliche Verhältniß von Männern obwalten, die nach einem gemein-

*) [S. oben Band XI. S. 424. ff]

schaftlichen Ziele streben, und deren Bemühungen einander zuweilen ergänzen können. Herr Soltau hat selbiges zuerst aufgehoben, indem er einiges seinem Vorgänger ertheilte Lob als eine Beeinträchtigung seiner angesehen (Intell.-Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 27.), auch seine Uebersetzung wieder mit groben Ausfällen auf Tieck und meinen Bruder und mich begleitet hat. Sowohl mein Bruder im Athenäum, als ich bei der Anzeige in der allgemeinen Litteratur-Zeitung*), wir haben beide mehr vom Original und dem Cervantes überhaupt gesprochen, als von der Uebersetzung, weil es uns wichtig schien, bei Gelegenheit einer solchen, die im Ganzen auf dem richtigen Wege ist, zu der wahreren längst aus dem Gesicht verlornen Ansicht von jenen zurückzuführen. Wir haben auch die Mängel der Verdeutschung unsers Freundes gar nicht verschwiegen (S. Ath. B. II. S. 325. A. L. Z. 1799. Nr. 230. u. 231. S. 182, 185, 188, 189.), der, eben weil er den Dichter ganz fühlt, weit entfernt ist, seine Arbeit für tadelfrei zu halten, da man bei einem Versuch von dieser Schwierigkeit erst durch die Uebung zulernt; und wie sehr dieß bei ihm der Fall ist, beweist der Fortgang bis zu dem eben erschienenen dritten Bande zur Genüge.

Statt aller Antwort auf Herrn Ss. Angriffe**) mag hier eine Beurtheilung seiner Uebersetzung stehen, die aber,

*) Diese ist von einem Rec. in einer gewissen 'Belletristischen Zeitung', die zu Gotha erscheint, ebenfalls angegriffen worden. Ich habe das Blatt gerade nicht zur Hand, und muß es daher auf eine andre Zeit versparen, dem ehrwürdigen Greise, der, wiewohl er die spanische Sprache seit sechs und dreißig Jahren studiert, die spanischen Dichter immer noch nicht zum besten zu verstehen bekennt, weiter zur Selbsterkenntniß zu helfen.

**) Herr Soltau findet es (A. L. Z. d. J. Intell.-Bl. Nr. 83.) besonders äußerst inurban, daß wir die Dinge so bei ihren eigent-

bei so bewandten Umständen, und da Herr S. zu verstehen giebt, ich sei ihr nicht gewachsen, so viel möglich aus Beispielen wird bestehen müßen, wegen deren ich meine der Spanischen nicht kundigen Leser im voraus um Entschuldigung bitte.

In Ansehung der Richtigkeit des Sinnes leistet Herrn Ss. Uebersetzung noch am meisten; jedoch trifft man auf beträchtliche Fehler. z. B. am Schluß des Prologs, S. 74., 'Hiemit Gott befohlen, und behalte mich in gutem Andenken.' Olvide geht auf Dios: 'Gott beschütze dich und vergeße mich nicht.' Derselbe Fehler findet sich bei Tieck.—Th. 1. S. 19. 'unser bewunderungswürdiger Abenteurer'; nuestro flamante aventurero heißt 'unser nagelneuer Abenteurer', oder wenn man diesen Ausdruck vermeiden wollte, 'unser frischer Abenteurer', wie Tieck übersetzt hat. — S. 44. 'ihm den schwarzen Orden der Ritterschaft ohne Verzug zu ertheilen', y darle la negra orden de caballeria luego. 'Die Uebersetzung giebt gar keinen Sinn; negra ist hier sprichwörtlich zu nehmen, wie so häufig: 'den verwünschten Orden der Ritterschaft'. — Ebenfalls S. 44. 'Backenstreich', pescozada ist ein Streich in den Nacken. Tieck hat beides

lichen Namen nennen, z. B. eine Katze eine Katze, und eine wißentliche Unwahrheit eine Lüge. Da er indeßen nichts thut, als seine Behauptung ohne Beweis wiederholen, so wird es doch wohl dabei sein Bewenden haben müßen. Erst sollten Tieck und ich in der Ankündigung unsrer Uebersetzung der Werke des Cervantes von unsern dichterischen Talenten viel Gutes gerühmt haben. Nun will er diese Beschuldigung auf das Athenäum beziehen: aber dann ist wenigstens die eine Hälfte davon gewiß falsch, da Tieck nie etwas im Athenäum geschrieben; und was mich betrifft, so fordre ich ihn auf, die Stelle im Athenäum darzulegen, wo ich 'ganz beiläufiger Weise mich selbst mit hyperbolischen Lobsprüchen überströme'.

richtig. — S. 59. 'legte die Lanze ein', apretó la lanza heißt bloß 'er faßte sie fest'. — S. 88 von der Diana des Montemayor: man solle daraus 'die meisten großen Verse wegnehmen'. Dieser Ausdruck giebt gar nicht den angemeßnen Sinn, versos mayores sind Gedichte in ausländischen Silbenmaßen, die ganz oder großentheils aus eilfsilbigen Versen bestehen, als Stanzen, Terzinen, Sonette, Canzonen. In den einheimischen Formen war Montemayor berühmt, die italiänischen, der Sprache angebildeten, wurden erst späterhin zur Vollendung gebracht. — S. 89. von einem Buch des Lofraso: 'Bei dem heiligen Orden, den ich empfangen habe!' rief der Pfarrer, 'seitdem Apoll Apoll ist, seitdem die Musen Musen und die Dichter Dichter sind, habe ich in keinem Buche so viel Witz und so viel närrisches Zeug zusammen getroffen', u. s. w. Hier klingt das ganze Lob ernsthaft, da man doch aus dem Viage al Parnaso deutlich genug sieht, wie Cervantes es mit dem Lofraso meinte: man konnte sich nur über ihn, keineswegs aber mit seinem Witze belustigen. Tan gracioso y disparatado libro como ese no se ha compuesto sollte übersetzt sein 'es ist nie ein so ergötzliches und tolles Buch geschrieben worden'. — S. 131. 'ihrer Jungfrauschaft unbeschadet', con toda su virginidad á cuestas, sollte heißen 'mit ihrer ganzen Jungfrauschaft bepackt'. Das á cuestas ist eine scherzhafte Parodie des Ausdrucks 'seine Jahre auf dem Rücken haben'. — S. 173. 'seine weite Studentenkappe', los habitos largos, que como escolas traia, sollte heißen 'seine weiße Studententracht', oder 'Mantel'. 'Kappe' bedeutet in ordentlichem Deutsch nur eine Kopfbedeckung. — S. 182. 'die frische Luft', el sereno, 'der Abendthau'. — S. 218. 'diese ausführliche Erklärung', este general desenganno. Abgerechnet daß desenganno, ein

Wort, das zu der poetischen Kunstsprache der Liebe gehört, durch 'Erklärung' sehr schlecht gegeben ist, heißt general nicht eine ausführliche, sondern eine an alle gerichtete, allgemeine. Tieck hat es wie das Meiste von dem Obigen richtig. — S. 228. 'Beinbruch', quebrantamientos de huesos, heißt 'zerschlagene Knochen'. — S. 312. 'bei diesem Anblick zappelte Sancho wie ein Gehenkter', comenzó à temblar como un azogado. Herr S. hat vermuthlich das letzte Wort mit ahogado oder ahorcado verwechselt: es heißt 'er zitterte wie einer, der die Quecksilberkur braucht', und sollte im Deutschen durch eine andre sprichwörtliche Redensart übersetzt sein, wie auch Tieck gethan hat. — S. 393. 'Der König, welcher die Gerechtigkeit selbst ist', la justicia, que es el mesmo Rey; umgekehrt 'die Gerichte, welche der König selbst sind', d. h. in seinem Namen handeln. Nach Herrn S.s Uebersetzung kommt Gerechtigkeit wie eine moralische Eigenschaft heraus, derentwegen der König gelobt würde. — Th. II. S. 89. 'Ist es dir möglich, so komm', si os cumple venir, veldo: 'ob es dringend für euch ist zu kommen, das erwägt'. — S. 124. 'doch bin ich in meinen Augen nicht schlechter als du, obwohl du ein Ritter bist', en tanto me estimo yo villana y labradora, como tú sennor y caballero: 'ich halte mich eben so hoch als Bäurin, wie du dich als Herrn und Ritter hältst'. — S. 149. 'Trotz seinem Sparren', mal que le pesase: 'wie ungern er auch wollte'. — S. 193. 'Fräulein Dulcinea — die ich ehre und liebe wie eine Reliquie, obwohl sie keine ist', aunque en ella no la haya: 'wenn sie auch keine an sich trägt'. — S. 197. 'ohne etwas hinzuzusetzen, um mir Vergnügen zu machen, oder davon zu thun, um mir Verdruß zu ersparen.' Gerade umgekehrt: sin que annadas, ó mientas por darme gusto, ni

menos te acortes por no quitarmele, heißt: ohne daß du hinzufügſt oder lügſt, um mir Vergnügen zu machen, noch auch etwas abkürzeſt, damit du mich deſſen nicht beraubſt'. — S. 203. 'Spezereibude', la tienda de algun curioso guantero, wörtlich 'die Bude eines feinen Handſchuhmachers', was wir einen Galanterieladen nennen würden; 'Spezereibude' iſt hier ganz unſchicklich. — S. 214. 'Von dieſer Art Liebe, verſetzte Sancho, hab' ich wohl in der Kirche gehört, daß man nur allein unſern Herrn Gott auf dieſe Weiſe um ſein ſelbſt willen lieben ſoll, ohne Hoffnung des Lohns und Furcht vor Strafe, wiewohl ich ihn auch wohl lieben und ihm dienen möchte, es ſei warum es auch wolle', aunque yo le querria amar y servir por lo que pudiese: 'wiewohl ich lieber wegen deſſen, was er vermag, ihn lieben und ihm dienen möchte'. — S. 295. 'Als Dichter, verſetzte Lothario, ſagen ſie nicht immer die Wahrheit, aber als Verliebte ſind ſie immer eben ſo wahrhaftig, als kurz und bündig in ihren Ausdrücken'. Ganz falſch und noch obendrein lächerlich! en quanto enamorados, siempre quedan tan cortos como verdaderos, 'als Verliebte bleiben ſie immer eben ſo ſehr unter der Wahrheit, als ſie ihr treu ſind'. — In den Gedichten finden ſich auch einige Mißverſtändniſſe, wovon nachher.

Eine Ueberſetzung des Don Quixote könnte freilich viel mehr und beträchtlichere Fehler enthalten, als in der des Herrn S. wirklich vorkommen, ohne daß dieß den Genuß der Dichtung ſtörte, da ja höhere Erforderniſſe einer poetiſchen Nachbildung häufig vorſetzliche Abweichungen von dem buchſtäblichen Sinne nöthig machen; allein da man von der vorliegenden Ueberſetzung gerade in dieſer Hinſicht ſo große Erwartungen erregt hat, da es auch wirklich die einzige

Seite ist, von welcher man sie etwa Anfängern im Spanischen empfehlen kann, so verlohnte es sich wohl der Mühe, so bedeutende Fehler auszuheben.

Viel wichtiger ist schon der häufige Mangel an Genauigkeit in Wiedergebung des charakteristischen Ausdrucks, die unnöthigen Abkürzungen und Auslaßungen. Warum sind z. B. Th. I. S. 65. die Wunder des Mahomed, die im Texte stehn, mit dem 'Märchen vom Priester Johann' verwechselt? — S. 160. steht sehr unbestimmt vom Schmuck der Mädchen im goldnen Zeitalter 'in grünen Blättern der Stauden und Bäume', statt des malerischen de algunas hojas de verdes lampazos y yedra entretexidas. — S. 329. 'Sie hörten von Zeit zu Zeit abgemeßene Schläge'; 'von Zeit zu Zeit' ist ein Zusatz, der auf die schnell auf einander folgenden Schläge einer Walkmühle gar nicht paßt. — Th. II. S. 125. in der Erzählung Dorotheas ist folgender zarte und rührende Zug ganz weggeblieben: 'Wenn du dich an nichts als hieran stößest, schönste Dorothea (denn dieß ist der Name der Unglücklichen, die ihr hier seht), sagte der treulose Ritter', u. s. w. que este es el nombre desta desdichada. Statt der Wendung, womit eben dieselbe ihren Fall andeutet: con volverse á salir del aposento mi doncella, yo dexé de serlo, setzt Herr Soltau: 'Mein Mädchen gieng hinaus, und ließ mich wieder allein mit dem Treulosen, und — ich ward das Opfer seiner und ihrer Verrätherei'. Ueberhaupt sucht er durch Gedankenstriche, häufiges Unterstreichen der Worte, und selbst verdoppelte Interpunktion (als !? oder ?!), diesen Krücken schlechter Prosa, der seinigen aufzuhelfen; der seinigen sage ich, denn von der des Cervantes ist nichts übrig geblieben. Unverantwortlicher Weise ist S. 196. eine merkwürdige Aeußerung von Cer-

vantes künstlerischem Bewußtsein verkürzt und geschmälert; der Dichter legt nämlich dem Cardenio einen großen Lobspruch auf seine Erfindungskraft in den Mund, indem er ihn von Don Quixotes Verrücktheit sagen läßt: 'Sie ist in der That so selten und unerhört, daß ich nicht weiß, ob es einen so scharfsinnigen Geist gäbe, der darauf gerathen könnte, wenn man sie als Dichtung erfinden und ausführen wollte'. Dieß übersetzt Hr. S.: 'Ja wohl, und so sonderbar, daß ich nicht weiß, ob man das alles so gut erfinden könnte, wenn man einen solchen Menschen fabelhafter Weise schildern wollte'. Hat Herr S. keinen Sinn für das Charakteristische, oder wollte er die Unbescheidenheit des Cervantes mit dem Mantel der Liebe bedecken?

Es fehlt der Uebersetzung auch in so fern an Vollständigkeit, daß vieles spanisch gelaßen ist, was der Verdeutschung bedurft hätte, und hierin ist die Sache nach Tiecks glücklichen Fortschritten um vieles rückwärts gestellt. Wie kann z. B. der deutsche Leser errathen, daß unter dem 'Kompaß' zu Sevilla S. 35. eine Kirchenhalle zu verstehen ist? 'Sierra Morena' kennt zwar jeder als den Namen eines Gebirges, aber das Bild des schwarzen Gebirges geht doch verloren. — S. 83. ist der sprechende Name eines Bauern Haldudo nicht übersetzt und dadurch ein Scherz verdorben. — S. 86. sind die bedeutenden Namen aus dem Ritterroman Tirante dem Weißen, die so viel beitragen, ihn komisch zu charakterisieren, unverändert beibehalten. Da der Name, den sich Amadis in seiner Einsamkeit auf dem Armutfelsen gegeben, Beltenbros, den Tieck sehr gut durch 'Schöndunkel' übersetzt, spanisch gelaßen ist, so wird das darüber Gesagte Th. II. S. 13. ganz unverständlich. — In Don Quixotes Schilderung ist der Name Brandabarbaran del Boliche gelaßen, was Tieck

nicht wörtlich, aber drollig, 'von der Kegelbahn' giebt. Bei dieser Stelle tritt freilich die Schwierigkeit ein, daß die Namen in der Uebertragung auch sonor und fremd klingen müßen; wo dieß indessen möglich ist, da würde sie sehr vortheilhaft sein, z. B. der Duque Alfennique könnte ohne Bedenken 'Herzog Marcipano' genannt werden. Die Benennungen Duque de Nerbia Espartafilardo del Bosque scheinen alle auf Attribute der Spitzbüberei hinauslaufen! Ueberall liegen hier noch eine Menge Scherze und Anspielungen verborgen, die ich nicht zu entziffern unternehme.

Mit den Wortspielen hat sich Herr S. zwar bemüht (nur selten nimmt er seine Zuflucht zu einer Note wie bei Don Azote, Don Gigote und Don Quixote. Th. II. S. 179., was Tieck schon sehr gut gegeben hatte), er ist aber meistens gar nicht glücklich darin. Wenn Sancho den Namen Fierabras mit el feo Blas verwechselt, so läßt ihn Tieck dafür 'Fieberfraß' sagen; Herr S. 'Federbras', was meines Wißens ganz und gar nichts ist. Wenn er aus Mambrino 'Malandrino' macht, so heißt es bei Tieck 'Schandriem'; hier 'Mandarin', ein Wort wovon man nicht begreift, wie Sancho dazu kommt, und wobei obendrein der Spaß verloren geht, und das zweitemal S. 371. gar 'Mawrin', was wieder gar nichts ist, da nur wie im Original 'Martin' hätte gesetzt werden dürfen. Für die Zigeuner- und Spitzbuben-Benennung der Galeeren, gurapas, hat Tieck sehr schicklich 'Waßerenten' gesetzt, Hr. S. zuerst 'Kötherkofen' und gleich darauf, wie sennoras gurapas steht, 'Fräulein Waßergöttin'. Wie paßt dieß nun zusammen? — Die Schelmerei, welche dahinter steckt, wenn der Pfarrer der Dorothea als Prinzessin Micomicona sagt: en poco menos de nueve annos se podrá estar á vista de la gran laguna Meona, digo Meotides,

scheint Herr S. gar nichts gewittert zu haben; Tieck hat sie ausgedrückt, ohne sie doch deutlicher zu machen. Ein anderer Scherz ist beiden entgangen. Als Don Quixote nach Verlust seiner Backenzähne vom Sancho befragt wird, wie viel er deren gehabt, heißt es: Quatro, respondio Don Quixote, fuera de la cordal, todas enteras y muy sanas; wörtlich: 'Vier, antwortete Don Quixote, außer dem Weisheitszahne, alle unversehrt und vollkommen gesund.' Dieß kann heißen, er habe vier Zähne außer dem Weisheitszahne gehabt, und auch, der Weisheitszahn sei allein anbrüchig gewesen, welches nicht ohne eine lustige Bedeutung sein würde.

Die obigen Wortspiele sind meist solche, die sich auf Namen und Wortverdrehungen beziehen; andre, die mehr in den Sinn eingehen, und sich der Natur der Antithese nähern, hat Hr. S. fast ganz vernachläßigt. Z. B. oyeron á deshora otro estruendo que les aguó el concento del agua, S. 329. 'so hörten sie doch bald ein anderes Getöse, welches ihnen die Freude über das Waßer wieder verdarb.' Hier bot die Sprache die Nachbildung von selbst an: 'zu Waßer machte' oder 'verwäßerte'. Eben so ist mehrmals das Spiel mit aventuras und desventuras übergangen, z. B. S. 284. — In der Novelle vom Curioso impertinente: comenzó Lotario a descuidarse con cuidado de las idas en casa de Anselmo, Th. II. S. 244. 'begann Lothario sich der Besuche in Anselmos Hause zu enthalten'. Hernach: en efeto él supa tan bien fingir la necesidad, ó necedad de su ausencia, S. 273. 'Kurz, er wußte die Nothwendigkeit seiner Entfernung so gut vorzustellen.' Man sehe nur Tiecks Uebersetzung nach, wie glücklich und ohne Zwang er diese Gegensätze anzudeuten gewußt. Den bloßen Antithesen ohne Wortspiel ist es oft nicht beßer ergangen wie diesen; z. B. Otro dia recibió los

quatro mil escudos, y con ellos quatro mil confusiones, Th. II. S. 276. 'Er empfing die viertausend Thaler, und befand sich nun in noch größerer Verlegenheit, als zuvor.' In Cardenios Erzählung: Vivia en esta mesma tierra un cielo, donde puso el Amor toda la gloria que yo acertara á desearme; 'In derselben Stadt lebte ein himmlisches Mädchen' u. s. w. Wie matt und platt! Der Doppelsinn, daß tierra zugleich Stadt und Erde bedeutet, konnte freilich nicht ausgedrückt werden, aber was hindert uns zu setzen: 'In derselben Gegend der Erde lebte ein Himmel, dem die Liebe alle Glorie verliehen, die ich nur zu begehren wüßte.' Oder hielt Herr S. dergleichen excentrische Ausdrücke etwa für Fehler des Stils? Sagt man doch im gemeinen Leben: ein Himmel auf Erden.

Es kann nicht zum Grundsatze gemacht werden, die vorkommenden Sprichwörter jedesmal (was ohnedieß unmöglich sein würde) durch wirkliche einheimische Sprichwörter zu ersetzen: es ist genug, wenn das Sprichwörtliche der Redensart und ihre Bedeutung nicht verkannt werden kann. Auf diese Art hat auch Herr S. manche Reimsprüche durch selbsterfundne zu geben versucht; allein es gilt hievon eben das, wie von den Wortspielen. Z. E. Th. I. S. 396. 'Gram und Kummer flieht vor Gesang und Lied'; quien canta, sus malos espanta. Wie viel beßer hat es Tieck: 'daß wer singt, sein Unglück bezwingt'. Andre Male hat Herr S. Redensarten und Anspielungen, die ein lokales Kolorit haben, sehr unpassend mit deutschen, und selbst provinziellen vertauscht, z. B. Th. II. S. 207. 'aber was eine gute Gans ist, die schmeckt auch nach Martini'; pero buenas son mangas despues de pascua. Hier konnte sehr gut ohne Undeutlichkeit gesetzt werden: 'aber ein neues Kleid steht auch nach dem

Osterfeste gut'. Wenn vollends in der zierlichen Erzählung der Prinzessin Micomicona porque jamas me ha pasado por el pensamiento casarme con aquel gigante, pero ni con otro alguno, por grande y desaforado que fuese, übersetzt wird 'wenn er auch der große Stoffel selbst gewesen wäre', so ist dieß nicht nur ganz und gar unspanisch, sondern eigentlich plattdeutsch, und obendrein eine höchst gemeine Uebertreibung. Auch die Flüche und Verwünschungen haben nationales Gepräge; wenn also statt que dios cohonda, Th. II. S. 7. 'die ich zu allen Henkern wünsche', und statt der Anrede des Wirthes an Sancho 'Feind Gottes und seiner Heiligen!' Th. II. S. 336. 'du tausend Sackerlot' gesetzt ist, so gehen damit wirklich charakteristische Züge verloren. Eben so geht die Uebertragung von la Santa Hermandad S. 143. durch 'Polizei', was auch nicht einmal dem Begriffe angemeßen ist, gar sehr aus dem Kostum heraus; an andern Stellen ist es nach Tiecks Vorgange richtig 'die heilige Brüderschaft' übersetzt.

Man unterscheidet im Don Quixote sehr gut die Stellen, wo die Sprache frisch und neu aus dem Zeitalter des Cervantes ist, und wo sie in den Reden des Helden oder derer, die seinen Ton annehmen, auf die veraltete Weise der Ritterbücher zurückgeht. Da es nun bei einer poetischen Nachbildung darauf ankommt, uns die ganze Welt, worin die Darstellung des Dichters zu Hause ist, so viel möglich gegenwärtig zu erhalten, so wird der Uebersetzer auch in jenen ersten alles vermeiden müßen, was zu bestimmt an Ansichten und Sitten unsers Zeitalters erinnert, in den letzten aber hat er ebenfalls jene feierliche Alterthümlichkeit nachzuahmen. Von allem diesem ahndet Herr S. nun nichts; sogar da, wo das Veraltete nicht eine Nüance, sondern am

stärksten aufgetragen ist, wie in Don Quixotes Brief an Dulcinea, Th. II. S. 38., übersetzt er in seinem gewöhnlichen Striche fort. Man vergleiche damit Tiecks Uebersetzung desselben Briefes. So verfehlt er auch ganz die meistens unerschütterlich ruhige Rhetorik des Ritters durch vertrauliche und abgebrochne Redensarten, z. B. S. 52. 'Kann alles wohl sein', Bien está todo eso; S. 240. 'was weiß ichs'. In eben dieser edlen Rede über die Buße des Amadis, wird diesem ein 'Schabernack' (sinsabor) von seiner geliebten Oriana angethan, und auf diese Art fällt Herr S. in Don Quixotes poetischen Reden, bei denen es ja eben äußerst sinnreich gedacht ist, daß sie wirklich oft sehr schön sind und die Parodie nur leise hineinspielt, alle Augenblicke aus dem Tone. So kommt in einem der entzückendsten Perioden dieser Art: bien notas, escudero fiel y legal u. s. w. S. 331. plötzlich 'stockfinster' vor, wo im Original las tinieblas steht. Hernach S. 337. 'Der Zeitverlust, sprach er, ist mir zwar verzweifelt ärgerlich; weil sich aber doch Rocinante durchaus nicht von der Stelle bewegen kann, so will ich mich gedulden, bis die Morgenröthe hervorgeht', da das Original wörtlich so lautet: 'Weil dem also ist, Sancho, daß Rocinante sich nicht bewegen kann, so bin ich zufrieden, zu warten, bis die Morgenröthe lacht, wiewohl ich weinen muß, daß sie heranzukommen zögert.' Um Alles in der Welt, glaubt denn Herr S., daß Cervantes seinen Helden ohne Absicht so reden läßt? oder hat er für gar nichts Sinn, als für den materiellen Sinn der Worte, und ist zwar wohl in Spanien, aber niemals weder im Cervantes, noch überhaupt in der Poesie gewesen?

Nach solchen Proben bin ich wohl des Beweises überhoben, daß die feineren Schönheiten der Prosa, der kunst-

volle Bau, die reizende Concinnität und Symmetrie, der numerose Gang und die befriedigende Rundung, endlich der zarte Hauch geistiger und alldurchdringender Anmuth, gänzlich verlöscht sind; eines Beweises, der, um ihn zu führen, da hierüber noch kein Schatten einer Theorie vorhanden ist, eine ausführliche Erörterung über die Natur der romantischen Prosa erfordern würde, weshalb ich mich jetzt nur auf das Gefühl solcher Leser berufen will, die das Original studiert haben, oder sich die Mühe nehmen wollen, Tiecks Uebersetzung in rednerischen Stellen mit der des Hrn. Soltau zu vergleichen. Nur einen fast handgreiflichen Punkt will ich bemerken, daß die Schreibart des letzten viel zu zerschnitten und zu wenig periodisch ist. Wenn man auch noch nicht einsehen will, daß die langen Perioden des Plato und Cervantes wesentlich zu ihrer poetisirten Prosa gehören, so wird man doch eingestehen müßen, daß jenes Abgebrochne eine Abweichung vom Charakter ist, und daß der Uebersetzer dadurch einer großen Schwierigkeit aus dem Wege geht, weil die Participien uns lange nicht so sehr zu Statten kommen, als den Griechen und Lateinern, oder selbst den Spaniern und Italiänern.

Den komischen und mimischen Bestandtheil der Darstellung hat Herr S. noch am ärgsten verfehlt. Nirgends zeigt sich die hohe Kunst des Cervantes bewundernswürdiger, als in der Art, wie er ihn mit dem Romantischen zu verschmelzen, und gerade, wo er in die lebendigste Nachahmung gemeiner Wirklichkeit hineingeht, z. B. wenn Sanchos Natur in Zorn oder Freude sich losreißt und allen Respekt aus den Augen setzt, sie durch unmerkliche Drucke auserlesener Zierlichkeit zu heben weiß. Nirgends Uebertreibung oder Verschwendung, und besonders werden in einem Werke,

dessen ganze Anlage unergründlich witzig ist, die einzelnen Scherze und Einfälle nie vorlaut. Ohne Sinn für diesen bescheidnen Farbenauftrag hat Herr S. überall verstärkt, vergröbert, und den Ausdruck ins Unedle und Plebeje gelenkt, auch wo gar keine Veranlaßung dazu da war, wie z. B. in dem Prolog, woraus ich ohne weiteres nur die erheblichsten Beispiele hersetzen will. Un hijo, einen 'Burschen'; pensamientos varios, 'Sünde' und Einfälle; un hijo feo y sin gracia alguna, 'ungeschlachter Junge', gleich darauf 'Bube'; la corriente del uso, dem gewöhnlichen 'Schlendrian'; disimules, zu 'vertuschen'; pensaba en el prologo, 'brütete' über der Vorrede; ponerlos al principio, vor meinem Buche 'aufmarschiren' laßen; maldiciente, ein 'Lästermaul'; la suspension y elevamiento, das 'Kopfbrechen' und die Verlegenheit; que estais tan lexos de serlo, como lo está el cielo de la tierra, daß euch daran noch 'gewaltig' viel fehlt; algunos pedantes y bachilleres, ein Paar 'Schulfüchse' von Magistern; cuya anotacion os dará gran credito, eine Note 'die sich gewaschen hat'. So geht es nun durch das ganze Buch; auch die Reden des Don Quixote, die im Original selbst, wenn er noch so ergrimmt ist, immer eine gewisse Würde behalten, sind voll von dergleichen. Z. B. S. 45. dexaria, 'Pardon' geben würde. S. 118. Sabes poco, du verstehst 'nicht ein Haar'; Th. II. S. 15. ni grado, ni gracias, das dank' ihm der 'Henker'; S. 5. heißt ein auf die Zunge gelegtes Interdikt, 'Zungensperre'; wo Don Quixote sagt, Th. I. S. 332., er wolle eine muy triste figura in seinen Schild malen laßen, läßt ihn Herr S. sagen: 'ein wahres Ecce-homo Bild', welches erstlich herauskommt, als hätte sich der Ritter wißentlich zum Besten, und dann im Munde eines Katholiken ein wahrer Frevel sein

würde. In einer ernsten und pathetischen Rede, worin Don Quixote die Beschwerden des Ritterstandes schildert, S. 190., lautet es: 'nicht unter trockenem Dache, sondern unter Gottes freiem Himmel, wo uns im Sommer das Hirn im Kopfe verbrennt, und im Winter die Eiszapfen an den Knebeln frieren'; statt: 'nicht unter schirmendem Dach, sondern unter freiem Himmel, den unleidlichen Strahlen der Sonne im Sommer, und den starren Fröstten des Winters zum Ziele bloßgestellt.' Herr S. wird vielleicht einwenden, in derselben Rede komme ja doch piojoso vor; aber eben dieses piojoso, welches er wirklich durch 'Ungeziefer' zu verfeinern geglaubt hat, macht zwischen die übrige Erhabenheit so isoliert und demüthig hingestellt, eine unvergleichliche Wirkung. Ueberhaupt kommt Alles auf die Weise, die Stellung und Verbindung an: viele von den hier getadelten Ausdrücken mögen allerdings von vortrefflichen Dichtern gebraucht worden sein; allein man wird es gewissen Leuten nie begreiflich machen, daß der poetische Gebrauch des Niedrigen und Rohen ganz etwas andres ist, als eigne unmittelbare Gemeinheit und Plattheit. — Eben so geht es, wo der Dichter selbst redet; aus dem caballo de Gonela wird S. 12. die 'Kracke' des Gonela, ein meines Wißens gar nicht deutsches, sondern niedersächsisches oder plattdeutsches Wort. Bei der Rede des Don Quixote S. 163. müßen die Hirten 'mit aufgesperrten Mäulern' sitzen, embobados y suspensos. Wird ein dickes Buch im Scherz eine Tonne genannt, so macht Herr S. einen 'Dickbauch' daraus. Wird dem Rocinante das Sattelzeug gesprengt, so steht er 'in naturalibus' da, und dergleichen Studentenwitz mehr. In Sanchos Reden findet man alle Augenblicke ''n Bissel' und andre solche übervertrauliche Verstümmelungen, da doch die spanische

Sprache überhaupt nichts dem Analoges hat. Wo sie nun lebhaft werden, oder wo niedrige Scenen geschildert sind, da wird aus perder 'vor die Hunde gehen', aus espada 'Sarras', aus tizona 'mein Habedudieß', molimiento 'Prügelsuppe', encantamentos 'Verhextsein', mal hadada 'vertrackte'; eine Matratze, die so dünn war, daß sie eine durchgenähte Decke schien, wird mit abgeschmackter Uebertreibung 'kaum so dick wie ein Meßerrücken', u. s. w. Kurz, es wimmelt alsdann von Ausdrücken und Vergleichungen, womit sich pöbelhafte Behaglichkeit eine Güte zu thun pflegt. Doch ich kann mich mit diesem ekelhaften Wust nicht länger befaßen: mir ist dabei zu Muthe, als wenn die zarten Melodien des Luftgeistes Ariel von irgend einem erdgebornen Kaliban nachgesungen würden. Herr S. hat, wie jeder Uebersetzer von bloß subjektivem Geschmacke, seinem Autor gern das beigelegt, was ihm das Vortrefflichste scheint, unverkennbar den Don Quixote in die Manier des Hudibras hinüber zu arbeiten gesucht, so wie der Hudibras wiederum eine verfehlte Nachahmung des auf eben die Art mißverstandnen Don Quixote ist. Da nun Hr. S. sein Original so nimmt, so möchte ich wohl fragen, wozu er eine ganz neue Uebersetzung noch nöthig finden konnte. Die bertuchsche hat wenigstens den Vorzug vor der seinigen, daß sie aus einem Stücke ist, indem sie den poetischen Theil ganz wegläßt, da er sich hingegen durch die verunglückte Prätension, diesen mit zu übertragen, höchst lächerlich gemacht hat.

Dieß ist das Einzige, wovon ich noch zu reden habe: die eingestreuten Gedichte. Es ist nichts davon ausgelaßen, außer ein Paar kleine mit abgekniffenen Endsilben auf Sancho und Rocinante unter den voranstehenden Versen. Warum füllte Herr S. diese Lücke der tieckschen Uebersetzung

nicht aus? Die Gedichtchen sind zwar merkwürdig genug, um einen Philologen lebhaft zu beschäftigen, aber doch gerade keine Oedipus-Räthsel. Die Sonette sind zum Theil beibehalten: aber hilf Himmel was für Sonette! Die altfränkischen in Alexandrinern, Th. II. S. 294. und 296., möchten noch hingehen; aber Th. I. S. 85...91. finden sie sich mit Versen von jeder Länge, von sechsfüßigen bis zu dreifüßigen durch einander. Wer ein Ding wie S. 85., wo das erste Quartett das Silbenmaß einer ramlerschen Ode, und das zweite gar keine Verschlingung der Reime hat, Sonett überschreiben kann, der muß von dieser Form, wobei Alles auf der architektonischen Symmetrie beruht, gar keinen Begriff haben. Ich will doch dieß noch sonst merkwürdige Quartett hersetzen. Amadis redet den Don Quixote über seine verliebte Bußübungen, die seinen eignen glichen, an:

> Du, dessen Augenpaar, wie ein Paar Reben,
> Des Salztranks Fülle täglich dir gegeben;
> Du dem man Silber, Zinn und Messing zwar entführt,
> Doch auf der Erde dich mit Erde regaliert;
>
> Tú, á quien los ojos diéron la bebida
> De abundante licor, aunque salobre,
> Y alzandote la plata, estanno y cobre
> Te dió la tierra en tierra la comida.

Zuerst der schöne Flickreim 'wie ein Paar Reben'. Die letzten Zeilen geben gar keinen Sinn; Hr. S. hat sie durchaus nicht verstanden. Wie soll alzandote heißen können 'dem man entführt'? Wörtlich bedeutet es 'und während dich Silber, Zinn und Kupfer erhöhte', d. h. deine Thaten verherrlichte. Sonst sagt man 'die Thaten werden in Erz verewigt', die Nennung der drei Metalle ist eine burleske Erweiterung hievon, die durch das witzige Spiel, unpoetische

Worte zu einem seltnen Reim zu vereinigen, herbeigeführt wird. Te dió la tierra en tierra la comida, 'die Erde gab dir auf der Erde Nahrung', nämlich du verzehrtest Wurzeln, und zwar auf der bloßen Erde ohne Tisch oder sonstiges Geräth. Das ganze Sonett ließe sich beinahe wörtlich etwa so geben:

Du, der du nachgeahmt mein jammernd Leben,
Dem ich mich einst, abwesend und gekränket,
Aus frohem Stand in Buße tief versenket,
Dort auf dem Armutfelsen hingegeben:

Du, den die Augen, bei dem bangen Streben,
Mit reichlichem, doch salz'gem Naß getränket,
Dem Erd' auf Erde magre Kost geschenket,
Derweil dich Silber, Kupfer, Zinn, erheben:

Leb' im Vertraun, es werd' auf ew'ge Zeiten
So lang zum mindsten in der vierten Sphäre
Der blond' Apollo mag die Rosse treiben,

Dein Name seinen Heldenruhm verbreiten,
Dein Vaterland genießen höchster Ehre,
Dein weiser Thatenschreiber einzig bleiben.

Verschiedne Sonette sind in andre Silbenmaße übersetzt, z. B. das von Gandalin an Sancho auf die Melodie 'Ich denke dein'. Das Gespräch zwischen dem Pferde des Cid, Babieca, und Rocinante ist in vierfüßige Anapäste gebracht, und am Schluß die Art wie Tieck das Wortspiel rocines und Rocinante giebt, durch 'Knappe' und 'knapp', benutzt. Tieck hat durch Freiheiten in der Sprache und unvollkommne Reime den redenden Personen gleichsam ihren eigenthümlichen Dialekt zu geben gesucht: eine zwar an sich drollige Idee, wozu aber das Original keine Veranlaßung giebt. Ich habe folgende Uebersetzung versucht:

Gespräch zwischen Babieca und Rocinante.

B. Wie seid ihr, Rocinante, schmal gemeßen!
R. Man frißt ja nichts, und muß sich immer plagen.
B. Wie stehts mit Hafer und des Strohes Lagen?
R. Nicht einen Bißen läßt mein Herr mich eßen.

B. Ei, Freund, ihr seid unartig und vermeßen,
Mit Eselszunge nach dem Herrn zu schlagen.
R. Er bleibt ein Esel, war's seit jungen Tagen;
Er ist verliebt, nun könnt ihr selbst ermeßen.

B. Ist Lieben Thorheit? R. Doch gewiß nicht weise.
B. Ihr seid ein Phllosoph. R. Das kommt vom Fasten.
B. Beklagt euch denn bei eures Ritters Knappen.

R. Was hilft mir's, daß ich meine Noth beweise,
Wenn Herr und Diener unter gleichen Lasten
In die Rappuse gehn mit ihrem Rappen?

Sehr fehlerhaft ist in das Gedicht der Oriana ganz fremde Ritter-Mythologie vom Sacripant hineingebracht, da in diesen Gedichten Alles bis auf die feinsten Nüancen beziehungsvoll auf die Ritterbücher ist, worin die redenden Personen vorkommen. Man müßte diese genau kennen, um allen Witz darin zu fühlen; indessen läßt sich auch ohne das einsehen, daß sie zu den meisterhaftesten Sonetten der feineren burlesken Art gehören, die es giebt. Mit einem solchen nicht zum Don Quixote gehörigen Sonette weiß sich Cervantes im Viage so viel, als mit irgend einem großen Werke.

Unter den Liedern ist das vom Antonio noch am besten gerathen, es hat durch das dem Original nähere Silbenmaß einen Vorzug vor Tiecks Uebersetzung, die ich deshalb schon in der A. L. Z. getadelt. Doch ist die Vertauschung von Olalla mit dem griechischen Namen Lalage unschicklich, daß in der sechsten Strophe 'dem Endzweck ein Ziel bevorsteht',

ein gar übler Pleonasmus, und in der fünften ist die Anspielung llamado und escogido auf den Spruch 'Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet', ein feiner Zug, da ein Geistlicher das Lied gedichtet haben soll, nicht gegeben. Die eignen Verse des Don Quixote auf die Dulcinea hat Tieck weit genauer und beßer. Das Drollige liegt im Original besonders darin, daß Quixote immer zum Reimworte gebraucht, und dazu unedle Wörter herbeigeholt sind, und dann daß der Zusatz del Toboso, der dem Ritter unentbehrlich schien, über das festgesetzte und bekannte Maß der Copla real überfließt; daß erste ist von Herrn S. ganz aus der Acht gelaßen, das zweite durch die zweckwidrige Verkürzung der Strophe verloren gegangen. In dem Liede des Cardenio Th. II. S. 73. lautet die letzte Strophe so:

> Was reißt mich denn aus meiner Noth?
> nur der Tod.
> Und wem gewährt die Liebe Gewinn?
> dem Leichtsinn.
> Und wo ist Trost für ihre Qual?
> im Narr'nspital.
> Dann sind für meine Leidenschaft
> Verloren alle Mittel,
> Weil nichts mir Hülf' und Rettung schafft,
> Als Leichtsinn, Tod und Spittel.

Der lustige Gang der Verse macht sich vortrefflich zu der tiefen Melancholie, überhaupt scheint das Lied eher von dem Orte herzukommen, wo es Herr S. durch den Schluß hinbringen möchte. Und dieß sollten Verse sein, denen man es anhörte, daß sie nicht von einem bäurischen Hirten, sondern einem gebildeten Hofmanne herkämen! Man vergleiche nur:

Was kann lindern meine Noth?
Nur der Tod.
Und was schafft der Liebe Gut?
Wankelmuth.
Was macht ihrer Uebel frei?
Raserei.
So seh' ich, nicht weise sei,
Meine Neigung wollen heilen,
Da nur Hülfe kann ertheilen
Tod, Wankelmuth, Raserei.

Oder man vergleiche vielmehr das Original, da ich nicht behaupten mag, daß es in meiner Uebersetzung nicht an edler Zartheit eingebüßt habe.

Den Gipfel von Hrn. S.s Uebersetzerkünsten findet man aber nach allem Bisherigen in der Cancion desesperada, dem erhabnen Sterbegesange des Chrysostomo, den er (horresco referens) in das lustige Romanzen-Silbenmaß:

Wie selig wer sein Liebchen hat,
Wie selig lebt der Mann!

übertragen hat. Die Drohung an die Geliebte wird hier gegen den Leser gewandt:

Vom schrecklichen Gedicht
Soll — mir zur Lind'rung, dir zur Qual —
Beim dumpfer. Leier Ton
Das Ohr dir gällen diesesmal,
Zu rächen deinen Hohn.

Wenn der Dichter alle Naturlaute des Schmerzes zu einer Symphonie der tiefsten Seelenleiden zusammenruft, und die Schilderung eines jeden in dumpfen, doch starken Tönen sich aus einem Verse in den andern hinüberschleift, so findet man hier lauter springende kurze Sätze, und den Ausdruck in einem kurzen Auszuge:

Leiht eur Geheul, ihr Wölfe, mir,
Dein Brüllen, großer Leu,
Dein Stöhnen, du erschlagner Stier,
Ihr Raben eur Geschrei u. s. w.

Hier zu Lande möchte ein todtgeschlagner Stier wohl nicht mehr stöhnen: doch vielleicht muß man in Spanien gewesen sein, um diese Erfahrung gemacht zu haben. Im Original:

Del ya vencido toro el implacable
Bramido,

ist der Ausdruck ganz des Bildes würdig, das durch die ihm zum Grunde liegende Anschauung der Stiergefechte so unmittelbar und so groß wird. Wo ein schönes Grausen durch das Gedicht zieht, ist es in nordisches Spuk- und Gespenster-Wesen verwandelt, z. B. 'Leiht, fletschender Verdammten Heer, Eur Zähngeklapper mir'; 'des Leichhuhns Klaggeschrei'; dann 'die Unke', 'die Drude'. So sehr ich meinen Leser vorzubereiten gesucht habe, so fürchte ich doch, ihn durch das 'helle Posthorn der Fama' und den 'Brummbaß des Cerberus' noch zu sehr außer Faßung zu bringen. Ja es steht wirklich da: das helle Posthorn der Fama und der Brummbaß des Cerberus. Möge denn jenes die Bemühungen unsers Uebersetzers verkündigen, und dieser den neuen Orpheus bewillkommen!

Freilich kann man sich nicht wundern, daß die Cancion desesperada so ausgefallen ist, wenn man S. 474. erfährt, daß Herr S. sie für 'tragikomischen verliebten Unsinn' nimmt. Ein Gedicht, das den Scharfsinn der gegen sich selbst wüthenden Verzweiflung mit dieser zerreißenden Wahrheit darstellt! *)

---

*) Es sei mir erlaubt, hier im Vorbeigehn den Kennern meine Vermuthung vorzulegen, daß Cervantes diese Canzone, wie auch

In seiner Travestierung ist es noch mehr als tragikomisch, es ist völlig burlesk und zwar von der abgeschmackten Art geworden. Zwar ist er nachher in sich gegangen, und hat außer obiger Uebersetzung, die im Texte steht, noch eine zweite verfertigt. 'Wie ich das Verzweiflungslied des Schäfers Chrysostomo übersetzte', sagt er S. 474., 'wählte ich zuerst reimfreie Verse. Hernach glaubte ich, den Romanzenton vorziehen zu müßen. Jetzt däucht mich aber, daß ich am besten gethan hätte, die sechzehnzeiligen Stanzen des Originals beizubehalten.' Eine recht gute psychologische Schilderung von dem Gemüthszustande eines solchen Uebersetzers! Ich will nicht untersuchen, wie viel Antheil Tiecks Beispiel und mein Urtheil darüber an dieser Sinnesänderung haben mögen: denn in der That wir könnten uns auf unser Werk nicht viel einbilden. Die zweite Uebersetzung ist zwar etwas weniger schlecht, aber immer noch dürftig, kümmerlich und platt genug. Z. B.

Verachtung tödtet. Argwohn (sei er nun
Gegründet, oder nicht) drückt die Geduld darnieder.
Weit schneller noch ereilt uns das Gefieder

---

die Begräbnißfeier des Chrysostomo, und die Rede der Marcella ursprünglich für den zweiten Theil der Galatea bestimmt hatte, und da er die Vollendung dieses Gedichtes immer weiter hinausschob, sie für den Don Quixote benutzte. Schon im ersten Theil der Galatea bemerkt man, daß gegen das Ende desselben der Wechsel von Freude und Schmerz, von Tod und Leben (wie in den Exequien und dem gleich darauf folgenden ruhmathmenden Gesange der Kalliope) rascher und entschiedner wird; es läßt sich also aus der ganzen Anlage des Werkes schließen, daß diese Gegensätze im zweiten Theile noch höher würden gestiegen sein, und da wären folglich Stücke von diesem strengen und tragischen Stil durchaus erforderlich gewesen.

Am Pfeil der Eifersucht; und nichts kann weher thun,
Als lange Trennung.

Auch die nordischen Bilder, das Leichhuhn, die Unke, das Zähngeklapper u. s. w. kommen wieder, und in der Unterwelt gar die Gnomen:

> Du, Höllenwächter mit drei Rachen, belle
> Mit allen tausend Gnomen aus der Hölle
> Den Contrapunkt.

Im Spanischen steht zwar el doloroso contrapunto; aber weiß Herr S. nicht, daß die in die Poesie aufgenommenen technischen Wörter in jeder Sprache verschieden sind? Der Contrapunkt ist hier fast eben so burlesk, als oben der Brummbaß; der spanische Ausdruck konnte sehr gut durch 'die klagenden Akkorde' gegeben werden. Der Schluß krönt das Werk:

> An diesem Trauerzug
> Hat ein Verliebter, der, von Schmach gekränket,
> Sich selbst erhenket, (dünkt mich) wohl genug.

Mit der Nachbildung des Silbenmaßes ist es nichts Ganzes noch Halbes, weil Herr S. das Gesetz, immer männliche und weibliche Reime und zwar nur zwei verschiedne alternieren zu laßen, nicht hat aufgeben wollen. Er verräth seine Unwißenheit in dieser Materie, wenn er bei Erklärung der spanischen Strophe, die beiden Terectts, womit sie anfängt, Coplas, und die darauf folgenden zehn Zeilen eine Decima nennt; Namen, die ganz andern Versarten gewidmet sind. Auch ist diese Strophe gar nicht so einzig und seltsam, wie er zu glauben scheint: der Anfang mit zwei Terectts ist der gewöhnlichste bei einer Canzone, das Besondre ist hier nur, daß kein einziger kürzerer Vers von

ſieben Silben in der Strophe vorkommt, und dann der Schluß mit einem eingeſchalteten Reime, da der gewöhnliche in zwei auf einander folgenden Reimzeilen beſteht, welches beides ſich jedoch bei Dante und Petrarca findet. Herr S. meint S. 488., was er nicht nachgeahmt, 'verdiene nicht einheimiſch bei uns zu werden'. 'Er glaubt nicht, S. 486., daß es einem Deutſchen, der von dem Genius und von den wahren Schönheiten ſeiner Mutterſprache und ihrer Dichtung einen richtigen Begriff hat, einfallen könne, ein langes Gedicht, wie dieſes, in lauter elfſilbigen Verſen mit weiblichen Endungen zu überſetzen.' Da nun meinem Freunde Tieck und mir allerdings dieſes und noch viel ärgere Dinge einfallen, ſo wißen wir, zu welcher Klaſſe von Deutſchen wir gehören. Er belehrt uns, die Spanier und Italiäner müßten ſich in Anſehung der Silbenmaße 'behelfen', und erklärt ſomit die mit einer faſt untrüglichen Feinheit des Ohres vorgenommene Wahl des Beſten für Mangel und Beſchränkung. In jenen Sprachen ſeien lauter weibliche Reime hinter einander noch eher zu dulden, weil da in Wörtern von weiblicher Endung die letzte Silbe beſtimmt ausgeſprochen werde, im Deutſchen hingegen werde ſie halb verſchluckt. Dieß letzte Faktum iſt mir nicht bekannt, wiewohl ich in Deutſchland geweſen bin; und noch weniger ſehe ich ein, wie der Schluß daraus folgen ſoll, denn alsdann gäbe es ja eigentlich gar keine weibliche Reime, ſie wären alle ſchon von ſelbſt männlich, und wir hätten nur nicht recht zugehört. Die weiblichen Reime der Italiäner und Spanier haben zwar vor den unſrigen die offnen und mannichfaltigen Vokale voraus, dagegen haben wir die Verſchiedenheit der Konſonanten, und wenn man mittelſt dieſer und des Hauptvokals die weiblichen Reime gehörig kontraſtiert,

so kann man sie recht gut mit einander alternieren laßen; ja ich getraue mir, aus einleuchtenden Gründen darzuthun, daß beim Sonett, der Canzone und dem lyrischen Gebrauch der Terzine und Oktave, die Ausschließung der männlichen Reime durchaus mit zum großen Stil gehört. Die Spanier haben fast eben so viel männliche Reime, wie wir, und gebrauchen sie auch fleißig in ihren einheimischen Silbenmaßen; bei der Einführung der italiänischen haben Boscan und Garcilaso sie noch dann und wann gebraucht, nachher sind sie völlig ausgeschloßen worden. S. 487. 'Eben so wenig möchte es wohl einem deutschen Ohr gefallen, in einem gereimten Gedichte im Anfange jeder Stanze drei Zeilen nach einander ohne Reim zu hören, und erst warten zu müßen, bis die Reime wie einzelne Soldaten aus einem Defilee einer nach dem andern zum Vorschein kämen.' Herrn S.s alberner Spott trifft hier gar nicht die Nachbildner, sondern die Erfinder, die Provenzalen und Italiäner, die großen metrischen Künstler unter den Neueren. Der rohe ungeübte Sinn wird den so schon starken Reiz des Reimes auf die stärkste Weise verlangen, und also ist unmittelbare Folge, und zwar mit kurzen Versen, die Naturform des Reimens. Je feiner hingegen das Gehör ausgebildet wird, desto weiter dürfen auch die Verschränkungen der Reime gehen; die Italiäner und Spanier trennen die Reime nicht selten durch fünf bis sechs Zeilen mit verschiednen Reimen. Wie muß Herrn S. dabei zu Muthe werden, da ihm schon bei dreien das Hören vergeht! — Die Franzosen mögen bei ihren schlechten und wenig sonoren Reimen allerdings Ursache haben, das Alternieren auf zwei, und zwar dabei den Wechsel der männlichen und weiblichen Reime festzusetzen, um sie durch den Gegensatz hörbarer zu machen.

Unſrer Sprache ſind dieſe Beſchränkungen durch die Nachah=mung der Franzoſen erſt aufgedrungen (die Minneſinger ent=fernen die Reime oft eben ſo weit, wie die Provenzalen, und machen auch keinen Unterſchied zwiſchen männlichen und weiblichen) und hoffentlich wird von allen ſolchen metriſchen Vorurtheilen in einigen Jahren nicht mehr die Rede ſein.

Das unerhörte Wageſtück mit drei verſchiednen Reimen nach einander hat übrigens ſchon im vorigen Jahrhundert Harsdörfer in ſeiner Ueberſeßung der Diana des Gil Polo glücklich beſtanden, in welcher er überhaupt ſchon zum Theil auf dem richtigeren, ſeitdem verlaßnen Wege iſt, was die Nachbildung der ſpaniſchen Gedichte betrifft. Der wackre Mann äußert ſich darüber folgendermaßen, und ich kann ſeine Belehrung auf Herrn S. anwenden und dieſen damit entlaßen: 'Mir zweiffelt nicht, es werden dem Leſer etliche Gedichte Spaniſch vorkommen, weil dergleichen zuvor noch nicht geteutſchet. Er geruhe aber zu bedenken, daß ſolche aus der Spaniſchen Sprache gedolmetſchet, und die Reim=arten, ſo viel nur ſein können, in den meiſten verblieben.'

Abfertigung eines unwißenden Recenſenten der ſchlegel=ſchen Ueberſeßung des Shakſpeare.

1800.

Da ich vorhin die belletriſtiſche Zeitung erwähnt habe, ſo will ich meinen Leſern ein Beiſpiel geben, wie viel ein Schriftſteller, der bei einem ſchwierigen Unternehmen redlich nach Vollendung ſtrebt, ſich bei unſern ſogenannten Kriti=kern Raths erholen kann. Im Jahr 1797. erſchien das Erſte von meiner Ueberſeßung des Shakſpeare, ſechs Bände ſind nunmehr heraus, und noch ſehe ich einer gründlichen

Beurtheilung vergeblich entgegen. Ein Recensent in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung (1797. Nr. 347. und 348.) glaubt mir mit seinem oberflächlichen Lobe mehr als Genüge geleistet zu haben. (Intell. Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 57. S. 477.) Er irrt sich: mir ist es um die Sache zu thun, und über diese enthielt seine Recension nichts von Bedeutung, außer etwas aus einem Aufsatze von mir Abgeschriebenes. Ein wackrer Mann in der Oberdeutschen Litteratur-Zeitung (vom 23. August 1799.) zeigt viel guten Willen meine Bemühungen anzuerkennen, allein das Schicksal hat ihm ein Exemplar des englischen Shakspeare versagt, vermuthlich ist auch in der Provinz, worin er lebt, überhaupt keines vorhanden; er sagt daher mit lobenswürdiger Ehrlichkeit: 'So viel sich Rec. aus ehemaliger Lektüre des englischen Originals erinnert, hat Herr Schlegel die Poesie des Dichters' u. s. w. Ein Recensent endlich in der Belletristischen Zeitung (11. und 12. St.) nimmt die Miene an, als wollte er wirklich auf die Sache gründlich eingehen, lobt mich mit majestätischer Unparteilichkeit, und tadelt mich hierauf mit vollkommner Gemüthsruhe. Freilich trifft der Tadel mehr den Shakspeare, als mich: es läuft auf die schon so oft widerlegten Behauptungen hinaus, Shakspeare habe doch in einer sehr rohen und ungesitteten Zeit gelebt, und sei leider sehr inkorrekt, besonders habe er viel falschen Witz; man müße ihn also würdiger machen in einem so überaus feingesponnenen und vortrefflichen Zeitalter, wie das unsrige, zu erscheinen, und ihn ganz leise in die popesche Mäßigung, Artigkeit und Glätte hinüberarbeiten. Wer nicht einsieht, daß Shakspeare auch in Handhabung der Sprache und des Versbaues Popen so weit überlegen ist, wie Alles dem Garnichts, daß alle die vermeinten Anstöße und Abweichungen

bei jenem bedeutend und ausdrucksvoll sind, und zum Wesen der Sache gehören: der versteht noch gar nichts vom Shakspeare, und ich darf sagen, überhaupt nichts von der Poesie. Wie sollte dieß auch unser Kritiker, da er eigentlich auf der Höhe jener Zeiten steht, wo man den höchsten Lobspruch ertheilte, wenn man sagte: der Mann schreibt seinen reinen und fließenden Vers. Er findet die meinigen holprig, nach der Voraussetzung, daß beständig eine kurze Silbe mit einer langen wechseln müße, welches fürs erste strenge genommen unmöglich ist, und demnächst äußerst fehlerhaft sein würde. Zur Nachbildung der alten Silbenmaße ist der Rigorismus in Ansehung der Quantität durchaus erforderlich; in gereimten Versen aber (und die reimfreien Jamben behalten völlig die Natur derselben) ist eigentlich gar nicht von Quantität die Rede, sondern von accentuierten und nicht accentuierten Silben, und den Stellen, wo jene am vortheilhaftesten stehen. Ueberhaupt werden sie sehr uneigentlich Jamben genannt, man sollte sagen 'zehnsilbige Verse mit männlichem Schluß, elfsilbige mit weiblichem' u. s. w. Da es gar stark die Absicht ist, im dramatischen Fach besonders nach Shakspeares Vorbilde, in andern Gattungen nach den Spaniern und Italiänern von der bisherigen seelenlosen Behandlung der sogenannten Jamben immer mehr abzuweichen, und der Anstoß, den dieß zwar nicht dem Gehör unbefangener Leser, aber der kleinen Kenntniß der korrekten Kritiker geben wird, nur durch Wegräumung jener prosodischen Vorurtheile gehoben werden kann, so werde ich mich schon einmal zu diesen bisher nur leicht berührten (Athen. B. II. S. 283. *) und

*) [S. den Brief an Tieck als Nachschrift zu der Uebers. von Ariost. Bd. IV. S. 129.]

B. III. S. 157.*)) Erörterungen entschließen nützen, wenn sonst Niemand die trockne Mühe übernehmen will.

Doch dieß alles möchte dem Recensenten noch so hingehen. Allein er beschuldigt mich, an vielen Stellen den Sinn des Originals ganz verfehlt zu haben. Er will dieß durch Vergleichung mit dem englischen Text beweisen; was er aber für den Text des Dichters hält, sind die schlechten und längst verworfnen Emendationen eines Rowe, Theobald, Pope, Warburton und Andrer. Er hat also gar keine Notiz davon, was seit mehr als fünfzehn Jahren für die Kritik des shakspeareschen Textes geschehen ist, denn sonst würde er, da er sich den Kopf zerbricht, was ich nur mit meiner Uebersetzung gewollt habe, unter andern Vermuthungen doch auf die Möglichkeit gerathen sein, daß ich eine andre Lesart vor Augen gehabt haben möchte. Welche philologische Unwißenheit dieß nun wieder voraussetzt, und welche Unverschämtheit, sich demungeachtet an eine Beurtheilung zu wagen, leuchtet von selbst ein. Zu völliger Ueberzeugung muß ich die Beispiele hersetzen. Aus der Rede des Bastard Faulconbridge über seine Standeserhöhung:

Und wenn er Jürge heißt, nenn' ich ihn Peter:
Denn neugeschaffner Rang vergißt die Namen,
Es ist zu aufmerksam und zu gesellig
Für die Verwandlung.

'Die letzten Zeilen', sagt Rec., 'welche so wie sie da stehen, schlechterdings keinen Sinn geben, können nur durch das Original Licht erhalten, wo die Stelle so heißt:

And if his name be George, I'll call him Peter;
For new made honour doth forget men's names:

*) [S. oben 'Matthisson, Voß und Schmidt'.]

Tis too respective and unsociable
For your conversing.

Das it im Anfange der dritten Zeile geht offenbar auf new-made honour in der vorhergehenden; und man kann natürlich nicht anders übersetzen als: Er (der neugeschaffne Rang) ist zu vornehm (respective) und ungesellig (unsociable, zu hochmüthig), um mit euch zu reden (for your conversing). Wir wollen gern zugeben, daß in den angeführten Zeilen Druckfehler stehen geblieben sind, und daß statt 'es' 'er', und statt 'zu gesellig' 'ungesellig' gelesen werden muß. Aber dadurch ist der Stelle bei weitem nicht geholfen; denn was soll 'aufmerksam' in dieser Verbindung heißen? Und was heißt 'für die Verwandlung'? Vermuthlich hat Herr Schl. conversing mit converting oder conversion verwechselt; aber wie er etwas, das doch offenbar keinen Sinn giebt, hinschreiben konnte, ohne auf den begangenen Fehler aufmerksam zu werden, das begreift Rec. um so weniger, da die Stelle gar keine Schwierigkeit hat und von Herrn Eschenburg schon richtig übersetzt worden war.' In der maloneschen Ausgabe (die freilich noch nicht erschienen war, als Herr Eschenburg zum ersten Male seine Uebersetzung herausgab) liest man:

Tis too respective and too sociable
For your conversion.

Die undurchdringliche Dunkelheit, worüber unser Philologe klagt, beruht auf einer Auslaßung, die sich von selbst versteht: 'Es ist zu aufmerksam und zu gesellig', nämlich die Namen zu behalten, 'Für die Verwandlung', natürlich eines geringen Mannes in einen vornehmen. Das your ist humoristisch zu nehmen, wie es oft vorkommt: Für so eine Verwandlung. Die untergeschobne Lesart verdirbt und ver-

wirrt Alles, und respective muß nach derselben etwas heißen, was es gar nicht bedeuten kann. — Ferner: 'Eben so wenig möchte (Th. V. S. 84.) für die Worte (Huberts in der Scene mit Arthur):

— Nun du thöricht Waßer,
Du treibst die unbarmherz'ge Marter aus!

der deutsche Leser eine befriedigende Auskunft zu finden im Stande sein. — —

How now foolish rheum,
Turning dispiteous nature out of door!

'Was wollt ihr, alberne Thränen, die mich um meine ganze Standhaftigkeit bringen?' 'Was soll nun die 'unbarmherzge Marter'? Wir würden vielleicht glauben, daß 'Marter' durch einen Druckfehler für 'Natur' stehe, wenn nicht das Silbenmaß dem widerspräche; aber selbst dann würde die Stelle wenig gewinnen.' Das wahre Original lautet hier:

Turning dispiteous torture out of door!

Torture und im Deutschen 'Marter' ist aktiv genommen, für 'das Martern, der Vorsatz zu martern'. Die vermeintliche Verbeßerung nature ist sehr gezwungen und unschicklich: die Natur im Menschen ist an sich niemals unbarmherzig. — S. 40. steht 'eine höhre Macht als wir', statt 'ihr', than ye; vermuthlich ein Druckfehler!' Die Vermuthung eines Druckfehlers, womit der Rec. seine christliche Liebe so häufig bemüht, daß wenn sie gegründet wäre, meine Uebersetzung schon allein dadurch unlesbar würde, findet gar nicht Statt; in Malones Ausgabe steht deutlich genug: A greater power than we.

Mit solchen Beispielen glaubt der Rec. hinreichend gezeigt zu haben, daß ich noch gar Manches zu verbeßern und zu berichtigen übrig gelaßen, und nicht einmal die Arbeiten meiner Vorgänger überall verglichen und benutzt habe. Er könne sie leicht noch beträchtlich vermehren; das glaube ich in der That! Ich fordre ihn auf, sein Versprechen zu halten, und mir wirklich eine beträchtliche Anzahl so grober Verstöße gegen den Sinn des wahren Originals aufzuweisen. Er wird aber wohl thun, sich zuvor eine gehörige Ausgabe des Shakspeare zu verschaffen, und sich um das Verständniß desselben fleißig zu bemühen, auch auf die kritische Geschichte des Textes ein wenig Rücksicht zu nehmen: denn ich benachrichtige ihn, daß ich zuweilen Lesearten folge, die nicht im Texte stehen, weil Malone meines Bedünkens die unnützen Konjekturen immer noch nicht genug herausgeworfen hat, so wie er auch in seinen eignen sehr unglücklich ist. Unternimmt der Rec. aber bei gleicher Unwißenheit wieder den Kritiker zu spielen, so verdient er billig, daß ihm zum Andenken für ihn selbst und zur Warnung für so viele seines Gelichters, die belletristischen Ohren ohne Umstände auf den Tisch genagelt werden.

Ich bin sonst nicht gewohnt, meine Arbeiten gegen schiefe Urtheile zu rechtfertigen: allein da unter den zahlreichen Lesern, die mir bei der Uebersetzung des Shakspeare ihr Zutrauen geschenkt haben, doch einige, die das Original nicht selbst studiert haben, sich durch die Dreistigkeit jener Behauptungen möchten irre machen laßen, so war ich ihnen diese Berichtigung schuldig. Uebrigens kann nicht leicht jemand stärker fühlen als ich, wie viel auch bei der fleißigsten Uebertragung verloren geht, und es bedarf für mich keiner fremden Erinnerung, um unabläßig auf die Vervollkommnung

meiner Arbeit bedacht zu sein. Soll aber die Kritik für die poetische Uebersetzungskunst wahren Nutzen stiften, so glaube ich, muß es hier als Grundsatz festgestellt werden, was auf andre Geisteswerke nicht anwendbar ist: nämlich daß der Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu beweisen hat, es beßer zu machen. Denn die Aufgabe des poetischen Uebersetzers ist eine ganz bestimmte, und zwar eine solche, die ins Unendliche hin nur durch Annäherung gelöst werden kann, weil er mit ganz verschiednen Werkzeugen dasselbe ausrichten soll. Da heißt es also mit Recht:

> Si quid novisti rectius istis,
> Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Recension von Bernhardis Sprachlehre. 1803.

Sprachlehre von A. F. Bernhardi. 2 Theile. Berlin. 1801. 1803.

Es hat in neuerer Zeit nicht an Versuchen gefehlt, eine allgemeine philosophische Sprachlehre aufzustellen. Allein so lange der Begriff der Philosophie sich in den der Seelenbeobachtung aufgelöst hatte, konnte nichts weiter geleistet werden, als daß man in den Erscheinungen soviel möglich das überall sich wiederfindende Gemeinschaftliche aufsuchte und aus natürlichen Verknüpfungen erklärte. Man konnte sich um so eher hiebei befriedigen, da das, was ursprünglich im Menschen liegt, nur unter äußerlichen Bedingungen zum Vorschein kommt; man schmeichelt sich, bis zu den ersten Gründen einer Handlungsweise hindurchgedrungen zu sein, wenn man nur den nächsten Anlaß der Entwicklung hatte. Von diesem Standpunkte aus beantwortete man auch meistens die Frage über den Ursprung der Sprache, die man als einen Abschnitt der sogenannten Geschichte der Menschheit, theils aus der Batrachtung wirklicher Sprachen, theils aus den Nachrichten der Reisebeschreiber von wilden Völkern aufzuklären suchte. Die vielen Schriften darüber beweisen, wie solche nirgends an einen festen Punkt angeknüpfte Untersuchungen immer von mannichfaltigen Mißverständnissen getrübt bleiben müßen, und sich endlos hin und her schieben laßen. Es kommt nicht darauf an, zu zeigen, daß etwas

sich hier oder da habe zutragen können, sondern daß es allezeit nothwendig so habe erfolgen müßen. Nur das letzte, in Bezug auf die Sprache dargethan, verdient den Namen einer philosophischen Sprachlehre, aus welcher dann entscheidende Resultate für die Grammatik besondrer Sprachen und für den grammatischen Theil der Poetik und Rhetorik entlehnt werden können.

Unstreitig ist das vorliegende Werk das erste in seiner Art, welches den Bau der Sprache aus dem in einer höhern Wißenschaft erwiesenen Organismus der menschlichen Geistesverrichtungen gesetzmäßig ableitet, und sich an den Idealismus anknüpft. Freilich befindet sich der Sprachlehrer auf dem Gebiet des empirischen Bewußtseins, und darf also Verstand und Einbildungskraft, ja auch die Organisation mit den Sprachwerkzeugen als ein Gegebnes voraussetzen. Dieß hindert aber keinesweges die stäte Beziehung auf das Ursprüngliche, auf die höchste Idee, welche denn keine andre ist, als die Einheit des Subjektiven und Objektiven, A = A. Der Verfaßer erklärt sich ausdrücklich gegen die Mißdeutung, als ob er auf psychologische Erklärungsarten fuße, wo er genöthigt ist, die äußern Bedingungen des Fortgangs der Sprache anzugeben, bei dessen historischer Darstellung dasjenige als allmählich entstanden und hinzugekommen geschildert werden muß, was sich vielmehr aus dem ersten, Alles, aber unentwickelt in sich faßenden Keime nur abgesondert hat. In dem ganzen Buche ist der Gedanke in das hellste Licht gestellt, daß der erste als Sprachäußerung hervorgebrachte Laut schon jene höchste Einheit (freilich in dunkler Ahndung) verkündigte, welche sich dann in die verschiednen Redetheile spaltete, um durch die Verbindung derselben unter sich und zum Satze, endlich in poetischen und wißenschaft-

lichen Ganzen in immer höheren Potenzen sich wieder herzustellen.

'Die Sprache', sagt der Verfaßer, 'ist Allegorie des Menschen und seiner Natur, eine sinnliche Konstruktion seines Wesens, und den Gesetzen desselben, eben so gut wie jede andre Aeußerung, unterworfen. Demnach muß die gebildetste Sprache, eben in dem höchsten Punkte ihrer Bildung und um desselben willen, freier und schöner zu ihrem Ursprunge zurücklaufen, weil der Mensch ja in allem seinen Thun und Treiben nichts als eine Kraft ist, welche, nur mit Verschiedenheit der äußern Bedingungen, ewig in sich zurückkehrt.' Der Gang, welchen er gewählt, um diese umfaßende Ansicht durchzuführen, ist folgender.

In dem ersten Buche wird nach allgemeinen Vorerinnerungen die Nothwendigkeit der Sprache aus der Forderung der Vernunft, Gemeinschaft zwischen vernünftigen Wesen zu stiften, dann der Vorzug des artikulierten Lautes vor den übrigen möglichen Mitteln, und seine Zulänglichkeit für das ganze Gebiet der aus äußerm und innerm Sinn entsprungenen Vorstellungen und vom Verstande gebildeten Begriffe, vermöge der ununterbrochnen Verkettung der Aehnlichkeiten, dargethan, und die Aufgabe der gesammten Sprachlehre vorgelegt. Das zweite Buch leitet die Redetheile und ihre Verhältnisse und Biegungen vollständig und in philosophischer Ordnung ab: nämlich zuerst das Substantiv und Attributiv, unter diesem das Participium, hierauf die Copula oder das Zeitwort 'sein', welches die übrigen Zeitwörter, mit einem auf Wirkungen sich beziehenden Attributiv, d. i. Participium, vereinigt in sich enthalten; endlich das Pronomen oder die Kategorien der Sprachdarstellung, das Adverbium und die Präposition. Die Conjunction ist mit Recht

bis zum folgenden Buche verschoben. Ueberall findet man hier viel Eigenthümliches und Neues, wenn auch Manches, was eben die Spitzen der grammatischen Dialektik berührt, noch auf andere Weise sollte gefaßt werden können. Eine beinah geometrische Construction ist die der Verbalzeiten, die besonders auf das Wesen der Aoristen ein großes Licht wirft. Den Schluß macht die Betrachtung der Verwandtschaft aller Wortarten und ihres Strebens ineinander überzugehen. Das dritte Buch beschäftigt sich mit dem Satz und der Zusammenfügung von Sätzen, welche nur Erweiterung des einfachen Satzes, so wie dieser des einzelnen Hauptwortes ist. Hiemit endigt der erste Theil und die reine Sprachlehre; der zweite Theil enthält die angewandte.

Schon innerhalb dieser Gränzen angesehen, als Mittel der gewöhnlichen Verständigung, ist die Sprache ein Kunstwerk, welches den innern Organismus ausdrückt. Dieß wird aber durch den beständigen sorglosen Gebrauch im Dienste des bloßen Bedürfnisses verdunkelt, die Sprache verwildert gewissermaßen, und so tritt die Anforderung ein, durch absichtliche Bearbeitung die gesetzmäßige Thätigkeit, die ihr ursprünglich zum Grunde liegt, in größeren Ganzen deutlicher und reiner auszuprägen. Da nun die natürliche Sprache wegen der gemeinschaftlichen und gemischten Wirksamkeit der Einbildungskraft und des Verstandes, woraus sie zunächst entstanden, einen schwebenden und zweideutigen Charakter haben muß, indem dieselben Zeichen Bild oder Begriff bedeuten können, so geht die künstlich gebildete nothwendig in entgegengesetzten Richtungen auseinander, je nachdem die eine oder die andre jener Kräfte zur herrschenden erhoben wird. Demzufolge betrachten die beiden nächsten, das vierte und fünfte Buch, die Sprache als Organ der Poesie und

der Wißenschaft. Im vierten wird vom poetischen Stil gehandelt, die möglichen Figuren werden aufgezählt, und nach ihrem Gehalt geschätzt. Eine sehr glückliche grammatische Formel bezeichnet als das Princip derselben das nomen proprium, auf welches die poetische Diktion eine durchgängige Richtung hat, indem sie anschauliche Darstellung des Individuellen beabsichtet. Bedeutende Aufschlüße über das Wesen der Poesie und den ihr inwohnenden Idealismus gewährt vorzüglich die Untersuchung über die Metapher als eine Gleichsetzung verschiedner Bildersphären. 'Betrachten wir die Sprache als Spiegel und Bild von uns selbst, so liegt der Gedanke sehr nahe, daß es nur eine scheinbare Trennung sei, wenn wir die Welt in die sinnliche und unsinnliche zerschneiden, sondern daß die eine die andre nur reflektiere, und daß ein geheimes Band zwischen beiden sei, welches die Sprache durch die Metapher ausdrückt, und nach dessen Entdeckung die Philosophie von jeher strebte, ohne es jedoch als seit Kurzem aufzufinden.' —

Im fünften Buche werden die Figuren der wißenschaftlichen Schreibart als den poetischen gegenüberstehend aus dem entgegengesetzten Princip abgeleitet, daß nämlich der Verstand das Zahlähnliche, ein Minus von Realität in der Bezeichnung, sucht, welches gleichfalls mit einer grammatischen Formel eine Richtung auf das nomen appellativum genannt werden kann. Bei der Uebersicht des Systems der Künste im vorigen, und des damit symmetrischen der Wißenschaften in diesem Buche wird man dem Verfaßer gern über den grammatischen Gesichtspunkt hinaus folgen, zu welchem die Synthesis des wißenschaftlichen und künstlerischen Vortrags im philosophischen Dialog, im historischen und rhetorischen Stil, und in den Mittelgattungen der Poesie und Prosa zurückkehrt.

Für das sechste Buch ist die Betrachtung der Sprache, in so fern sie reiner Ton und Näherung an die Musik ist, aufgespart. Die gröste Aufmerksamkeit der Sprachforscher verdienen die scharfsinnigen Untersuchungen über das Grundalphabet, über die Natur der Vokale und Konsonanten und die begleitenden Hauche, über ihre Verwandtschaft, Uebergänge und mögliche Verschiedenheiten und Verbindungen. So viel ich weiß, ist noch nie etwas Aehnliches versucht worden, nur finden sich Andeutungen dazu in den alphabetischen Formen mancher Sprachen und den Lehren alter Grammatiker. Sinnreich und auf die höchste Ansicht hinweisend ist die Bemerkung, daß schon die einfache Silbe Abbild des Satzes sei, in dem der Konsonant das Substantiv, der Vokal das Attributiv und der dem letzten inwohnende Hauch die Kopula vorstellt, so daß von den Elementen an bis zu dem kunstreichsten Ganzen derselbe Bau und Sinn der Sprachverknüpfung, die Identität des Subjektiven und Objektiven hindurchgeht.

Von den einzeln Lauten wird der Uebergang zur Prosodie, zur Quantität und dem Accent, als den sich entgegenstehenden Principien der antiken und modernen Verskunst, gefunden. Ueber diesen Gegensatz bin ich mit dem Verfaßer völlig einverstanden, auch darüber, daß die Metrik eine nicht auf Erfahrung ruhende Gesetzmäßigkeit habe und haben müße. Unstreitig waren sowohl die griechischen Dichter, als die Stifter der romantischen Poesie im Besitz eines solchen Systems, und es kommt bloß darauf an, ihre Praxis gehörig zu verstehen, und es daraus zu entwickeln. Nur darin kann ich nicht einstimmen, daß eine rhythmische Reihe nicht anders zur Einheit werden könne, als das einzelne Wort durch den Accent, welcher Eine Silbe hervorhebt, und

ihr die übrigen unterordnet. Ueberhaupt scheint mir die Kategorie der Ursächlichkeit, die Abhängigkeit der Folge vom Grunde, hier gar nicht anwendbar. Auf die Frage 'wie wird aber dennoch eine rhythmische Reihe zur Einheit?' antworte ich 'auf eben die Art, wie ein mathematisch bestimmter Körper; durch Stätigkeit in der Zeit, welche der raumerfüllenden Kontinuität an diesem, durch Gleichartigkeit der Recessionen, welche der Masse, endlich durch wahrnehmbare Verhältnisse der Dauer, welche der regelmäßigen Figur entsprechen.' Der metrische wie der musikalische Rhythmus ist das Bild der erfüllten Zeit, die Zahl ist also das Princip beider; und wie in einer Reihe von Proportionalzahlen keine einen Vorrang vor der andern hat, alle aber in einer gemeinschaftlichen Abhängigkeit stehen, die nicht unmittelbar an ihnen ausgedrückt ist, so auch in den rhythmischen Reihen von Silben, Füßen und Versen. Der Vers ist für das Gehör und einzig für das Gehör, jede logische Beziehung würde die Reinheit der Anschauung trüben: und sollte es sich zeigen, daß die Modernen wirklich eine dergleichen aufgenommen, daß ihr Vers bloß das verlängerte immer noch prosaisch accentuierte Wort sei, so würde dieß, unbeschadet dem Grundsatze, bloß ihren allgemeinen Hang zu unauflöslichen Mischungen, statt daß die antike Kunst überall auf strenge Sonderung und reine Gleichartigkeit gieng, auch hier offenbaren. Doch es ist hier nicht der Ort, meine Ansichten zu begründen, vermöge deren ich nicht nur die Begriffe von Arsis und Thesis, vom Fuß, von der Cäsur u. s. w. anders faßen, sondern auch die vornehmsten Silbenmaße der Alten zum Theil anders konstruieren muß, als der Verfaßer gethan hat. Ganz einig mit ihm bin ich wieder über den Gegensatz, welchen die neueren accentuierten Versarten mit

den alten bilden; nur würde ich ihn nicht in die entgegengesetzte Richtung der Abhängigkeit bei den Alten vom Anfange her, bei den Neueren auf den Schluß setzen, sondern darin, daß bei den letzten allerdings diese stattfindet, bei jenen aber gar keine dergleichen Unterordnung, sondern alle Theile des Verses in gleicher Dignität stehen.

Vortrefflich ist die Nothwendigkeit des Reimes unter der Bedingung accentuierter Versarten dargethan, und seine wahre Stelle im grammatischen Gebiet ausgemittelt. Sehr scharfsinnig wird er, sammt allem was ihm verwandt ist, mit dem Wortspiel zusammengestellt und daher abgeleitet. Ich kann mich nicht enthalten, die Hauptstelle über das letzte mitzutheilen, welche eine große Aussicht sowohl in das philosophische als poetische Gebiet gewährt. S. 396. 'Die Verknüpfung zweier Sprachsphären, welche gleichtönen, wobei aber eine bestimmte Betrachtung der Bedeutung beider vorkommt, heißt ein Wortspiel, und dieses ist die Fundamentalfigur aller übrigen musikalischpoetischen Sprachfiguren. Das Wortspiel ist der Witz der Sprache, und an seiner Vortrefflichkeit kann nur der zweifeln, der überhaupt damit unbekannt ist, was der Witz sei und bedeute, und vielleicht den ärmlichen Begriff mit sich herumträgt, daß er nur ein Zeitvertreib und die untergeordnete, unbedeutendere heitere Wahrheit sei. Allein weit entfernt, diese geringe Gattung des Witzes für sein Wesen zu halten, muß man vielmehr die Sache gradezu umkehren und das Wesen der Wahrheit darin setzen, daß sie Witz sei. Denn alle Wißenschaft ist Witz des Verstandes, alle Kunst Witz der Phantasie, und jeder einzelne witzige Einfall wird nur dadurch zu einem solchen, daß er an den Witz der Wahrheit überhaupt erinnert. Damit man aber diese Stelle über den Witz nicht

etwa für witzelnd, sondern weil sie Wahrheit enthält, auch für witzig halte, so überlege man Folgendes. Die Wißenschaft auf ihrem höchsten Standpunkte lehrt eine absolute Einheit, eine unbedingte Identität Alles mit Allem. An diese ewige Konsonanz des Weltalls, an diese heterogene Homogenität, erinnert jede ernste und heitere, jede erhabene und burleske Stimmung; der Witz ist der Blitz, welcher eine einzelne Stelle in dem großen Ganzen erleuchtet, und diese Identität im Einzelnen heraustreten läßt, und daher ist ein jeder Witz, indem er an das Höchste erinnert, erhaben. Je kleiner freilich die erleuchtete Stelle ist, je flüchtiger und vorübergehender der Eindruck, und der gesellige Witz ist mehrentheils nur ein Wetterleuchten, welches das Dasein einer Region anzeigt, in welcher ein Blitz möglich wäre. Der ächte und große Witz wohnt in der Wißenschaft, in der Kunst, und im Leben; da nun die Sprache das Organ von allem diesem ist, so sieht man leicht ein, daß durch das Wortspiel, wie es z. B. Shakspeare gebraucht, oder Aristophanes, Andeutungen können hervorgebracht, Effekte erregt, Empfindungen angeschlagen werden, die nur durch dieses Medium möglich sind, welche sich, wie die Musik, körperlich durch das Ohr in den Geist ergießen.'

Auf die Untersuchung über Allitteration, Assonanz und Reim, folgt in gedrängter Kürze die Konstruktion einiger von den vornehmsten gereimten Versarten, wie sie seit Kurzem nach italiänischen und spanischen Vorbildern in unsere Sprache eingeführt worden sind. Diesen Abschnitt mögen sich die Kritiker, welchen diese unbegriffnen Neuerungen so sehr verhaßt sind, zu Nutzen machen, um sich nicht fernerhin dabei zu prostituieren. Die Lehre vom oratorischen Numerus macht den Beschluß.

Bei aller Reichhaltigkeit des Werkes versteht es sich, daß der außerordentliche Umfang des Stoffes nicht das größte Detail verstattete, daß die Ausführung oft nur summarisch sein mußte. Indessen ist der Anfang mit einer systematischen Behandlung der Sprachlehre gemacht, es kann auf diesem Grund weiter fortgebaut werden. Der Verfaßer macht selbst Hoffnung zu einer eignen Schrift über Buchstaben, Silbe, Schrift u. s. w. Vor allem wird es heilsam sein, den zahllosen Haufen unersprießlicher Aesthetiken durch gründliche Werke über die poetische Technik, allgemein grammatisch und mit philologischer Beziehung auf verschiedne Sprachen zu verdrängen, damit die Unwißenheit der Leser, der Dilettanten, der anmaßlichen Kenner und Kunstrichter erfahre, daß die Poesie eine Wißenschaft ist, und ehrerbietig des vorwitzigen Urtheilens sich enthalten lerne. An die allgemeine Sprachlehre kann sich die specielle Grammatik für einzelne Sprachen mit großem Vortheile anschließen. Ehe jene nach philosophischen Principien aufgestellt ist, bleibt für diese der Sprachgebrauch eine todte Gedächtnißsache. Ist man hingegen über den gesetzmäßigen Organismus der Sprache überhaupt im Klaren, so können die hinzukommenden besondern Bestimmungen als das Individuelle historisch begriffen und charakterisiert werden. Bei den Meistern des Stils ist das Gefühl für die Individualität ihrer Sprache sehr rege, allein von Grammatikern ist bis jetzt für die Charakteristik wenig geleistet worden. Die vergleichende Grammatik, eine Zusammenstellung der Sprachen nach ihren gemeinschaftlichen und unterscheidenden Zügen, würde dazu ungemein behülflich sein. So müßte man das Griechische und Lateinische; die Sprachen deutschen Stammes, das Deutsche, Dänische, Schwedische und Holländische; die neulateinischen mit

deutschen und andern Einmischungen; das Provenzalische, Französische, Italiänische, Spanische, Portugiesische; dann das in der Mitte liegende Englische; endlich wieder alle zusammen als eine gemeinschaftliche Sprachfamilie nach grammatischen Uebereinstimmungen und Abweichungen und deren innerem Zusammenhange vergleichen. Eben so die orientalischen erst unter sich, hernach mit den occidentalischen. Leichter ist es zwar diesen Plan zu entwerfen, als ihn auszuführen; doch würde solchergestalt die Philologie immer mehr zur Kunst werden, und auch die Ausbildung der lebenden Sprachen kunstmäßiger fortschreiten können.



Recensionen aus der Jenaischen allgemeinen Litteratur-Zeitung 1804...1808.



Vier Tragödien des Aeschylos übersetzt von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Hamb. 1802.

In unserm Vorrath von Uebersetzungen alter Dichter giebt es noch so große Lücken, daß jeder Beitrag zu ihrer Ausfüllung, besonders wenn er nicht bei den Außenwerken des klassischen Alterthums stehen bleibt, denen im Studium desselben durch wiederholte Behandlungen eine verhältnißmäßig viel zu wichtige Stelle eingeräumt wird, sondern eins der wenigen auf uns gekommenen ursprünglichen Denkmäler aus der großen Kunstepoche betrifft, gewiß alle Aufmerksamkeit verdient. Die französischen Schriftsteller sind weit rüstiger in diesem Fache; sie können es auch sein, da ihre Leser um vieles begnüglicher sind. Bei ihren oft erneuerten Uebersetzungs-Versuchen läuft, neben der ungefähren oberflächlichen Uebertragung des Sinnes, welche für hinreichend geachtet wird, Alles darauf hinaus, daß sie ihre Prosa, nach den eben geltenden Begriffen der Sprachgenoßen von Zierlichkeit, sorgfältiger aufputzen. Das Wort Nachbildung ist auf solche Arbeiten gar nicht anwendbar, und vom Stil der alten Dichter kann nicht die Rede sein. Es wird nun zwar hiebei stillschweigend eine durchaus nichtige Hoffnung vorausgesetzt, als ob sich ihr Gehalt ohne die Form faßen ließe,

wir die Grundsätze der alten Metrik beßer verstehen, sollte billig die Nachbildung eines bisher noch nicht versuchten Silbenmaßes gleich mit unverminderter Strenge und Beibehaltung aller seiner Gesetze unternommen werden. Möglich ist dieß in unserer Sprache mit den hauptsächlichen Versarten, worin die griechischen Tragödien geschrieben sind: dem jambischen Trimeter, dem trochäischen Tetrameter, und den Anapästen; ja auch von den chorischen Strophen wagen wir es, einige Ausnahmen abgerechnet, wo man sich denn so gut helfen muß, wie man kann, zu behaupten. Es ergeht demnach an eine Uebersetzung des Aeschylus oder Sophokles, welche einmal metrisch ist, die Forderung, gerade die genannten Versarten, wie sie in den Originalen stehen, beizubehalten.

Die vorliegende Arbeit leistet dieß einzig bei den trochäischen Tetrametern, einer Versart, die vielleicht unter allen antiken mit einer in unserer Sprache einheimischen die auffallendste Aehnlichkeit hat; aber auch hier nicht genau: Spondeen sind an den unrechten Stellen eingemischt, und auch sonst wird gegen die Silbenmeßung gefehlt. Uebrigens muß den Trimeter unser gewöhnlicher fünffüßiger Jambe, meistens mit männlicher Endung, nur dann und wann mit weiblicher, und eingemischten Anapästen vertreten; die anapästischen Verse und Chöre des Originals aber sind ohne bestimmtes Silbenmaß in freien Zeilen, die nach Gutdünken aus jambischen, trochäischen, daktylischen und anapästischen, seltner spondeischen Rhythmen zusammengesetzt sind, übertragen. Man erinnert sich, daß der ältere Bruder des Grafen Friedrich Leopold vor einer Anzahl Jahren den Sophokles auf ähnliche Weise verdeutscht gab, nur mit dem Unterschiede, daß er statt der chorischen Strophen die aus dem

Horaz bekannten melischen gewählt hatte; ein schlimmer Mißgriff, da den majestätischen Massen jener nicht leicht etwas mehr entgegengesetzt sein kann, als die enge Bestimmtheit der letzten, so daß immer noch die oben erwähnte regellosere Behandlung vorgezogen werden dürfte. Man kann sich der Vermuthung nicht erwehren, daß die gegenwärtige Uebersetzung von einem Theil des Aeschylus nicht erst vor dem Druck, sondern früher, vielleicht gleichzeitig mit jener des Sophokles, ausgearbeitet worden; wenigstens ist keine Spur von Wetteifer mit neueren Proben in diesem Fach zu bemerken, was bei dem jetzt so regen Geiste der Fortschreitung in unserer poetischen Technik sich keinesweges billigen läßt. Es ist wahr, bis auf die neuesten Zeiten haben sich bei Dolmetschung der Alten Ausüber und Liebhaber sowohl der laxen wie der strikten Observanz gefunden: der Vf. erklärt sich nun durch die That für jene, und kann folglich nicht für verpflichtet geachtet werden, von den Bemühungen derer, die es mit der letzten halten, Notiz zu nehmen. Allein was ist es, was dem loseren Nachbilden immer noch Beifall verschafft? Offenbar das Vertraulichere, Leichtere, Gewohntere der Schreibart. Der Zweck alles Uebersetzens der Alten ist allerdings, ihre Werke für die Zeitgenoßen neu zu beleben. Das in der Muttersprache Geschriebene spricht uns unmittelbarer an, und in so fern können poetische Uebersetzungen selbst Kennern der alten Sprachen sehr schätzbar sein. Wird die Muttersprache aber in der Behandlung zu einer todten, d. h. setzt die Lesung des übersetzten Werks ein eben so mühsames und ausführliches philologisches Studium voraus, als zur vertrauten Bekanntschaft mit dem Original erfordert wird, so wäre es kürzer, die Leser gleich an dieses zu weisen. Die Aufgabe

lautet daher so: die möglichste Strenge in der grammatischen und metrischen Nachbildung soll mit dem höchsten möglichen Grade freier Lebendigkeit vereinigt werden. Hiebei findet nun noch eine gewisse Breite statt, eine Abweichung der Manieren, indem der eine mehr geneigt ist an der Freiheit, der andere an der Strenge aufzuopfern. Diese Uebersetzung des Aeschylus aber lenkt nach unsern Einsichten weit über die zuläßlichen Gränzen auf die Seite der Laxität aus. Wir finden es nothwendig, dieß gleich anfangs, bei aller mit Wärme bezeugten Achtung für den würdigen Vf., unverholen zu äußern. Denn was hilft es, an Einzelheiten zu haften, einzelne Verse und Ausdrücke zu tadeln, da bei der Ausübung einer Kunst, wozu ein weitschichtiges Detail gehört, eine Stelle zufällig unvollkommner ausgefallen sein kann, als die andere? Man muß die Arbeit im Ganzen beurtheilen, und auf die Maximen zurück gehen, welche den Urheber dabei geleitet haben. Was man hier und da an dem Versbau getadelt hat, die eingemischten Anapäste, die doch zum Theil von der Art sind, daß sie durch eine ganz leichte und übliche Kontraktion können weggenommen werden, z. B.:

Den neuen Herrscher allgewaltiger Macht,

für 'allgewalt'ger'; oder dem Verse einen kühneren Aufschwung geben, z. B.:

Wer entreißt den Zepter des Tyrannen ihm?

dann die häufigen Spondeen, die man nur als Härten zu bemerken weiß: dieses möchten wir gerade loben. Denn es hat den Vf. dabei ein richtiges Gefühl geleitet, daß unser gewöhnlicher reimloser Jambe (mit Recht so genannt, weil er eigentlich eine des Reimes entkleidete Reimversart ist)

hier nicht ausreiche; Spondeen und Anapäste sind ja allerdings die Füße, welche auch im Trimeter den Jamben vertreten dürfen: nur bei der übrigen Kunstlosigkeit des Verses, und da es an einer Regel für ihre Einmischung fehlt, können sie nicht ganz die bezweckte Wirkung thun. Den Spondeen finden wir übrigens nicht selten an den vortheilhaftesten Stellen des Verses, und auf die Art, wie er am meisten Nachdruck hat, nämlich daß die betonte Länge den Platz der jambischen Kürze einnimmt, angebracht:

Aufgang und schwererlernten Untergang.

Diesem Verse fehlen nur zwei Längen vor dem letzten Wort, um ein vollkommen schöner Trimeter zu sein. Manchmal sind die antispastischen Rhythmen nicht vermieden, die sich bei Spondeen in der Mitte der Jamben leicht einstellen:

Auch hebt sich der vierschenklichte Vogel schon,

welcher Vers weder nach antiker noch moderner Meßung ein Jambus heißen kann, sondern allenfalls als anapästischer Dimeter gelten möchte. Dann stehen die Anapäste zuweilen an der unrechten Stelle, wo sie nicht als solche erscheinen, sondern bloß den Vers brechen:

Auch seine Eile | verdoppelt schnell den Tritt.

So wohl die pyrrhichischen Schlüße dem Trimeter thun, so übel stehen sie (dieß sei auch gegen die Praxis berühmter Dichter bemerkt) dem fünffüßigen Jamben, der alsdann eigentlich ein vierfüßiger mit gleitender Reimendung wird:

Und schmähet lästernd die Unsterblichen;

vollends wenn noch ein Pyrrhichius vorhergeht:

Den hunderthäuptigen, den stürmenden;

ſolche Zeilen würden gegen die ſchwerwichtigen des Aeſchylus auf der vom Ariſtophanes eingerichteten Wagſchale federleicht in die Luft ſtieben. Bei regelmäßigem Wechſel der Längen und Kürzen, mit einer Pauſe des Sinnes am Schluß und männlicher Endung, z. B.:

Es hangen Glocken aus getriebnem Erz
Um ſeinen Schild, Entſetzen tönen ſie!
Ein ſtolzes Zeichen trägt er auf dem Schild,
Den Himmel flammend mit der Sterne Glut u. ſ. w.

würde der fünffüßige Jambe theils ſehr einförmig werden, theils eine unbeſonnen hineilende Raſchheit haben, die auf das ſtärkſte gegen das gehaltene Anſtreben des Trimeters abſtechen müßte. Daher ſind ſowohl die oben erwähnten Abwechſelungen der Füße, als die zu Hülfe genommenen weiblichen Endungen, welche die Verſe entſchiedener ſondern, und die freieren Uebergänge (wenn wir gleich ſolche wie:

Zu ſein den Göttern, ſammt der Galle und

nicht empfehlen möchten) allerdings gut zu heißen; und die Wahl der Versart einmal vorausgeſetzt, ſehen wir eben nicht, daß viel mehr hätte erwartet werden dürfen, als geleiſtet iſt.

Was ferner die Diktion betrifft, ſo hat ſie zwar nicht die Zierlichkeit der auserleſenſten Wahl, aber eine gewiſſe ſich ſelbſt darbietende Fülle, der es nicht an Reiz und Leben fehlt. Es finden ſich manche glückliche Zuſammenſtellungen, manche ſchöne Kühnheiten, wie es denn von einem Dichter nicht anders zu erwarten war, aus deſſen Liedern, wie man auch von Seiten der Kunſt über ſie urtheilen mag, wenigſtens ein ſtarker Antrieb des Gefühls athmet. In dieſer Hinſicht iſt gegenwärtige Ueberſetzung der des ältern Grafen

zu Stolberg vom Sophokles weit vorzuziehen, welche, indem sie den Stil und die Formen des Originals verfehlt, noch obendrein todt und steif ist.

Das Große aber, was wir vermißen, ist Aeschylus selbst, sein hoher Kothurnschritt, sein festlicher Pomp, sein gewichtiger Nachdruck, seine kolossale Rhetorik, welche mit den Riesengestalten der Helden die Sprache zugleich über das gewöhnliche Maß der Menschennatur anzuschwellen strebt, endlich jene Bilder, Ausdrücke und Laute, welche, wie die furchtbaren Grazien des Medusenhauptes dem Hörer entgegengehalten, ihn zugleich erstarren machen und entzünden. Unter allen Dichtern des Alterthums läßt sich Aeschylus am Maße seiner Formen am wenigsten verkürzen, weil in ihnen durchaus der Stil der älteren Plastik, strenge Großheit, ausgeprägt ist. Dieser Charakter geht durch, vom Entwurf des Ganzen und den Umrißen der Figuren bis in die kleinsten Züge hinein, wie sich denn überhaupt in einem ächten Kunstwerke Alles reflektiert, und wir es ohne Bedenken unternehmen, am Schema des tragischen Trimeters den Bau der antiken Tragödie zu entwickeln. Es muß daher nothwendig mißlingen, dieß in einer Uebersetzung wiederzugeben, wenn man nicht die metrischen Formen des Originals, nebst möglichst genauer grammatischer Nachbildung, beibehält. Aber, wird man einwenden, ist dieß auch möglich? 'Soll die Kritik für die poetische Uebersetzungskunst wahren Nutzen stiften, so muß es hier als Grundsatz festgestellt werden, was auf andere Geisteswerke nicht anwendbar ist: nämlich, daß der Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu beweisen hat, es beßer zu machen. Denn die Aufgabe des poetischen Uebersetzers ist eine ganz bestimmte, und zwar eine solche, die ins Unendliche hin nur

durch Annäherung gelöst werden kann, weil er mit ganz verschiedenen Werkzeugen dasselbe ausrichten soll.' (Athenäum 3. B. S. 334.) Diesem Grundsatze gemäß wollen wir unsere Gedanken über die Art, wie der Aeschylus übersetzt werden müßte, praktisch darzulegen suchen. Kürzer wäre es, wenn wir auf ein schon vorhandenes Beispiel des an einem griechischen Tragiker Geleisteten verweisen könnten; allein wir wüßten nichts der Art anzuführen, als einige von Voß in den mythologischen Briefen und sonst übersetzte Stellen. Denn in dem Euripides von Bothe sind, der übrigen Mängel nicht zu gedenken, die Trimeter und übrigen Versarten so holpricht und schlecht gemeßen, daß sie einem Unkundigen Zweifel an der Lösbarkeit der Aufgabe überhaupt erregen könnten. Beträchtlich beßer sind die Trachinerinnen von Süvern, aber noch lange nicht befriedigend. Es versteht sich, daß wir das hier Vorzulegende keineswegs für unverbeßerlich ausgeben: es ist nur ein Versuch, und dazu der erste Wurf; doch wird es hoffentlich zum Belege des oben gefällten Urtheils hinreichen.

Wir wählen, um eine poetisch gewissermaßen vollständige Masse zu geben, den Anfang der Eumeniden bis zur Versetzung der Scene nach Athen, der gewiß zu den Größten gehört, was Aeschylus und überhaupt eine menschliche Phantasie je gedichtet. Die des Griechischen kundigen Leser laden wir ein, die neben einandergestellten Uebersetzungen mit dem Text zu vergleichen, die übrigen mögen sich unmittelbar nach ihrem Gefühl entscheiden. . . . . . . *)

*) [Die folgende Vorbemerkung und das von Stolberg und Schlegel übersetzte Stück der Eumeniden laßen wir hier weg, da das in die schlegelschen Werke Gehörige schon in den Poetischen Nachbildungen (Werke Bd. III. S. 134. ff.) mitgetheilt ist.]

Es sei uns erlaubt, einige Bemerkungen über einzelne Stellen nachzubringen. Der Uebersetzer hat sich durch die schützische Ausgabe irre führen laßen, wo nach einer Note des Pauw (Vol. II. p. 1046.) Hermes im Personenverzeichnisse aufgeführt, und hier als stumme Person gegenwärtig angegeben wird. Dieß ist einer von Pauws Mißgriffen, welche ein gänzliches Mißverstehen des poetischen Sinnes verrathen. Hermes ist gerade nicht unter den vielen Gottheiten, welche die Pythia als im delphischen Tempel und um ihn her verehrt namhaft macht: wie kommt er nur in den Tempel hinein? Soll ein Gott nicht das Recht haben, den andern anzureden, ohne daß er für sterbliche Augen sichtbar gegenwärtig sei, da ja Menschen zu entfernten unsichtbaren Göttern beten? Und diese Anrede des Apollo ist doch der einzige Grund des verkehrten Einschiebsels. Die Leitung des Hermes, welche jener für seinen Schützling verlangt, bedeutet die vorsichtige Heimlichkeit, ohne die er nicht glücklich zum Ziele gelangen konnte, wie Priamus in der Ilias, ebenfalls vom Hermes geleitet, unbemerkt in das griechische Lager kommt. Die körperliche Sichtbarkeit des Gottes würde also dem geradezu widersprochen haben. Wenn Hermes den Orestes erst recht führte, so müßte dieser selbst nicht einmal gesehen werden. Und wo bliebe der begleitende Gott nachher? Er sollte doch nach vollbrachter Pflicht vom Orestes Abschied nehmen; dieser erscheint aber ganz allein wieder vor dem Tempel der Athene. Auch bedurfte es nicht der Ermahnungen an ihn, unter den Mühseligkeiten der Flucht nicht zu erliegen, wenn er einen sichtbaren Gott zum Geleit bei sich hatte. Kurz, die Annahme ist auf alle Weise widersinnig. — V. 13. bedeuten παῖδες Ἡφαίστου, was Schütz nach Wakefield durch fabros et id

genus artifices mercenarios auslegt, vielmehr die Athener, die natürlich von ihrem, aus dem Samen des Hephästos entsproßenen, Stammkönige Erichthonius so genannt werden. V. 44. haben wir die alte Leseart λήγει μεγίστῳ in der Uebersetzung auszudrücken gesucht, welche Schütz erst unnöthiger Weise ansicht, und dann freilich auch Grund findet, den folgenden Vers als unächt herauszuwerfen. Jenes scheint ein geheimnißvoller priesterlicher Ausdruck für die villa gewesen zu sein, welchen Pythia also allerdings Anlaß hat durch einen gewöhnlicheren zu erklären. Bei der ausdrücklichen Nennung der Harpyien hat Stolberg wohl den Vers vor Augen gehabt, welchen Schütz nach Wakefield vor V. 48. einzuschieben vorschlägt, da die leicht zu ergänzende Auslaßung, 'Mit den Harpyien würde ich sie vergleichen, wenn sie Flügel hätten', weit poetischer und äschylischer ist. Dieß Wenige zur Warnung für den künftigen Uebersetzer, doch ja, ohne rechts und links nach neueren Conjecturen zu haschen, sich, wo irgend möglich, lieber an die älteren Lesearten zu halten.

Bei dem Chorgesang ist gleich der Fall eingetreten, daß in Ansehung des Silbenmaßes nicht vollkommne Genauigkeit möglich war, weil in der vierten und sechsten Zeile der 2ten Strophe und Antistrophe so viel Kürzen gehäuft sind, als sich in unsrer Sprache nicht zusammen bringen laßen. Man hat daher ein Paar Längen einstreuen müßen, und sich in diesen Strophen des auch von Klopstock und Voß angewandten Mittels bedient, die zweideutige, hier durch den Rhythmus bestimmte Silbenzeit über der Zeile zu bezeichnen. Uebrigens kann diese kleine Probe schon den Vortheil von der metrischen Nachbildung der Chöre zeigen, denn das Silbenmaß ist sehr ausdrucksvoll: die Kürze der Strophen deutet die hin und her schweifende Bewegung des Chors

auf dem engeren Raume an, ihr Rhythmus den Ungestüm seiner verwirrten Gemüthsbewegungen. Man wende nicht ein, daß für unser Ohr die langen chorischen Strophen ohne die Begleitung ihrer ursprünglichen Musik immer labyrinthisch bleiben. Das Ohr des Kenners soll geübt sein, die Wiederkehr auch in ihnen zu vernehmen, und es darin bis zur feinsten Schärfe der Unterscheidung bringen. Wenn wir noch nicht angeben können, nicht bloß, warum Aeschylus und Sophokles statt der Trimeter bald einmal trochäische Tetrameter, bald Anapäste gebrauchen, sondern warum sie die Strophen ihrer Chorgesänge gerade so oder so bauen und wechseln laßen; wenn wir nicht in der verschiednen Behandlung der Silbenmaße beim Aeschylus, Sophokles und Euripides den tragischen Stil eines jeden nachweisen können, so sind wir mit unsern Begriffen über ihre Kunst noch nicht im Reinen.

Die vier Tragödien, welche das angezeigte Buch enthält, sind Prometheus in Banden, Sieben gegen Theben, die Perser und die Eumeniden. Die schwersten Aufgaben für den Uebersetzer, die Choëphoren, die Schutzgenoßinnen und besonders der Agamemnon, sind also noch ganz unberührt geblieben. Soll ein gründliches Gelingen erfolgen, so wird es nöthig sein, daß ein kundiger Meister dem Unternehmen eine außerordentliche Anstrengung widme, und es gleich im Großen angreife. Es fehlt noch an einem, der, wie Voß seine Uebersetzungskunst an die hexametrischen Werke der Alten gewandt, sie in gleichem Umfange auf die trimetrischen richtete. Wir möchten behaupten, es sei leichter, die sämmtlichen Dramatiker der Alten gut zu übersetzen, als ein einzelnes Schauspiel. Die Leser würden auch beßer hineinkommen, man müßte ihnen nur, mit Vermeidung alles überflüßigen gelehrten Apparats, den Weg zur Anschauung

der scenischen und mimischen Darstellung, so weit sie sich erforschen und divinieren läßt, bahnen.

Als eine angenehme Zugabe erwähnen wir noch die dem Buche beigefügten 16 flaxmanschen Umriße, die, ungeachtet der Verkleinerung, treu und gut nachgestochen sind.

Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Énéide, suivi de quelques observations sur le Latium moderne. Par Charles Victor de Bonstetten. Genève. An XIII. (Nebst einer Karte.)

Man erinnert sich noch des freudigen Beifalls, womit Woods Versuch über den Originalgeist Homers aufgenommen wurde. Die Bekanntschaft mit dem Schauplatze der Ilias, der Anblick der ganzen Umgebung verlieh der ehrwürdigen treuen Wahrheit der homerischen Gesänge, die man oft nicht genug erkannt hatte, eine neue Bestätigung. Ein Theil von den zauberischen Reizen des Alterthums beruht auf dem Eindrucke der Entfernung, und um diesen ganz zu gewinnen, bedürfen wir des Gegensatzes einer hebenden Gegenwart. Die Wanderuugen eines gefühlvollen Reisenden auf einem durch Dichtung geweiheten Boden thun daher eine ähnliche Wirkung, wie wenn eine Landschaft uns die Aussicht in eine weite Ferne mit verdämpften Farben und leiseren Umrißen, von den Gegenständen eines kräftigen und nahe herantretenden Vorgrundes eingefaßt, öffnet. Wenn die Wiege eines weltbeherrschenden Reichs nicht weniger Theilnahme erregt, als die Grabstätte eines an der Gränze der Fabelwelt untergegangenen und nur im Munde der Sänger so herrlich gewordenen: so dürfen Hrn. von

Bonstettens Bemühungen um den Virgil gewiß auf nicht geringeren Dank rechnen, als was Wood für den Homer geleistet; um so mehr, da jener sein Unternehmen in einem weit höheren Grade der Vollkommenheit ausgeführt hat. Das trojanische Gebiet hat vermuthlich weit bedeutendere Veränderungen erlitten, als die Küste von Latium, wo Aeneas landete. Dazu kommen die Widersprüche in den örtlichen Angaben der verschiedenen homerischen Rhapsodien, welche Wood nicht beachtete, der überhaupt seinen Dichter nur unvollkommen verstand, und zu voreilig in den heutigen orientalischen Sitten mit den vom Homer geschilderten Aehnlichkeiten finden wollte, die denn freilich sehr oberflächlich ausfielen. Alles dieß hat Woods Versuch dem Nachtheile ausgesetzt, durch die gründlicheren Arbeiten seiner Nachfolger verdunkelt werden zu können, was in Absicht auf das vorliegende Werk nicht leicht gelingen dürfte. Der Vf. hat die Ausdrücke seines Textes mit der feinsten Unterscheidung gefaßt; er hat mit großem Scharfsinn Alles zusammengestellt, was die Lage der Oerter und den Schauplatz der Handlung nach Virgils Absicht zu bestimmen dient, und sehr bedeutende ganz neue Aufklärungen und Berichtigungen dessen, was die bisherigen Ausleger darüber sagen, geliefert. Den historischen Grund der in der Aeneis erzählten Begebenheiten, welchen Hr. von B. überall als unbezweifelt voraussetzt (ein poetischer Glaube, der dieser anziehenden Schrift für die Belebung aller Schilderungen ungemein zu statten kommt), könnte man bezweifeln, ja die ganze Niederlaßung des Aeneas für nicht wirklicher halten, als den brittischen König Brutus, oder den fränkischen Helden Franko, denen das Bedürfniß anderer Völker, nach dem Beispiele der Römer gleichfalls von Troja abzustammen, das Dasein gegeben hat, ohne daß

dieß dem hauptsächlichen Resultat der hier angestellten Untersuchung den geringsten Eintrag thut. Virgil hat vermittelst gelehrter Benutzung aller einheimischen Ueberlieferungen seinem Werke so viel historische Haltung zu geben gesucht, als möglich; er hat auch insbesondere sich strenge nach der Beschaffenheit der Oerter gerichtet, wo seine Handlung zu Hause ist, und nichts willkürlich oder unzusammenhängend angenommen. Jenes hat man schon öfter dargethan, dieß ist noch nie in ein so helles Licht gesetzt worden, als durch Herrn von B.; seine Schrift wird daher allen Freunden Virgils ein unentbehrliches Handbuch sein, und darf sich versprechen, wo sein Gegenstand, jenes einzige poetische National-Denkmal Roms, die Geister beschäftiget, nicht vergeßen zu werden; um so mehr, da es nicht bloß unterrichtet, sondern in der heitern und lieblichen Darstellung einen Widerschein des dichterischen Zaubers gewährt.

Der Vf. theilt hier zwar nur die reichhaltige Ausbeute eines kurzen Ausflugs von wenigen Tagen mit, er verräth aber dabei in der Ruhe und Schärfe der Beobachtungen den geübten und auch mit Italien schon von lange her vertrauten Reisenden. Wir können ihn auf seinem Gange, der oft durch episodisch aufgefaßte Bemerkungen, wie z. B. die über das laurentinische Landhaus des Plinius, noch mehr Abwechselung gewinnt, nicht Schritt vor Schritt folgen, und begnügen uns einige Hauptpunkte auszuheben.

Aeneas landete am östlichen Ufer des Tiber, und schlug sein Lager in dem Winkel des sumpfigen Sees von Ostia mit dem Fluße auf. Da das Seeufer an der Mündung desselben bekanntlich angeschwemmt ist, so hatte er es in einer geringen Entfernung vor sich, von hinten war er durch den Sumpf gedeckt, der damals vermuthlich ausgedehnter

war und bis an den in einem östlicheren Bett fließenden Tiber reichte. Verschanzt war das Lager daher nur vorn gegen das Meer zu, und rechts; von diesen beiden Seiten geschehen auch die Angriffe. Turnus nahm mit dem seinigen die Breite zwischen dem Sumpf und der Küste ein, und schloß solchergestalt die Trojaner von der Landseite ganz ein, so daß Nisus und Euryalus durch sein Lager hindurch mußten. Dann schlugen sie sich links, um mit dem kürzesten Umwege um den Sumpf herum den Weg zum Pallanteum zu gewinnen. Vom Volscens angetroffen flüchtet Nisus in die nachmals albanischen Wälder, wo Latinus seine Herden hatte. Mit Recht rügt es der Vf., daß Heyne IX. 387. die Leseart lacus in den Text aufgenommen; der albanische See liegt viel zu weit aus dem Wege, als daß man hier an ihn denken könnte. Allein die Leseart einiger Handschriften Atque lucos (– ◡ – –) ist mit dem Verse unverträglich, weßwegen auch Heyne vorschlägt Ad lucos, was neuere Ausgaben aufgenommen haben. Vielleicht läßt sich Atque locos, wie schon Julius Sabinus las, vertheidigen.

Das alte Laurentum setzt Heyne nach Cluver und Volpi unbedenklich an die Stelle des heutigen Torre Paterno, wiewohl dieß unleugbar dem Virgil widerstreitet. Hr. von B. hat der Lage dieses Orts eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und rückt es landeinwärts, und beträchtlich näher gegen den Fluß hin. Die Befugniß hiezu kann nicht bestritten werden, indem der ganze Strich ostwärts vom Tiber, vom Meer bis an die Hügel den Namen des Laurentischen führte. Der Ort, wo der Vf. Laurentum hinsetzt, ist auf der Karte des Ameti als Selva Laurentina bemerkt, und dicht dabei ist Trafusina di Picchi, worin er den Namen des Picus zu erkennen glaubt (diese Aehnlichkeit dürfte doch

zufällig sein), dessen Burg sich im oberen Theile der Stadt erhob. Laurentum lag in der Ebene: denn Turnus steigt von den hügelichten Gegenden, wo er im Hinterhalt gelegen, zur Stadt herab; nicht am Meer, sonst müßte dessen in den Gefechten vor der Stadt Erwähnung geschehen; nicht weit vom Tiber und dem laurentinischen Sumpf bei Ostia, denn der im Zweikampf vor dem Aeneas fliehende Turnus fand sich zwischen der Stadt und dem See gegenüber, zu beiden Seiten von dem trojanischen Heere eingeschloßen. Der See und die Ufer hallen zum Geschrei der Heere wieder. (XII. 756.) Ein Adler läßt einen geraubten Schwan in den Tiber fallen (XII. 256.; fluvio kann nicht anders gedeutet werden, keiner von den Bächen in der Gegend umher verdient diesen Namen), und dieß wird von den Rutulern, ebenfalls vor der Stadt, erblickt. Der wilde Oelbaum, wo die vom Schiffbruch Geretteten ihre Kleider aufzuhängen pflegten (XII. 766.), könnte die Meinung derer zu begünstigen scheinen, welche Laurentum an das Meer setzen; aber dieser Umstand muß entscheidenderen Gründen weichen. Es sei uns erlaubt, noch einen vom Vf. übergangenen anzuführen. Daß Volscens, von Laurentum kommend, dem Nisus und Euryalus begegnet, wie sie sich links um den See oder Teich herum landeinwärts wenden, stimmt vortrefflich mit den hier gegebenen Bestimmungen überein; hingegen wäre es unmöglich, wenn er sich mit seiner Schaar längs der Küste hin zum Lager des Turnus gezogen hätte.

Virgils Numicus, den die meisten Ausleger bei Lavinium oder gar bei Ardea fließen laßen, ist nach Herrn von Bonstettens Meinung ein Bach gewesen, der sich in den Sumpf am Tiber ergoß, und jetzt verschwunden ist, was auf vulkanischem Boden nicht selten vorfällt. Man könne ihn

nur dort suchen, weil Virgil ihn immer unmittelbar mit dem Tiber und dem Sumpf verbinde, auch ihn sogleich dem Aeneas sich darbieten laße, wie dieser nach seiner Ankunft sich in der nächsten Umgebung umschaut. Hiebei ist nur die Schwierigkeit nicht aufgelöst, daß der Numicus nahe bei Lavinium gefloßen sein muß, weil dem darin ertrunkenen Aeneas dort als Indiges ein Hain geweihet wurde. Hatten vielleicht die Alten schon abweichende Ueberlieferungen darüber, und gab es verschiedene Bewerber um den Rang dieses, gleichsam heilig gesprochenen, Gewäßers?

Eine sehr wichtige Erklärung giebt der Vf. über Virgils Albunea, wo das Orakel des Faunus war. Man hat sie für die Sibylle von Tibur genommen, und ihr schwefelichte Quellwaßer (aquae albulae) zugeeignet, die sich von Westen her in den Anio ergießen. Allein diese fließen in der Ebene, und ohne das mindeste Geräusch, die virgilischen Beiwörter paßen dazu auf keine Weise:

> lucosque sub alta
> Consulit Albunea, nemorum quae maxima sacro
> Fonte sonat, saevamque exhalat opaca mephitim.

Heyne schreibt die jetzt so verschiedene Ansicht dieser Quellen auf seitdem vorgefallene Naturveränderungen. Der Haupteinwurf ist aber, daß man nicht begreift, wie ein Familien-Orakel des Latinus so weit von seiner Hauptstadt weg in ein ganz fremdes Gebiet hinaus sollte verschlagen sein. Hr. von B. glaubt, in der Solferata di Altieri, nahe bei der Straße von Ardea nach Rom, zwischen der Kapelle der Anna Petronella und Albano, alle Züge der virgilischen Albunea, sowohl der Lage als Beschaffenheit nach, wieder zu erkennen. Am Fuße weißer Felsen findet sich ein Teich von

milchichtem Schwefelwaßer, das immerfort Blasen wirft; eine von Menschenhänden gebildete Höhle ist gegenwärtig auch auf dem Boden mit eben solchem brausenden Waßer angefüllt, und der Felsen oberhalb der Höhle zeigt Spuren eines ehemals vor ihr heruntergeflossenen Waßerfalls. Vielleicht ist also dieß gerade der Ort, wo Latinus unter nächtlichen Schauern, auf Schaffelle gelagert, das Orakel des Faunus abwartete. Diese Meinung erhält eine Bestätigung mehr dadurch, daß man eine Spur davon bei einem alten Grammatiker findet. Probus hatte Albunea erklärt: Laurentinorum silva, in qua oraculum Fauni erat. Heynen ist auch hier begegnet, die richtigere Einsicht der Unkunde zu zeihen. Die Verwechselung mit der berühmten tiburtinischen Albunea ist sehr begreiflich; Albunea scheint ein allgemeiner Name für Schwefelquellen gewesen zu sein.

So viel mag zur Probe für Alterthumskenner hinreichen. Von der Belebung, welche die ganze letzte Hälfte der Aeneis durch die Beschreibung von der gegenwärtigen und ehemaligen Natur des Landes erhält, läßt sich kein Auszug geben: man muß dieß in der anschaulichen Darstellung des Vf. selbst fühlen. Als Beispiel erwähnen wir nur, wie er die besondere Schicklichkeit der Dichtung, daß Juno vom albanischen Berge herab die Scene der Handlung überschaut, aus der hervorstechenden Größe und Lage desselben, als des herrschenden Punktes in der ganzen Landschaft entwickelt; die Vermuthung über die stabula alta des Latinus, als in der gegenwärtigen Bauart solcher Hütten noch erkennbar, die mit einer runden Mauer einen beträchtlichen Umkreiß einschließen, und von einem Rohrdach in Form eines abgestumpften Kegels gedeckt sind; die noch erhaltene Sitte der Hirten Latiums, Lanzen zu führen, und dergl. mehr. Alles

dieß erhöht die Farben des virgilischen Heldengemäldes, so wie ein aus antiken Gebäuden ans Licht gebrachtes Fresco, mit Waßer benetzt, aus seiner Verblaßung frisch hervorgeht.

Es könnte ein Gegenstand der Verwunderung sein, wie doch die Scene der letzten Bücher der Aeneis, die Virgils nächste Leser dicht unter ihren Augen hatten, zu der man von Rom aus fast nur einen Schritt zu thun hat; noch so wenig erkundet und in obiger Hinsicht befriedigend beschrieben worden. Allein die ungesunde Luft, die traurige Verödung, welche den Reisenden an jedem Bedürfniß Mangel leiden läßt, endlich der Anblick des Elendes, macht es begreiflich, daß sich die Meisten im vollen Genuß der Alterthümer Roms abschrecken laßen, weiter darnach zu suchen. Dieß hat Anlaß zu der zweiten Hälfte der Reisebeschreibung gegeben, worin sich der Vf. mit der Natur, den Ursachen und Wirkungen der cattiva aria, der damals (im Frühling des Jahres 1803) in der Campagna di Roma herrschenden Hungersnoth, den Ursachen des sinkenden Anbaues und der zunehmenden Armut, beschäftigt. In diesen Schilderungen, die einen um so tieferen schmerzlichen Eindruck machen, jemehr sie das Gepräge treuer Wahrheit, ohne rhetorische Uebertreibung, an sich tragen, erkennt man einen Mann, dem die Regierungskunst nicht fremd ist, und dem die wohlthätigen Wirkungen einer weisen ins Große gehenden Sorge für die gedrückten Klassen der Menschheit innig am Herzen liegen. Der Kontrast zwischen großen Erinnerungen untergegangener Herrlichkeit, und dem Anblick gegenwärtigen Elendes und tiefer Erniedrigung, welcher mehr oder weniger durch das ganze Buch hingeht, ladet zur Schwermuth ein, und in dieser Stimmung ist die heitere Phantasie des Vf., die Alles vor den Augen des Lesers entfaltet, und selbst

das an sich Widrige ohne Schwächung des Gefühls wahrhaft künstlerisch bildet, eine sehr willkommene Gesellschaft. Man reiset gleichsam mit ihm, so sehr ist Alles mit nachläßiger Anmuth hingeworfen und scheint unmittelbare Eingebung des Augenblicks. Die systematischen Reisebeschreiber, unter deren Händen Alles zur schwerfälligen Abhandlung wird, verstehen ihren Vortheil schlecht, sie opfern den eigenthümlichen Reiz ihrer Gattung auf. Gern folgen wir hier dem rhapsodischen Wechsel von Anblick, Untersuchung, Erinnerung und Betrachtung, wie eine wirkliche Reise sie einem reichen und gebildeten Geiste vorüberführt. Man darf daher auch nicht strenge mit dem Vf. über manche Gedanken und Ansichten rechten, die, so allgemein ausgedrückt, wohl in ihren Veranlaßuugen nicht genugsam begründet, oder nicht zur gehörigen Reife gediehen sind. Die Mängel der Methode und Schreibart, die man etwa bemerken möchte, sind geistreiche Fehler, denen bei einem empfänglichen Gefühl sogar eine gewisse Gunst nicht entstehen kann.

Eine deutsche Uebersetzung dieses Buchs ist unlängst von Herrn Schelle angekündiget worden. Wir freuen uns, es in so guten Händen zu sehen, und hoffen, daß es unter denselben die gefällige Form und zarte Farbengebung nicht einbüßen werde.

Manuscrits de Mr. Necker, publiés par sa fille. Genève. An XIII. (1805.)

Der Tod eines Mannes, der die seltenste Ueberlegenheit des Geistes, durch eben so seltene Reinheit des Gemüths verklärt, in einem hohen Beruf entfaltet hat, scheint eine Lücke in der sittlichen Welt zu hinterlaßen, selbst dann,

wenn seine ruhmvolle Laufbahn nicht plötzlich abgebrochen, sondern bis zum gewöhnlichen Ziele der dem Menschen gegönnten Jahre fortgeführt ward, wenn sein Leben nicht bloß geendigt, sondern in allen Verhältnissen als vollendet sich darstellt. Diesen Eindruck hat die Nachricht vom Tode des ehrwürdigen Necker in Europa, und wo man in anderen Welttheilen an europäischen Vorfällen Antheil nimmt, wohl auf alle gebildete Menschen gemacht, deren Gefühl nicht durch den Wirbel der Zeitgeschichte betäubt und für Alles außer dem nächsten Andringen des Augenblicks abgestumpft ist. Freilich, das heutige Geschlecht hat ein kurzes Gedächtniß; vor jeder geschloßenen Scene wird ein Vorhang heruntergelaßen, welcher der neuen zum Hintergrunde dient, und durch den blendenderen Glanz der Nähe gemeinen Blicken wehrt, weiter rückwärts zu dringen. In dieser theils natürlich entstandenen, theils künstlich beförderten Verwirrung aller Begriffe, wo der große Haufe den Erfolgen leidend zusieht, um von ihnen gleichsam Gesinnungen und Meinungen zu erbetteln, die er aus sich selbst nicht hervorzubringen vermag, ist es wohlthätig, bei dem Bilde eines Weisen zu verweilen, der sein untadeliches sittliches und politisches Glaubensbekenntniß durch Thaten bekräftiget hat; der es unternahm, durch freies Zutrauen zu lenken, mit segnender Menschenfreundlichkeit zu regieren, und jeder Verderbniß des Ehrgeizes und der Herrschsucht mit der unbeflecktesten Reinheit zu begegnen; den die Glorie der begeisterten Verehrung eines ganzen Volks, wie der Sturm gehäßiger Verfolgung, gleichmüthig und unbestechlich fand; der endlich, von dem lärmenden und besudelten Schauplatze abgetreten, nicht müde ward, noch aus der Einsamkeit seine milde warnende und lehrende Stimme an die Zeitgenoßen hören zu laßen. Es ist billig,

mit der Huldigung, die einem solchen Charakter gebührt, keine Zeit zu versäumen: denn wenn man auf eine ruhige Verfaßung der Welt warten wollte, wann möchte die Stunde dazu kommen? Neckers öffentliches Leben gehört der Weltgeschichte an, und kann nur in einem umfaßenderen Zusammenhange dargestellt werden; aber auch die Sittlichkeit hat ihre Weltgeschichte, und die Biographie eignet sich ganz besonders dazu, ein Archiv der Privattugend zu stiften, und dabei durch ausmalende Züge die Wahrheit eines Bildnisses zu erreichen. Wer wäre mehr im Stande ein solches zu entwerfen, als die Tochter des Verewigten, die Zeugin und Begleiterin seiner späteren Lebensjahre, die Theilnehmerin seiner Schicksale, die innigste Geistesverwandte, die Vertraute seiner geheimsten Regungen, der Gegenstand der liebevollesten Väterlichkeit? Manche Leser, die gern einen so vollkommenen Adel des Gemüths, eine so himmlische Güte, eine so heilige Verklärung, wie die hier geschilderte, an einem Menschen bezweifeln möchten, werden vielleicht aus der persönlichen Nähe der Verfaßerin Einwürfe gegen diese Lebensbeschreibung hernehmen wollen. Allein solche an Anbetung grenzende Verehrung, wie sie sich hier in rührender Beredsamkeit ausspricht und aus jedem Worte athmet, ist für sich allein schon eine Thatsache, die alle möglichen fremden Zeugnisse aufwiegt. Ueberhaupt beruht es auf einer falschen Ansicht der historischen Unparteilichkeit, wenn man dazu Gleichgültigkeit gegen den Gegenstand fordert; vielmehr, wenn anders das Große und Vortreffliche das würdigste Augenmerk der Geschichte ist, kann erst Begeisterung die ächte Befugniß ertheilen, das Wort darüber zu führen. Denn ohne Liebe wird niemand die schönen Geheimnisse im Inneren göttlich gesinnter Menschen enträthseln, nur das Ver-

wandte versteht und durchdringt sich, und das wahre Gefühl ist Fülle der Erkenntniß. Vor allem, wo die Mitwelt nicht von Verkennung und Undank gegen einen ihrer Wohlthäter freigesprochen werden kann, mache die Wahrheit in der Person der nächsten Nachgelaßenen ihre Ansprüche geltend; es werde ein Todtenopfer wehmüthiger Verherrlichung gefeiert, und Niemand wage, durch klügelndes Meistern des Verstorbenen es zu unterbrechen! Als Agrippina mit der Urne ihres geliebten Germanicus nach Rom zurückkehrte, mochten Viele die Wichtigkeit des Verlustes erkennen, Manche durch den Untergang so großer Hoffnungen erschüttert sein, aber nur sie allein ermaß seinen ganzen Werth an der Tiefe ihres Schmerzes.

Dieß wird hinreichen, um die Schrift über Neckers Charakter und Privatleben, die seinem Nachlaß vorangeschickt ist, in den richtigen Gesichtspunkt zu stellen. Es würde zweckwidrig sein, einen Auszug von etwas zu liefern, das sich im Original und Uebersetzungen bald in den Händen aller dafür empfänglichen Leser befinden wird. Auch von dem hier mitgetheilten Nachlaße an kleinen Aufsätzen, einzelnen Gedanken und Bruchstücken, enthält jene Schrift schon die treffendste Charakteristik, und wir begnügen uns deswegen nur auf die neuen Seiten, die man dadurch an dem Geiste ihres Vf. kennen lernt, aufmerksam zu machen. Man ist gewohnt, überschauende Klarheit und Gründlichkeit an seinen wißenschaftlichen, harmonische Pracht und erquickende Wärme an seinen beredten Werken zu bewundern. Hier finden wir den geistreichen Beobachter der geselligen Verhältnisse und der menschlichen Natur überhaupt, der mit Leichtigkeit und Anmuth hinwirft, was nur der gewandtesten Feinheit zu bemerken gelingen konnte. Le bonheur des sots,

ein Meisterstück zierlichen Scherzes, ist der einzige Aufsatz dieser Gattung, der aus früherer Zeit herrührt und schon zuvor gedruckt war. Die übrigen hat der Vf. meistens in der letzten Zeit seines Lebens geschrieben, und sie verrathen eine für diese Epoche einzige, eben so liebenswürdige als beneidenswürdige Heiterkeit. Dazwischen ernstere Betrachtungen religiöser und sittlicher Art; die einfachsten und unmittelbarsten Aeußerungen eines eben so milden als regsamen und tiefen Gemüthes. Den Anfang der Sammlung macht eine Abhandlung Sur la législation et le commerce des grains, ein Gegenstand, über den der Vf. schon ehemals geschrieben, und die Schädlichkeit der unbedingten Freiheit des Kornhandels dargethan hatte. Es muß ein großes Gewicht haben, wenn ein so erfahrner Staatsmann die unübersehlichen Schwierigkeiten seines Amtes entwickelt; vor allem verdient dieß von denen beherziget zu werden, welche mit wenigen allgemeinen Formeln Alles auszurichten glauben, da die Staatskunst eben deswegen, weil sie unter unendlich vielen bestimmenden Umständen und Lagen ausgeübt werden muß, nicht bloß eine Wißenschaft, sondern eigentlich eine Kunst ist. Ein anderer Aufsatz, Fragment sur la liberté métaphysique, berührt, wiewohl allgemein verständlich, dennoch mit bewundernswürdiger Schärfe, die eigentlichen Wendepunkte der Untersuchung, wie nur irgend die wißenschaftlichste Spekulation sie aufzustellen vermag. Ein Wink über eine Region im Gemüth noch jenseits des Ich, wird denen merkwürdiger auffallen, die mit dem Streben der neueren Philosophie in Deutschland bekannt sind, als den meisten französischen Lesern. Dieses Bruchstück, so wie manche andere, giebt eine Probe, was der Vf. im philosophischen Fache hätte leisten können, wenn er seine Talente auf diese Seite

gelenkt hätte. — Ein kleiner Roman oder moralische Novelle, Suites funestes d'une seule faute, macht den Beschluß. In dieser rührenden Darstellung herrscht eine bei dem Alter des Vf. fast unbegreifliche Jugendlichkeit und Frische der Einbildungskraft, und die unnachahmliche Zartheit der Gesinnungen nimmt jedes gefühlvolle Herz in Anspruch. Man glaubt daraus beßer zu errathen was er den Seinigen war; überhaupt hat er sich in diesem geistigen Vermächtnisse selbst so geschildert, daß es der von Frau von Stael gegebenen Charakteristik zur Beglaubigung dient, und auf diese Art führt die eine Hälfte des Buchs zur erneuerten und tiefer empfundenen Lesung der anderen zurück.

Wir dürfen zugleich anzeigen, daß von dieser höchst interessanten Schrift nächstens eine deutsche Uebersetzung im Publikum erscheinen wird.

Del cavallo alato d'Arsinoe. Lettere filologiche di V. Monti. Milano 1804.

Die gelehrte Schrift betrifft eine Stelle in dem Gedicht Coma Berenices, diesem kostbaren durch Catulls Uebersetzung auf uns gebrachten Ueberbleibsel kallimachischer Zierlichkeit, dessen Genuß nur leider durch manche Dunkelheiten getrübt wird, zu deren Aufhellung jeder Beitrag willkommen sein muß. Die Zeilen, welche den Auslegern und Kritikern so viel zu schaffen gemacht haben, sind, mit Aufnahme der bentleyschen Verbeßerung Locridos für Chloridos, folgende:

Abiunctae paullo ante comae mea fata sorores
Lugebant, cum se Memnonis Aethiopis
Unigena, impellens nutantibus aera pennis,
Obtulit Arsinoes Locridos ales equus.

Aus diesem geflügelten Pferde haben Einige die Aurora, den Pegasus, den Phönix, die Meisten aber den Zephyr gemacht; Mehrere haben die Emendation alisequus nach der Analogie von pedisequus angenommen. Unter diesen Auslegungen hat die vom Zephyr am meisten für sich, wenn man nämlich die Lesart Chloridos beibehält. Alsdann weiß man aber nicht wohin mit Arsinoes, und man müßte dieß in den Dativ verändern. Ferner würde in dem folgenden Verse,

Ipsa suum Zephyritis eo famulum legarat,

die Gattin Zephyrs seltsam genug nach ihm Zephyritis, er selbst aber, da er doch im gleichen Range untergeordneter Gottheiten mit ihr steht, unschicklich ihr Diener genannt. Auch die Benennung eines geflügelten Pferdes ist sehr hart für den Zephyr, der nebst den anderen Winden immer unter menschlicher Gestalt abgebildet wird; und die einzige Analogie, die man dafür anführen möchte, ist, was Homer von Stuten berichtet, die vom Hauch des Windes befruchtet werden. Endlich findet sich zwar eine mythologische Angabe, Aurora sei auch die Mutter der Winde, und insofern könnte Zephyr Memnons Bruder heißen; allein unigena bedeutet in Einer Geburt erzeugte Kinder, und wird so, vom Catull selbst, von Diana und dem Apoll gebraucht. Alle diese Schwierigkeiten hat Monti auf einem ganz neuen Wege mit glücklichem Scharfsinne gehoben. Er zeigt aus dem Pausanias, daß Arsinoe im Tempel der Musen auf einem Strauß sitzend abgebildet war. Vielleicht war ihre Statue in ihrem eigenen Tempel auf dem Vorgebirge Zephyrium jener ähnlich, vielleicht hatte man auf diese Art das Andenken eines für sie gezähmten Thieres verewigt, auf dem sie etwa Ge-

fallen gefunden hatte der Seltsamkeit wegen zu reiten und sich so bei öffentlichen Aufzügen zu zeigen. Das geflügelte Pferd ist also der Vogel Strauß, der in der That zum Ziehen und Lasttragen abgerichtet wird, und also höchst schicklich diese Benennung führt. Nun hängt Alles zusammen. Arsinoe, eine früher vergötterte Königin Aegyptens, sendet den mit ihr zugleich in den Himmel aufgenommenen Vogel, um die Locke Berenices abzuholen; er stellt sich dar (obtulit se), nämlich wo die geweihte Locke verwahrt wird, fliegt durch die Luft zurück, und legt diese Locke in den Schooß der Venus, d. i. eben jener Gebieterin, die unter dem Namen der Venus Zephyritis zu Lokri in der Pentapolis angebetet ward. Hiezu stimmen auch die beiden folgenden Verse vollkommen:

Ipsa suum Zephyritis eo famulum legarat,
Grata Canopeis in loca litoribus.

Sie selbst hatte ihren Diener dahin gesandt, zu jenen ihr werthen Oertern an den kanopeischen Gestaden; 'ihr werth', natürlich, weil dort das Vaterland der Arsinoe in ihrem sterblichen Leben war. Wie ist aber der Strauß ein Bruder Memnons, und zwar ein zugleich geborner Bruder? Memnon erhob sich von seinem Scheiterhaufen in einen Vogel verwandelt, und mit ihm zugleich eine Menge anderer Vögel, die Memnonides genannt wurden, und an seinem Grabe Kampfspiele feierten. Man muß sich diese als zu den verschiedenen dort einheimischen Gattungen gehörig denken, und es könnte also auch der Strauß darunter sein; als der merkwürdigste äthiopische Vogel hat er gegründete Ansprüche, Memnons Zwillingsbruder zu heißen. Noch liegt in der Wahl des Straußes, um die Statue der Arsinoe

darauf zu setzen, vermuthlich eine Beziehung: der Strauß führt im Griechischen denselben Namen wie der der Venus geweihete Vogel, der Sperling.

Da eine italiänische Flugschrift nicht leicht nach Deutschland gelangt, so wird es unseren Lesern willkommen sein, diese sinnreiche Auslegung, die wir der ferneren Beleuchtung der Gelehrsamkeit empfehlen, hier vollständig dargelegt zu finden. Die Ausführung des Vf. ist äußerst geistreich, — die Schreibart leicht und lebhaft, und der Gang der Untersuchung spannt die Erwartung, und erregt ein dramatisches Interesse. Für Deutsche bezeichnen wir dieß mit Einem Worte, wenn wir sagen, daß wir ganz an Lessings Manier in seinen philologischen Abhandlungen erinnert wurden.

Prolusioni agli studj dell' università di Pavia per l'anno 1804, recitate da V. Monti. Milano 1804.

Der berühmte Dichter Monti, dem nebst Alfieri das Verdienst zusteht, die italiänische Poesie der Flachheit abgenutzter Bilder und Wendungen entzogen und auf einen männlicheren Ton gestimmt zu haben, hat diese akademischen Reden bei der neuen Einrichtung der Universität Pavia als Lehrer der Beredsamkeit gehalten, bevor er zu der Stelle eines königlichen Historiographen berufen war, die er gegenwärtig bekleidet. Er zeigt sich darin auf das vortheilhafteste als Redner und Gelehrten. Die erste Rede handelt 'von der Verpflichtung, die ersten Entdecker der Wahrheit in den Wißenschaften zu ehren.' Sie ist von der glühendsten Vaterlandsliebe beseelt, und durchgehends ein Aufruf an die Landesgenoßen des Vfs, sich wieder als Nation zu fühlen, die eingewurzelten Abneigungen von Provinz gegen Provinz,

von Stadt gegen Stadt zu vergeßen, und mit vereinten Kräften auf die Herstellung des alten Ruhmes hinzuarbeiten. Jedermann wird dem Redner beipflichten, wenn er behauptet, daß die Italiäner dem übrigen Europa das Licht der Wißenschaften vorgetragen, daß sie die Stifter der neuen Geistesbildung gewesen, welche seit drei Jahrhunderten Europa umgestaltet hat. Weniger bekannt aber, sowohl in Italien als außerhalb, sind eine Menge Beispiele von Entdeckungen und Erfindungen, die in der Thai von italiänischen Gelehrten herrühren, deren Ruhm aber Ausländern anheim gefallen ist, zum Theil durch wirkliche Plagiate, zum Theil aber auch, weil ihnen in der ursprünglichen Gestalt die letzte Vollendung fehlte, wodurch der Name und die Anerkennung einer Lehre entschieden ward. Noch zahlreicher sind die ersten Andeutungen neuer Wahrheiten, welche in jetzt vergeßenen, ehemals aber allerdings auswärts benutzten Schriften vergraben liegen. Die Ursache hievon ist, daß die wackern Forscher des sechszehnten Jahrhunderts, mehr um den Gehalt als die Form ihrer Schriften bekümmert, meistens eine weitschweifige und verworrene Prosa schrieben. Der Vf. geht in dieser Hinsicht die physikalischen und mathematischen Wißenschaften durch, und zeigt, wie so Manches von Italiänern geahndet, vorbereitet, ja fast erreicht worden, deren Verdienst dabei jetzt gar nicht erwähnt wird. Alsdann läßt er den kühnen Denkern im philosophischen Gebiet Gerechtigkeit widerfahren, einem Giordano Bruno, Vanini, Cardano, Telesio, Campanella, Pomponazzo u. A., deren Köpfe große Ansichten, untermischt mit wilden ausschweifenden Träumereien, ausgebaren, und von denen verschiedene Opfer des Kirchendrucks wurden. Diesen hat man noch den Vico beizufügen, der nebst Machiavelli in der Politik Mon-

tesquieus Vorgänger gewesen ist, und dessen Scienza nuova sich nur durch ihre Schreibart die Vergeßenheit zugezogen, wie der Vf. in der zweiten Rede zeigt.

Wir Deutschen haben ganz besonders Ursache, an dem edlen Unwillen über die seiner Nation verweigerte Gerechtigkeit, welchen Monti so energisch ausdrückt, Theil zu nehmen. Auch uns widerfährt eine gleiche Bevortheilung; auch unsere großen Entdecker und Erfinder sind oft in der Dunkelheit geblieben, während Andere sich den Ertrag ihrer angestrengtesten Geistesarbeit zueigneten. Wir alle wißen, welche Nation am meisten die Gabe besitzt, was ihr gehört oder auch nicht gehört vortheilhaft aufzustutzen, selbst das Geringste gelten zu machen, und alle fremden Ansprüche mit vornehmer Unwißenheit zurückzuweisen. Hierüber ist in Europa nur Eine Stimme, und man sollte gemeine Sache gegen diese unterdrückenden Anmaßungen machen, deren Stimmführer, z. B. ein La Lande, hier gehörig abgefertigt werden.

In Montis Schrift ist zugleich die wahre Richtung der Gelehrsamkeit angegeben, nämlich die, welche überall auf die Quellen zurückführt. Will man dem Wiederholten und Abgeleiteten in allen seinen Verzweigungen nachgehen, so verliert man sich in einen endlosen Wust; einen Gedanken in seiner ursprünglichen Gestalt aufsuchen, ist freilich am mühsamsten, aber auch am belohnendsten. So wie unter uns eine neue Denkart die Oberhand gewinnt, wird sie auch von einer veränderten Gelehrsamkeit begleitet sein müßen, die das bisher Verkannte und Vernachläßigte wieder ans Licht zieht. Schon ist das Andenken eines Bruno, Cardano und Anderer von jenen Italiänern in Deutschland rühmlich erneuert worden; und Dante, für welchen Monti in Italien die Begeisterung durch sein Beispiel und seine Nachbildung

von Neuem erweckt hat, da man zuvor im französischen Tone über ihn absprach, wird auch unter uns seit einiger Zeit mit allgemeiner Verehrung genannt.

In der zweiten Rede, 'über die Nothwendigkeit der Beredsamkeit', wird aus triftigen, aber vermöge der Natur der Sache nicht neuen Gründen das Bedürfniß, gut zu reden und zu schreiben, für alle Stände zweckmäßig dargethan. Merkwürdig sind besonders einige die italiänische Prosa betreffende Bemerkungen, über die Verderbtheit des Geschäftstils, die Pedanterei der Crusca u. s. w.

Corinne ou l'Italie, par Mad. de Staël Holstein. Paris 1807. (Eine andere Ausg.: Paris, de l'imprimerie des annales des arts et manufactures und Leipzig 1807.) 2 tom.

Die Liebhaber ordentlicher Eintheilungen sagen, dieß Buch sei zugleich ein Roman und eine Reisebeschreibung. Gewöhnliche Leser von einseitigem Geschmack wünschen wohl gar, je nachdem sie für eine der beiden Gattungen Vorliebe hegen, entweder die Geschichte zweier Liebenden möchte nicht durch Beschreibungen unterbrochen werden, oder diese möchten nicht jener zu Lieb abgekürzt sein. Solche Urtheile beweisen nur, daß man die Einheit dieser harmonischen Dichtung nicht gefaßt hat. Allerdings wäre es fehlerhaft, einem Roman Beschreibungen solcher Reisen einzumischen, die auf die Schicksale der Personen keinen Einfluß hätten, und wovon die Eindrücke nicht durch deren besondere Gesinnung und Lage bestimmt würden. Sonst aber nehmen Reisen unter den Begebenheiten des Lebens ihre bedeutende Stelle ein, und können auf die Entwickelung des Einzelnen und seine Verhältnisse zu Anderen mannichfaltig einwirken. Wir erinnern

uns nicht, daß jemand die neue Heloise ein Gemisch von Reisebeschreibung und Roman genannt hätte, weil das Walliser Thal, die Felsenufer des Genfer Sees, und andere schweizerische Gegenden und ländliche Auftritte ausführlich darin geschildert sind. Wenn die erzählte Geschichte einheimischer Landesart und geselliger Verfaßung angehört, so darf man beides als bekannt voraussetzen, und örtliche Natur- und Sitten-Schilderungen mögen entbehrlich sein. Kommt es aber darauf an, eine außerordentliche und uns fremde Art zu sein darzustellen, so wird es wichtig, die ganze äußere Umgebung so anschaulich und lebendig als möglich vor die Augen des Lesers zu rücken; und da dürfte es immer beßer sein, sich an die Wahrheit zu halten, und zum Beispiel das wirklich schöne Italien zu schildern, als irgend ein erträumtes und nie gesehenes, dergleichen in so manchen wunderbaren oder wunderlichen Romanen zum Vorschein kommt. Die historische Treue hierin thut der freien Dichtung so wenig Eintrag, daß diese vielmehr erst rechte Haltung dadurch gewinnt.

Zwei Gegenstände, Corinna und Italien, sind hier in Einem Gemälde vereinigt; aber sie sind nicht willkürlich zusammengestellt, sie gehören zu einander, einer erhöht den Reiz des andern. Corinna ist die Lieblingstochter Italiens, und Italien findet an ihr seine Muse. Sie ist Künstlerin und Dichterin und zwar Dichterin aus dem Stegreife. (Giebt es doch im Deutschen, so fremd ist uns jetzo die Sache, keinen anderen Ausdruck als diese seltsame Umschreibung für Improvisatrice.) Dieses Talent wird in Italien, mitten unter dem Verfall der Litteratur, noch immer häufig gepflegt; freilich mit verschiedenem Glück und in mannichfaltigen Abstufungen der Würde und des inneren Werthes. Wir hat-

ten Gelegenheit manche Proben davon zu hören, die durch Anmuth des Ausdrucks, Fülle der Bilder und Leichtigkeit der Wendungen erfreulich waren, ja durch unglaubliche Meisterschaft in den schwierigsten Silbenmaßen und durch schnelle Erfindsamkeit in Erstaunen setzten. Geht man nun hievon aus, um sich eine Vorstellung von ehemaligen berühmteren Improvisatoren zu machen, so entsteht allerdings ein hoher Begriff von der in dieser Kunst möglichen Vollkommenheit. Nicht selten übten ja auch Männer, die in anderen Künsten das Höchste leisteten, diese als Liebhaber, wie Vasari von Leonardo da Vinci sagt, cantava divinamente all' improviso. Bei dem allen muß man doch wohl gestehen, daß Corinna eine idealische Improvisatrice bleibt, wie es vielleicht nie eine gegeben hat. Allein dieß ist das Vorrecht der Poesie, Eigenschaften in Einer Person zu vereinigen, die oft einzeln bewundert worden sind, die sich nicht widersprechen, sondern gegenseitig unterstützen, und also sehr wohl durch eine seltene Gunst der Natur sich beisammen finden können. Persönliche Anmuth ladet ein, das Schöne jeder Art zu lieben; Anlagen zur Musik, zur Tanz- und Schauspiel-Kunst sind der Gabe augenblicklicher dichterischer Eingebungen nahe verwandt; diese können nur dann wahrhaft sein, wenn sie aus der Tiefe des Geistes und Gemüthes hervorgehen, und dem Schwunge hoher Gesinnungen zur Sprache dienen. Das alles denke man sich in der Hülle zarter Weiblichkeit, und das hinreißende Bild ist vollendet. Wer will mit der edlen Verfaßerin darüber rechten, daß sie das Geschöpf ihrer Phantasie mit Vorzügen ausstattet, die sie selbst besitzt? Insofern ein schönes Wunder der Natur überhaupt begreiflich gemacht werden kann, ist Corinnas Entwickelung zu einer so herrlichen Blüthe befriedigend erklärt. Ein heiterer Himmel; eine bald reizende,

bald erhabene, aber immer milde Natur; der beständige Anblick der edelsten Kunstwerke; eine im Ohr und Sinne des Volkes lebende Musik; eine wohllautende dichterische Sprache; eine mehr inbrünstige als strenge, und in den Gebräuchen prächtige Religion; die Erinnerungen an eine große Vorwelt, neben der heutigen träumerischen Unthätigkeit; endlich die sorglose südliche Lebensweise: wie alles dieß das Gefühl und die Phantasie mannichfaltig berührt und anregt, und einen reichbegabten Geist nicht auf bestimmte äußere Zwecke richtet, noch in sein Inneres versenkt, sondern ihn einladet, überströmend von Jugendfülle und Lebenslust, seine glühenden Ausstrahlungen fast unwillkürlich um sich her zu verbreiten: das wird nicht bloß gesagt und gerühmt, sondern man fühlt es, man athmet gleichsam in derselben berauschenden Luft. Weil aber Corinna, wiewohl ganz Italiänerin, dennoch in Gedanken und Empfindungen sich über die Sphäre ihrer Landsleute erhebt: so mußte auch dieß durch besondere Umstände ihres Lebens gerechtfertigt werden, welche die Verfaßerin mit dem gründlichsten Scharfsinne erfunden hat. Corinna ist in Italien erzogen, aber früh mit fremden Sprachen und Sitten bekannt geworden; die Widerwärtigkeiten, die sie auswärts durch einengenden Familienzwang erfährt, führen sie zu ernsterem Nachdenken, geben ihrem Charakter mehr Bestand, und bewegen sie endlich, ihrem Namen und Stande entsagend, in ihr Vaterland zurückzukehren. Hiedurch ist zugleich das Mittel gefunden, ein unabhängiges Künstlerleben außerhalb der bürgerlichen Verhältnisse mit weiblicher Würde zu vereinbaren. Kurz, Alles ist schicklich und wahrscheinlich, wiewohl außerordentlich, ja bewundernswürdig.

Dem Leser wird nicht zugemuthet, Corinnas Gabe zu improvisieren, auf Glauben anzunehmen; es werden glän-

zende Proben davon mitgetheilt. Nicht in Versen: der Geist der beiden Sprachen ist allzuverschieden, und die französische Gebundenheit am wenigsten geeignet, der italiänischen Poesie eine freie lyrische Ergießung nachzutönen. Aber die kurzen fliegenden Sätze in strophischen Abtheilungen, die Farbenglut der Ausdrücke und Bilder, die kühnen Uebergänge bringen ganz die Täuschung hervor, als ob Alles einem improvisierten Original nachgebildet wäre. Dieser eingestreuten Gesänge sind drei: der erste verherrlicht festlich stolz den Ruhm und das Glück Italiens; der zweite, auf dem Vorgebirge Misenum im Anblick einer wollustathmenden Landschaft und zweier entzückenden Meerbusen gedichtet, ist schon von dunkeler Vorahndung durchdrungen, der dritte endlich ist der feierliche Schwanengesang, dem kein Leser von Gefühl seine Thränen versagen wird.

Die Art, wie Corinna zuerst eingeführt wird, nämlich bei dem Feste ihrer Bekränzung auf dem Capitol, ist neu und einzig. So erscheint unter allen von Dichtern besungenen Frauen nur Beatrice im Paradiese des Dante auf ihrem himmlischen Triumphwagen. Und dennoch ist diese eben so glänzende als glückliche Erfindung keineswegs der Wahrscheinlichkeit zuwider, oder den italiänischen Sitten fremd. Man weiß, daß die berühmte Improvisatrice Corilla (auf deren Namen übrigens der hier gewählte nur anspielt, ohne daß sonst irgend ein historischer Zug von ihr entlehnt wäre) der Ehre, auf dem Kapitol gekrönt zu werden, noch vor nicht vielen Jahren theilhaftig ward. Eine bei dieser Gelegenheit erschienene Flugschrift schildert den ganzen Hergang der Feierlichkeit.

Die Wirkung der tragischen Schicksale Corinnas wird durch diesen heiteren, ja frohlockenden ersten Eintritt um so

unfehlbarer. Man begleitet sie von der blühenden Fülle des edelsten Lebensgenußes an, durch alle Stufen der Leidenschaft und des daraus entsprungenen Seelenleidens hindurch, bis zu dem Erlöschen des göttlichen Funkens im Tode mit immer steigender Theilnahme.

Wie der Leser Italien fühlen muß, um ein Wesen wie Corinna zu verstehen, so konnte auf der anderen Seite ein Geist von solchem Umfange, ein so allempfänglicher Sinn sich nur an großen und mannichfaltigen Gegenständen vollkommen entfalten. Hiezu war es erforderlich, und mit nichten um eine Reisebeschreibung im Roman anzubringen, daß Corinnas Gespräche aus dem engen Kreiße der persönlichen Verhältnisse herausgiengen, und sich über das Alterthum, die Natur, die Kunst und Poesie, endlich über alle Quellen und Richtungen des Enthusiasmus verbreiteten. Dieß ist ohne Zwang und Anmaßung durch den einfachen Umstand veranlaßt, daß sie eine Neigung für einen Ausländer faßt, und durch den Wunsch bewogen, ihn zugleich an sich und an ihr Vaterland zu feßeln, seine Führerin unter den Herrlichkeiten Italiens wird.

Wir Deutschen besitzen so manche durch den Zauber der Phantasie erhöhte Darstellungen dieses Landes, wo Winckelmann das Heiligthum der Antike aufthat, wo Goethe unter südlichem und klassischem Anhauch dichtete, wo Moriz liebenswürdig und sinnig ahndete und schwärmte, wo Heinse ungeachtet seiner stürmischen wilden Rohheit wenigstens das vielgestaltete feurige Leben zu ergreifen wußte, daß wir schon mit großen Förderungen zu einer neuen Schilderung hinzutreten. Gerade deswegen werden die Vorzüge der hier gegebenen unter uns um so beßer erkannt werden. Sie ist zugleich treu und idealisch, eigenthümlich ohne Einseitigkeit,

glänzend ohne Prunk, beredt ohne Uebertreibung, und sinnreich ohne spielende Gegensätze. Nichts ist schwerfällig ausgemalt, aber Alles seelenvoll angeregt, und wie von selbst gefällig geordnet. Eine liebevolle betrachtende Stimmung schwebt über dem Ganzen, und verschmelzt die warmen und lebhaften Farben des Gemäldes. Der Enthusiasmus, wenn er aus der feinsten geselligen Bildung unversehrt wieder hervorgeht, gewinnt eine Ruhe, Klarheit und Mäßigung, welche seine ersten Aufwallungen nur selten haben.

Den Ruinen und Denkmälern des Alterthums, dann den Naturscenen ist unter den Schilderungen billig am meisten Raum gegönnt: denn bei diesen Gegenständen, die im Großen gesehen sein wollen, vermögen Worte, die ein musikalischer Widerhall des Eindrucks sind, und ihnen gleichsam ihr Geheimniß ablocken, mehr als verkleinerte Abbildungen, durch die man sich von den Werken der Malerei und Bildhauerei einigermaßen eine Vorstellung machen kann. Wiewohl Rom immer noch die Hauptstadt der Künste bleibt, so schienen uns doch bei dem Aufenthalte dort die historischen Erinnerungen und die Entrückung in die Vorzeit durch sie, wenigstens beim ersten Eintritt, sogar den Zug zu den großen Meisterwerken zu überwiegen. Dieser vertrauliche Umgang mit der Vergangenheit gewährt eine träumerische Lust, die mit den Einflüßen des südlichen Himmels so gut zusammenstimmt. Die Schilderung von Terracina, wo sich die glückseligen Gefilde Kampaniens öffnen, athmet wirklich den berauschenden Duft jener üppigen Landschaft. Weniger angenehme, ja furchtbare Gegenstände, wie die pomptinischen Sümpfe, der Vesuv in einer Lava-Ergießung, sind in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, jedoch immer mit Anmuth beschrie-

ben, und mit großer Gewandtheit zu mancherlei Beziehungen auf die Stimmung und Lage der Personen benutzt.

Der ersten unter den bildenden Künsten, der Architektur, wird bei Gelegenheit der Peterskirche würdig gehuldigt. Einzelne Statuen oder Gemälde sind fast gar nicht beschrieben. Solche Beschreibungen verfehlen auch meistens den Zweck, eine angemeßene Vorstellung zu erwecken, oder sie sind überflüßig, da die großen Meisterwerke dem Gedächtniß der Freunde des Schönen durch den wirklichen Anblick oder durch Abgüße und Kupferstiche eingeprägt sind. Wo sie erwähnt werden, da geschieht es in besonderen Beziehungen. So wird die Madonna della Scala zu Parma von Correggio (vielleicht die schönste, wiewohl nicht die berühmteste Hervorbringung dieses Meisters) einer der Hauptpersonen der Geschichte verglichen, einer unschuldigen Mutter, die mit ihrem Kinde davor steht, und es wird dadurch das einnehmendste Bild von dieser gegeben. Zart und treffend ist die Bemerkung, Correggio sei der einzige Maler, der niedergeschlagenen Augen einen so eindringlichen Ausdruck zu geben wiße, als wären sie gen Himmel erhoben. Die Propheten und Sibyllen des Michel Angelo in der sixtinischen Kapelle erscheinen hier in der Dämmerung des Abends und Weihrauchs als schweigende Riesengebilde über den verhallenden Seufzern des Miserere am Charfreitage. Der allgemeine Eindruck der Antike und das Wesen der Plastik ist in der Kürze gründlich gefaßt. Bei der Malerei sind die beiden Ansichten, die rednerisch moralische, die in neueren Zeiten herrschend geworden, und die dichterisch religiöse, die ehemals galt und jetzt nur von Wenigen unter uns anerkannt wird, sehr gut in aller Stärke gegen einander gestellt, ohne gerade etwas zu entscheiden; doch giebt die Prüfung einiger

der gerühmtesten Kompositionen neuerer Künstler beinahe für die letztere den Ausschlag. Hinreißend ist was über die Wirkungen der Musik ebenfalls bei Gelegenheit eines persönlichen Anlaßes gesagt wird: es läßt unseres Bedünkens die beredtesten Zeilen von Rousseau hierüber weit hinter sich.

Von der italiänischen Poesie ist vornehmlich in dem ersten improvisirten Gesange die Rede. Dante wird vor Allen glorreich gepriesen. Die hier aufgestellte Ansicht dieses im vorigen Jahrhundert so mißkannten und unbegriffenen Dichters ist für Frankreich ganz neu, und eben so tief gedacht, als unnachahmlich ausgedrückt. Ein Gespräch über das italiänische Theater unter Mitredenden verschiedner Nationen rügt dessen Schwächen, und würdigt einsichtsvoll die Verdienste eines Metastasio, Alfieri, Goldoni, Gozzi. Zusammengenommen mit der Schilderung, wie Corinna auf gesellschaftlichen Bühnen einmal als Julia auftritt, in Shakspeares gleichsam nach seiner Heimat Italien zurückgeführten Romeo und Julia (ein äußerst glücklicher Gedanke!), dann als die Tochter der Luft in einem Schauspiele mit Gesang von Gozzi nach Calderon, giebt jenes Gespräch Aussichten, wie die dramatische Kunst in Italien auf einer freieren Bahn gedeihen könnte. Statt der verfehlten leblosen Nachahmungen der alten, oder gar der französischen Tragödie, womit man sich dort nun schon so lange plagt, sollte nach dem Beispiele der Engländer und Spanier dem ernsten Schauspiel romantischer Wechsel und Umfang verstattet werden. Die Opera seria ist einschläfernd durch die Einförmigkeit ihrer Bestandtheile; der Opera buffa fehlt es an Bewegung und Handlung: warum schmelzt man sie nicht zu einer Mittelgattung zusammen, worin das Lustige neben dem Wunderbaren, ja Abenteuerlichen Platz fände, und wo-

von deutsche Komponisten einige vortreffliche Beispiele gegeben? Mögen diese geistreichen Winke in einer so vielgelesenen Schrift die etwa in Italien schlummernden dramatischen Talente zu wecken dienen!

Die gesellige Verfaßung und der Geist des Volkes, von den obersten bis zu den untersten Ständen, ist mit scharfer Bobachtung aufgefaßt; aber die viel andeutenden Züge des Bildes sind im mildernden Lichte des Wohlwollens und einer Einbildungskraft, die sich in die Mitte eines fremden Daseins zu versetzen weiß, entworfen. Nicht leicht hat irgend ein anderer Schriftsteller außer Winckelmann, in seinen Briefen und sonst, dem Verstande und Charakter der heutigen Italiäner so vollkommene Gerechtigkeit widerfahren laßen. Allein Winckelmann war einseitig und parteiisch für sein neues Vaterland; hier ist ein höherer Standpunkt der Beurtheilung genommen, und auch die entstellende Rückseite nicht verhehlt. Die Darstellung des allgemein äußern Lebens und der Volksfeste sind im höchsten Grade anschaulich und ergötzlich: man sehe z. B. die gedrängte Beschreibung des Carnevals und Pferderennens zu Rom; und wie meisterhaft ist die verschiedene Eigenthümlichkeit von Neapel und Venedig bezeichnet!

Wir müßen uns mit diesen wenigen Anführungen aus dem reichen Gehalt des Buches von dieser Seite begnügen, um auch dem in seiner Art eben so ausgezeichneten Roman unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Der wahre Maßstab ist bei der ungeheuern Menge von Schriften, welche sich den Namen dieser Gattung anmaßen, so wenig anwendbar, daß er dem größten Theil des lesenden Publikums gänzlich abhanden gekommen ist. Nur in Deutschland hat es neuerdings wieder verlauten wollen, daß ein Roman poetisch,

und insbesondre romantisch sein müße. Einerseits verlangen ernsthafte Männer, ein Roman solle ein nützliches Exempelbuch sein, und unter der Einkleidung einer Geschichte Erfahrungen aus der Wirklichkeit vortragen, welche die Jugend über das verständigste Betragen im bürgerlichen und häuslichen Leben belehren können. Andere hingegen, Leser und Leserinnen, betrachten die Romane als Legenden der Liebe, und wollen ihre Andacht an dem Vorbilde so mancher Märtyrer des Herzens nähren. Wie sich eine Neigung allmählich entspinnt, wie sie sich kund giebt, wie endlich ein Herz gewonnen wird, und was Alles weiter daraus erfolgt, hierauf ist einzig ihre unerschöpfliche Neugierde bei jedem der vielen hundert Romane, die sie lesen, von Neuem gerichtet, und wird ihnen nur das genügende Maß von Liebe und Leidenschaft zugetheilt, so sind sie in allen übrigen Stücken sehr nachsichtig. Sie lesen wie jene Liebende beim Dante:

> Noi leggevamo un giorno per diletto
> Di Lancilotto, come amor lo strinse.

Die Wahl solcher zärtlichen Herzen, denen ein großer Dichter, der selber ihr Abgott war, irgendwo in spottendem Uebermuth Schuld giebt, 'ein Pfuscher vermöge sie zu rühren', ist dennoch der ächt poetischen Ansicht weit näher verwandt, als die Forderung der moralisierenden Kritiker. Jene verlangen wenigstens keine Nutzanwendung, sondern überlaßen sich den unmittelbaren Eindrücken. Und war es nicht immer die Darstellung eines einzigen ausschließenden Gefühls, dessen Allgewalt sich in treuer Beharrlichkeit oder kühnem Ungestüm offenbart, was in allen Dichtungen, von Homers Gesängen an, immer die lebhafteste Theilnahme erweckte? Unter den menschlichen Gefühlen führt aber un-

streitig die Liebe die unwiderstehlichsten Bezauberungen für die Erinnerung oder Vorahndung mit sich. So war es überall und zu allen Zeiten: die Liebesschwärmereien wurden im züchtigen ritterlichen Europa eben so sehr vergöttert, als die des Medshnun im wollustathmenden Orient. Wenn aber das Romantische vornehmlich aus dem Zusammenstoß eines idealischen Enthusiasmus mit der prosaischen Wirklichkeit hervorgeht, so wird die Liebe, welche alle Widersprüche der menschlichen Natur und Bestimmung in Bewegung setzt, mit Recht für die vorzugsweise romantische Leidenschaft gehalten.

Corinna ist die Geschichte einer unglücklichen Liebe, und zwar einer Liebe, die nicht bloß durch zufällige Hindernisse gestört wird, sondern wo der Keim des unglücklichen Ausganges schon im Wesen der Sache selbst liegt. Diese Sterblichkeit der schönsten Gefühle ist hier so treffend und wahr geschildert, daß sie in traurende Betrachtung versenken muß. Corinnas Wahl ist unglücklich; nicht als ob sie auf einen unwürdigen Gegenstand fiele, sondern weil die Entgegensetzung der Charaktere, wovon man recht gut begreift, wie sie die Entstehung gegenseitiger Neigung sogar begünstigt, entweder eine frühe Trennung herbeiführen muß, oder doch keine dauernd glückliche Vereinigung hoffen läßt. Da Corinna, wiewohl keinesweges mit einer kalten fehlerlosen Vollkommenheit begabt, außer allem übrigen Zauber, den sie besitzt, auch in ihrer Liebe durch unbefangene Hingegebenheit so unendlich liebenswürdig erscheint, so war der Mann, der sie verläßt und aufopfert, freilich nicht ganz zu retten. Indessen hat die Verfaßerin bewundernswürdige Kunst aufgewandt, um ihn dennoch anziehend und seinen Wankelmuth begreiflich zu machen. Oswald, ein englischer

Lord von den edelsten Eigenschaften, hat durch einen jugendlichen Fehltritt gegen seinen Vater, den er aus zarter Gewißenhaftigkeit bei sich selbst übertreibt, ein schüchternes, trübes, sich und Andern mißtrauendes Wesen angenommen. Da er zuvor zu Hause und auf Reisen bloß der sittlichen und geselligen Ausbildung gelebt hat, eröffnet Corinna ihm auf einmal die Welt der Phantasie, und zieht ihn unwiderstehlich in ihren magischen Kreiß. Aber Corinna hat in näheren Verhältnissen mit seinem Vaterlande und seiner Familie gestanden, als er weiß oder vermuthet, und ihre Jugendgeschichte, die sie nach langem Widerstreben ihm endlich offenbart, erregt ihm Zweifel an der Möglichkeit eines häuslichen Glückes mit ihr nach seinem Sinne. Der Krieg ruft ihn nach England zurück, und hier ist vortrefflich entwickelt, wie nationale Denkart und Gewöhnungen, mit einem Worte, alle die Wurzeln, woran das Dasein pflanzenartig hängt, sich der freien Bewegung eines begeisterten Gefühls, welches über diesen Kreiß hinausgeht, widersetzen und es endlich bemeistern. Wir können die erfinderisch zusammengestellten Umstände und Zufälle, welche gegen Corinnas Liebe sich gleichsam verschwören, hier nicht einzeln angeben, ohne denjenigen unserer Leser, die das Buch noch nicht kennen, vorzugreifen, und den Reiz der Neuheit zu schwächen. Nur dieß: in Lucilen, der jungen Engländerin, die Oswald Corinnen vorzieht und zur Gattin erwählt, ist ein Bild eingezogener verschleierter Jungfräulichkeit, und strenger sittlicher Reinheit mit so zarter Anmuth umkleidet, daß es in der Sinnesart mancher Leser Corinnens hinreißenden Reizen die Wage halten mag; gar nicht nach der Weise gewöhnlicher Romandichter, die Alles an ein Schooßkind ihrer Phantasie verschwenden, und für die übrigen Personen nichts übrig behalten.

Corinna handelt nach einem entschiedenen Gefühl, kühn und offen im Vertrauen auf ihren hohen Genius. Oswald hingegen schwankt vom Anfange an, ohne alle Selbstständigkeit, was ihm nebst einer fast weichlichen Regsamkeit des Gefühls ein etwas unmännliches Ansehen giebt. Es ist wahr, er vernachläßigt sein Leben aus Edelmuth bei jedem Anlaße: er wagt sich, um Nothleidende aus dem Feuer oder Waßer zu retten; er wagt sich im Kriege; er wagt sich auch für Corinna bei einer tödtlichen und ansteckenden Krankheit, die sie befällt. Wir überlaßen dem Gefühl der Leserinnen zu entscheiden, wie viel dieß auf eine weibliche Einbildungskraft wirken mag. Corinnens Neigung ist vielleicht dadurch erklärt, aber Oswalds Werth wenig gehoben. Ihr Leben wagen Viele, aus guten, gemeinen oder schlechten und erbärmlichen Antrieben; aber ächte Männlichkeit beruht auf unerschütterlicher Treue und muthiger Unabhängigkeit der Gesinnungen. Wie unmündig erscheint Oswald oft anderen Personen gegenüber! Er läßt sich eben sowohl durch die steifen Sittenpredigten der Lady Edgermond, als durch die schlaue Eitelkeit der Madame d'Arbigny beherrschen, und beßeren Entschlüßen abtrünnig machen.

Die Jugendgeschichte Corinnas schildert mit unübertrefflicher Wahrheit, wie ein strebender Geist durch die geordnete Mittelmäßigkeit seiner Umgebungen eingeengt wird, und wie aus lauter kleinen Hemmungen seiner Wirksamkeit ein unleidlicher Druck erwächst. Wer je etwas Aehnliches gefühlt hat, wird es nicht ohne die innigste Theilnahme lesen.

Die nicht zahlreichen Nebencharaktere sind sämmtlich nach ihrem Zweck und der Stelle, die sie einnehmen, mit großem Verstande angelegt, und mit Sorgfalt ausgeführt. Der ausgezeichnetste ist der Graf d'Erfeuil, ein französischer Emi-

grierter von gewandtem leichtem Weltton, der sich als ein Mann von Ehre beträgt, und sogar einen gewissen Edelmuth besitzt, ohne alle Tiefe des Gemüths, und bei völliger Unfähigkeit zum Enthusiasmus. In dieser Charakteristik ist eine ganze Gattung erschöpft, und dennoch sind die Züge feiner, als man sie von einzelnen Originalen leicht auffammeln könnte.

Das Ganze der Komposition ist einfach und wohlgeordnet: die Theile stehen in schönen Verhältnissen zu einander. Anfangs herrscht die Phantasie, ihre farbigen Erscheinungen haben Raum sich zu entfalten, bis sie vor der steigenden Leidenschaft in den Schatten zurücktreten, und zuletzt Alles sich mehr und mehr in ein einziges Gefühl der Trauer zusammenzieht. Der Knoten ist künstlich und fest geknüpft; dem Zufall ist nur selten der Eintritt verstattet, und Alles so viel möglich durch innere Nothwedigkeit bestimmt. Die Katastrophe ist ergreifend. Natur und Kunst haben gewetteifert, Corinna zu schmücken; sie hat einen friedlichen Triumph des Ruhmes errungen, alle ihre Kränze legt sie der Liebe zu Füßen: ihr Opfer wird verschmäht, sie muß darüber zu Grunde gehen. Ihr Schicksal erweckt die innigste Rührung ohne alle Bitterkeit. Man möchte diese Zeile Filicajas in seinem berühmten Sonett, worin er die Unfälle Italiens beklagt, über Corinna ausrufen:

Deh fosti tu men bella, o almen più forte!

Aber die mildernden Aussöhnungen, welche vorhergehen, die Ruhe, welche ihre letzten Augenblicke umschwebt, laßen auf sie anwenden was der Dichter von Clorindens Tode sagt:

— — — — in questa forma
Passa la bella donna, e par che dorma.



Eine Vergleichung zwischen den beiden Romanen der berühmten Verfaßerin anzustellen, würde ein anziehendes Geschäft sein, aber uns hier zu weit führen. An Adel der Gesinnung, beredtem Ausdruck der Leidenschaft, rührender Kraft und Aufforderung zur Theilnahme steht Delphine der Corinna gewiß nicht nach. Vielleicht sind nur in jener die Lagen zu gewaltsam und die Spannungen zu schmerzlich. Zwar ist auch dort schon in den Charakter der Liebenden, in Delphinens unvorsichtige Güte und Großmuth und Leonces äußerst verletzbares Ehrgefühl, der Keim des Unglücks gelegt; doch um sie zu trennen, sind die Tücken des Zufalls, und Hinterlist und Verleumdung feindseliger Menschen vielfältig zu Hülfe genommen, was nicht ohne eine störende Einmischung von Unwillen in das Mitleiden abgehen kann. Der Gesammteindruck der Corinna dünkt uns harmonischer und milder. Zum Theil muß man dieß wohl der bedeutenderen Stelle zuschreiben, welche die Einbildungskraft hier einnimmt, weil diese überall, wo sie sich anschmiegt, die geraden sich kreuzenden Richtungen des Verstandes in Wellenlinien abrundet, und die getrennten Bestandtheile des menschlichen Daseins unter einander bindet. In der Delphine ist nur die Phantasie des Herzens mächtig, und scheint alle übrige Phantasie verschlungen zu haben. Die in der Corinna gewählte erzählende Form ist unstreitig der Abfaßung eines Romans in Briefen vorzuziehen. Erstlich ist sie weit gedrängter; ferner ist der durchgängige Gebrauch der Briefform vielen Unbequemlichkeiten unterworfen: die Personen sollen in ihrer jedesmaligen Lage befangen sein, und doch muß ihnen eine damit unverträgliche Beobachtung ihrer selbst und Anderer verliehen werden, um den Leser über sie und ihre Täuschungen ins Klare zu setzen, und die Zukunft vor-

zubereiten. Die Erzählung hingegen darf mit einer gewissen dichterischen Allwißenheit ruhig und unparteiisch auf die Mithandelnden herabschauen.

Wenn wir nicht sehr irren, so wird Corinna der Sinnesart der deutschen Leser noch in höherem Grade zusagen, als die früheren immer mit großer Wärme aufgenommenen und bewunderten Schriften der Frau von Staël. Recensent hatte Gelegenheit, die erste Wirkung dieses neuesten Werkes in Frankreich zu beobachten, wo es außerordentliches Glück macht, und seit dem Augenblicke der Erscheinung das Publikum auf das lebhafteste beschäftigt. Genialische Ueberlegenheit darf sich nur zeigen wie sie ist, um alle Versuche kalter oder eigenliebiger Persönlichkeit, die den hohen Begriff ableugnen möchte, niederzuschlagen. Indessen haben die französischen Journalisten, welche nach der Sitte sogleich in dem litterarischen Anhange der politischen Blätter Bericht erstatten mußten, mit wenigen Ausnahmen, eine ziemlich belustigende Rolle dabei gespielt. Gezwungen zu loben, um nicht zu sehr gegen die öffentliche Meinung anzustoßen, und doch unfähig, den Geist des Ganzen auch nur von fern zu ahnden, hängen sie sich an Einzelheiten. Sie beschweren sich über métaphysique du sentiment und Dunkelheiten, wo wir unserer Seits eine fast strahlende Klarheit finden. Daß sie bei ihrer Unwißenheit und ihrem Mangel an Kunstsinn über den Theil des Werkes, der Italien betrifft, nichts zu sagen haben, versteht sich von selbst. Sie bleiben also bei dem Roman stehen, und sind in Verlegenheit darüber, daß sich kein bares Resultat ergeben will, das heißt, keine triviale Sitten- oder Klugheits-Lehre, um die sich die ganze Geschichte drehte. Daß dieselbe Person in ihren Meinungen und ihrer Handlungsweise zuweilen Recht, zu-

weilen Unrecht hat, ohne daß es dem Leser ausdrücklich kund gethan wird; daß einem zugemuthet werden kann, einen Roman so zu lesen, wie man in einen Kreiß ausgezeichneter Menschen tritt, wo der scharfe Beobachter die feinsten Beziehungen wahrnimmt, während der Ungewitzigte weggeht wie er gekommen ist: das ist durchaus über ihren Horizont. Einige setzen den Grafen d'Erfeuil unwißend fort, nämlich sie beurtheilen eine ächt poetische Komposition gerade so wie er, oberflächlich und nach gesellschaftlichen Konventionen. Andere, da sie in der Charakteristik des Grafen d'Erfeuil etwas Unheimliches verspüren, wollen zu üblem Spiel eine gute Miene machen: sie erkennen ihn also an, und erklären ihn dreist für liebenswürdiger, gefühlvoller, verständiger, und in alle Wege vortrefflicher, als den Engländer Oswald, ja für das eigentliche Muster eines gebildeten Mannes. Den Grafen Raimond, einen wahrhaft edlen und ritterlichen französischen Charakter, laßen sie aus guten Gründen unerwähnt. Das Ausland so günstig zu schildern, wie hier geschieht, England in Ansehung der sittlichen und bürgerlichen Ordnung, Italien von Seiten der künstlerischen Anlagen, scheint ihnen auch ein seltsamer Eigensinn des Geistes; und bei einigen litterarischen Ketzereien, die nur leicht hingeworfen und einer oder der anderen Person in den Mund gelegt sind, trauen sie kaum ihren Augen, daß man wagen könne, so etwas auszusprechen.

Ueberhaupt ist dieses Buch für ein europäisches Publikum bestimmt, und ganz dazu eingerichtet, mehrere Nationen verschiedentlich anzuregen. Die Engländer und Italiäner werden mit ihrem Antheil ohne Zweifel beßer zufrieden sein. In Italien besonders wird Corinna einen freudigen Enthusiasmus erwecken. Die Italiäner fühlen es mit Bitterkeit,

daß ihre Nation, die den übrigen in Allem vorgeleuchtet, seit geraumer Zeit unter dem Drucke der Meinung Europas steht. Sie sind sehr dankbar dafür, und es wirkt wohlthätig auf sie, wenn sie einer wohlwollenden und gerechteren Beurtheilung begegnen. Wir Deutschen sind nur in den Noten mit Lobe bedacht. Wenn wir anders nicht für eine unromantische oder ganz und gar unpoetische Nation zu achten sind, so möchten wir die berühmte Verfaßerin ersuchen, uns das nächstemal in den Text aufzunehmen.

Dichtergarten. Herausgeg. von Rostorf (v. Hardenberg). Erster Gang. Violen. Würzb. 1807.

Wenn nüchterne Beschränktheit sich der Poesie anmaßt, wenn die gemeinen Ansichten und Gesinnungen, über welche uns eben die Poesie erheben soll, aus der Prosa des wirklichen Lebens sich verkleidet und unverkleidet wieder in ihr einschleichen, ja sich ganz darin ausbreiten, durch ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel nehmen und sie zum trägen Element herunterziehen: dann entsteht ein Bedürfniß, das Dichten wiederum als eine freie Kunst zu üben, in welcher die Form einen vom Inhalte unabhängigen Werth hat. Der Phantasie werden die grösten Rechte eingeräumt, und sie verwendet die übrigen Kräfte und Antriebe der menschlichen Natur zu sinnreichen Bildungen gleichsam nur in ihrem eigenen Dienste, und mit keinem anderen Zweck, als sich ihrer gränzenlos spielenden Willkür bewußt zu werden. Diese Richtung ließ sich vor einigen Jahren in Deutschland spüren. Man gieng den kühnsten und verlorensten Ahndungen nach; oft wurde

mehr eine ätherische Melodie der Gefühle leise angegeben, als daß man sie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit ausgesprochen hätte; die Sprache suchte man zu entfeßeln, während man die künstlichsten Gedichtformen und Silbenmaße aus anderen Sprachen einführte, oder neue ersann; man gefiel sich vorzugsweise in den zarten, oft auch eigensinnigen Spielen eines phantastischen Witzes. Unstreitig ist hiedurch Manches zur Entwickelung gekommen, und die Einflüße davon dürften sich in den Hervorbringungen solcher Dichter nachweisen laßen, die unmittelbar an jener erneuernden Bewegung am wenigsten Antheil genommen. Die Ausartungen in eine leere mühselige Gaukelei sind gleichfalls nicht unterwegs geblieben. Andere Umstände schaffen andere Bedürfnisse: denn der Sinn der Menschen wechselt, wie Homer sagt, mit den Tagen, welche die waltende Gottheit heraufführt. In einer Lage, wo man nur an einem begeisternden Glauben einen festen Halt zu finden wußte, wo dieser Glaube aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar sehr gefährdet wäre: da würde in der Poesie jenes luftige Streben, das wohl der Erschlaffung dumpfer Behaglichkeit mit Glück entgegenarbeiten mochte, nicht mehr angebracht sein. Nicht eine das Gemüth oberflächlich berührende Ergötzung sucht man alsdann, sondern Erquickung und Stärkung; und diese kann die Poesie nur dann gewähren, wenn sie in ungekünstelten Weisen ans Herz greift, und, ihrer selbst vergeßend, Gegenständen huldigt, um welche Liebe und Verehrung eine unsichtbare Gemeinschaft edler Menschen versammelt.

Den letzten Gedanken spricht ein Gedicht von Friedrich Schlegel am Eingange mit würdigem Nachdrucke aus:

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laßt in Hochmuth sich aufblähen,
Sich um den eignen Geist bewundernd drehen,
Beseeligt, daß so Einz'ges ihm gelinge.

Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eu'r Herz umwinden sehen.
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunst Höhen
Wer fühlt, wie heilig das sei, was er singe.

Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des deutschen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden,

Die alte Schönheit, eh sie ganz verschwunden,
Zu retten fern von allen Eitelkeiten,
Das sei des Dichters hohes Ziel und Trachten!

Die ganze Sammlung ist in diesem Sinne gedacht. Sie besteht in Beiträgen von Sophie B. geb. Tieck, Rostorf, Friedrich Schlegel, und Sylvester.

Von Sophie B., der Schwester des Dichters Tieck, welche, diesem an Geist und Talent auffallend verschwistert, eine schwermüthig ahndende und dennoch ton- und farbeureiche Phantasie mit weiblicher Zartheit umschleiert, finden wir hier ein Trauerspiel in drei Aufzügen, Egidio und Isabella. Der Stoff scheint aus einer spanischen Novelle entlehnt, und die Form ist dem gemäß gewählt: es ist diejenige, welche das spanische Schauspiel vor Einführung des häufigeren Gebrauchs der Assonanz durch Calderon und seine Zeitgenoßen hatte. Das Stück ist ganz in Reimen geschrieben, bald in kurzen vierzeiligen Strophen oder in Decimen, bald in zehn- oder eilffilbigen Versen, hauptsächlich in Oktaven, mit einigen eingemischten Kanzonen, Terzinen und Sonetten. Der Gebrauch so künstlicher Silbenmaße ladet zu prächtigem Bilderschmuck ein; doch hat die Verfaßerin nur einen bescheidenen Gebrauch hievon gemacht. Bei ihrer glücklichen Leichtigkeit im Versbau fügen sich die Worte wie von selbst in diese Weisen, welche nur selten der Raschheit des Dialogs und nie der Innigkeit des Gefühls Abbruch thun. Einige Situationen können durch die Aehnlichkeit der äußeren Bedingungen, wodurch sie herbeigeführt werden, an Calderons Andacht zum Kreuz

erinnern, aber der Geist ist durchaus verschieden. In dem letztgenannten Stück herrscht in den Charakteren durchgängig eine wilde Leidenschaftlichkeit, sie werden von Verbrechen zu Verbrechen fortgerißen, und die Rückkehr zum Heil auf einem einzigen noch offen gelaßenen Wege wird bis auf den letzten Augenblick verschoben. Hier verwandelt sich Isabellas Uebermuth sogleich nach ihrem Falle, den sie doch nicht so verschuldet hatte, in Demuth; ihr ganzes übriges Leben wird eine fortgehende Bußübung, sie scheint sich in den hingegebensten Ergießungen ihrer Reue nie ersättigen zu können. Wie sie in dem Hause ihres Vaters verkleidet als Sklave dient, und erst nach ihrem Tode erkannt wird, dieß hat viele Aehnlichkeit mit der wunderbar rührenden Geschichte vom heil. Alexius, die Moreto in einem vortrefflichen Schauspiel bearbeitet hat. Der Vater, Marcello, ist auch dem heftigen Curcio beim Calderon ganz entgegengesetzt: in jenem ist die Wonne des Vergebens als das eigenste väterliche Gefühl geschildert; er ist der Hirt, der das verlorne Lamm über Alles achtet; durch den Verlust seiner Tochter ist die Kraft des Greises gebrochen, und sein ganzes Wesen löst sich in liebevolle Wehmuth auf. Im Charakter des Egidio sind dunklere Farben gemischt, wie es sich für den plötzlichen Fall von einer scheinbar-strengen Tugend zu einem verrätherischen Laster gehörte. Seine endliche Reue und sein Bekenntniß, nachdem er schon alles Gute abgeschworen, macht keinen tiefen Eindruck, und sieht mehr einer äußeren förmlichen Handlung ähnlich, als einer solchen, die aus dem innersten Gemüth kommt. Die Scene hingegen, wo er der Versuchung unterliegt, ist meisterhaft behandelt. Die Eingebungen des bösen Geistes sind ein Gebrauch des Wunderbaren, der doch eigentlich nicht über das Natürliche hinausgeht; Egidio hört sie nicht ausdrücklich als fremde Worte; es sind seine eigenen, halb unbewußten Gedanken, die er in seinen Reden nur bekämpft oder fortsetzt. Ein Anderes ist es mit der ihm nachher vom bösen Geist verliehenen Gabe des Festbannens: diese Einführung der Zauberei hätte vielleicht entrathen werden können, da sie auf das Wesentliche der Verwickelung wenig Einfluß hat. Die Handlung bewegt sich übrigens rasch und leicht, und man könnte das Stück sogar theatralisch nennen, wenn nicht die darin herrschenden Vorstellungsarten unseren heutigen Zuschauern leider allzu fremd wären. Die Wirkung

des Ganzen ist sanfte Rührung: es entlockt Thränen, aber von jenen Thränen, die ohne heftige Erschütterung über unentstellte Gesichtszüge herabfließen.

Vier Sonette, ebenfalls von Sophie B., 'Klagen' überschrieben, entsprechen ihrem Namen durch inniges Gefühl. Das letzte darunter ist von vorzüglicher Schönheit.

Die Lieb', ein Phönix, mir im Herzen lebend,
Schaut um sich mit dem brünstigsten Verlangen,
Die gleiche Liebe glühend zu umfangen,
Entgegen mit dem goldnen Fittig strebend.

Trunken hinauf zum Sonnenglanze schwebend,
Der scheidend will wie Liebesrosen prangen;
Zu deren Glorie alle Vögel sangen,
In süßer ahndungsvoller Lust erbebend.

Der Stolze sieht die Himmelsglut erbleichen,
Und regt im tiefen Schmerze sein Gefieder,
Sich selbst anfachend helle Todesflammen.

Als seiner heißen inn'gen Sehnsucht Zeichen
Ertönen noch die letzten süßen Lieder,
Und Asche, sinkt die goldne Pracht zusammen.

Der Herausgeber, den man schon aus der Pilgrimschaft nach Eleusis und manchen einzelnen Gedichten kennt, hat eine Anzahl einfacher, herzlicher Lieder beigetragen, von einer freudigen Milde, einer Lieblichkeit, wie sie nur einem mit sich einigen Gemüthe eigen ist, das Glauben, Liebe und Hoffnung zu seinen Schutzgeistern erwählt hat. Mehrere sind religiösen Inhalts, aber auch die es nicht sind, athmen denselben Geist. So das Frühlingslied, welches nur die irdischen Lieblichkeiten der Natur zu preisen scheint, und doch erquickend auf höhere Beziehungen hinweist; z. B. in dieser Strophe:

Süße Klänge hold und leise
Schweben durch die blaue Luft;
Dieser Sänger seltne Weise
Dich zum blauen Himmel ruft.
Siehst du diese kleinen Stimmen
In des güldnen Azurs Flimmen
Mit den klaren Wölkchen schwimmen?
Möchtest du nicht aufwärts klimmen?

die zugleich den sanften, und wie freiwillig überfließenden Wohlklang bezeichnen mag, den diese Lieder fast durchgängig haben. Die Legende von Sanct Wendelin ist ganz in dem schlichten Ton erzählt, den eine so einfältige ländliche Geschichte verlangt: es ist eine wahre Waldromanze, wobei man sich in eine jener schön und einsam gelegenen Wallfahrts-Kirchen versetzt. Die Legende eignet sich überhaupt häufig dazu, als Romanze behandelt zu werden: sie ist ja eine volksmäßige Ueberlieferung. Florio und Blancheflur ist eine süße Klage und Gegenklage der Sehnsucht, der kindlich spielenden Zärtlichkeit und unschuldigen Inbrunst. Freilich wird, um sie ganz zu verstehen, vorausgesetzt, daß man wiße, wie diese liebenden Kinder getrennt wurden, um ihre früh erwachte Leidenschaft zu dämpfen; und diese Bekanntschaft mit der Geschichte in ihrer wahren Gestalt dürften nur wenige Leser besitzen.

Die Gedichte von Sylvester gefallen besonders durch jugendliche Frischheit; so z. B. das Trinklied, das in kurzen Zeilen mit vielfachen Reimen leicht hingleitet:

Laßt uns fröhlich trinken,
Alles Leid versinken
In des Bechers Grund;
Wenn die Becher blinken,
Voll den Lippen winken,
Wird man erst gesund.

Aller Freuden Blüthe
Wecket im Gemüthe
Nur des Weines Glanz;
Und die geist'ge Güte
Schafft, daß er verhüte
Wilder Sorgen Tanz.

Nie bleibt er alleine;
In dem Widerscheine
Grüßt die Lieb' uns bald;
Jeder schaut die Seine,
In dem goldnen Weine
Zeigt sich die Gestalt u. s. w.

Seine Sonette haben schönen Anlagen, doch möchte man ihnen in der Ausführung zuweilen mehr Haltung und Bestimmtheit wünschen. Die 'Romanze' von eben diesem Dichter erinnert durch die Weise und sogar durch einzelne Wendungen, z. B.:

Den Söhnen bei dem Sterben
Vermacht' er Gut und Land,
Der Liebste sein mußt' erben
Die Perle da zur Hand:

an Goethes König von Thule: aber die Erfindung läßt sich schwerlich rechtfertigen; denn wie kommt das Kleinod, das zuerst eine wirkliche und eigentliche Perle zu sein schien, auf einmal zu der Zauberkraft, welche das Heil des Reichs an ihre Bewahrung bindet? Es liegt also etwas Verfehltes in dem Ausdruck des an sich wahren Gedankens, daß nur eine gemeinschaftliche Verehrung biedre Treue und Eintracht begründen kann.

In dem 'Mährchen von Thule' von Sylvester vernimmt man gefällige Nachklänge von den sinn- und wunderreichen Märchen im Ofterdingen von Novalis. Die aus der nordischen Fabel entlehnten Namen scheinen eine bestimmte Deutung zu versprechen, die es uns doch nicht gelingen wollte, der Dichtung abzugewinnen.

Friedrich Schlegel lernt man hier in einer beträchtlichen Anzahl von Gedichten von einer ganz neuen Seite kennen. Wenn ein in die Spekulation versenkter und durch mannichfaltiges Wißen bereicherter Geist vom Nachdenken über das innerste Wesen der Poesie sich zu deren Ausübung wendet, so wird er anfänglich die künstlichsten Formen, als seinem Zweck am meisten entsprechend, vorziehen; und die Schwierigkeit diese Formen durchzuführen, zusammengenommen mit dem Tiefsinn der Gedanken, wird alsdann leicht Dunkelheiten verursachen. Hat sich ein solcher Geist aber erst mit den Geheimnissen der Einfachheit ganz vertraut gemacht, und begnügt er sich für die Ausführung des Ungemeinen mit den Mitteln, die schon oft dem Gewöhnlichen gedient haben: so entsteht ein eigner Reiz aus dem Gegensatze zwischen der Schlichtheit des Gewandes und der auserlesenen Bildung und Fülle des Gehalts. In Friedrich Schlegels früheren Gedichten ist zuweilen der Ausdruck nicht bis zur völligen Klarheit gediehen; die hier mitgetheilten hingegen sind unmittelbar, ohne Anstrengung oder Bewußtsein irgend eines Kunstbestrebens, aus dem Gemüth gefloßen. So wie die Gesinnungen, sind die gewählten Weisen der meisten Stücke ächt national. In den 'Liedern' geht Schlegel ganz auf der Bahn eines Opitz, Flemming, und andrer unserer gediegenen und vollherzigen alten Dichter;

in den 'Sprüchen' (einer den Deutschen vorzüglich eigenen, und mit Recht ehemals unter ihnen beliebten Gattung) schließt er sich an noch ältere, z. B. den Vf. des Freigedank und ähnliche, an. Wir geben einige von diesen als Beispiel.

Spruch.

Weil so schnöde sich zum Spott gemacht
Jene Weisheit, die ihr selbst erdacht,
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall.
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneut.
Aus der Dichtkunst Wogen friedlich mild
Steiget sanft empor des Himmels Bild.

Deutsche Sinnesart.

Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Lust getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,
Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wißenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret sein Gefühl,
Fremder Rechte loses Spiel.
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unser Stern.

Spruch.

Mit dem Schwerte sei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust;
Das Geschwätz der Städte soll er fliehn,
Ohne Noth von seinem Herd nicht ziehn:
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht.
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Die alte Form gepaarter kurzer Reimzeilen ist, wie man sieht, beibehalten, sie sind aber nicht achtsilbig oder jambisch, sondern trochäisch

genommen; diese Silbe mehr oder weniger verändert den Ton sehr wesentlich, und giebt dem Ausdruck allgemeiner Lehren eine lyrische Wendung, wie man denn auch leicht erkennt, daß bestimmte Veranlaßungen sie hervorgerufen.

Unter den Liedern ist das 'im Spessart' markig und naturkräftig:

> Gegrüßt sei du, viel lieber Wald!
> Es rührt mit wilder Lust,
> Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
> Erinnrung mir die Brust.
>
> Jahrtausende wohl standst du schon,
> O Wald so dunkel kühn,
> Sprachst allen Menschenkünsten Hohn,
> Und webtest fort dein Grün u. s. w.

Welche Erinnerungen werden in diesem und in dem Liede 'auf dem Feldberge' angeregt! Die letzten gehen der Ueberlieferung nach bis auf Ariovist zurück. Aber

> Uralte Riesenzeiten,
> Der Helden Wunderstreiten
> Schlang all die Oed' hinab.
> Verschollen ist die Klage,
> Verstummt die graue Sage,
> Es deckt uns all' ein Grab.

wie der Dichter einen andern Gesang rührend anhebt. Das 'Lied im Walde' durchschauert uns mit den begeisternden Anregungen der Wildniß. Unter der Aufschrift 'Frankenberg bei Aachen', ist eine sinnvolle Sage von Karl dem Großen behandelt; sollen wir sagen als Romanze? Es fehlt dazu nur die Abtheilung in Liederstrophen, sonst ist die innige Kindlichkeit des Tones sowohl, als der Gegenstand, ganz den ächten Mustern dieser Dichtart gemäß. Wird nicht irgend ein unerfahrner Kritiker einige unvollkommen gelaßene Reime, als:

> In des Maien linden Tagen
> Hört' ich die alte Sage,
> Dort wo bei warmen Quellen
> Die sanften Hügel grünend schwellen,
> Von dem Wunderringe
> Der Kaiser Karol konnte zwingen,

In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Aachens heitern Gründen
Sich wie zur Heimat sehnte,
So weit sein Reich sich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo süße Lieb' ihn bannte:

und das Uebergehen aus jambischen in trochäische Zeilen tadeln, da sie doch die nachläßige Hingegebenheit der Sehnsucht ausdrücken sollen? Es ist verdienstlich, die historisch geweiheten und allzusehr vergeßenen Oerter unseres Vaterlandes aufs Neue durch Gesang zu ehren. Die ahndungsvolle Romanze 'das versunkene Schloß' scheint ebenfalls auf eine örtliche Sage *) gegründet zu sein:

Im dunkeln Wald alleine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh.

Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Die großen Umriße verschwimmen vielleicht hie und etwas zu sehr in Dämmerung. Das 'Gebet' und 'Friede' sind von wahrhaft religiösem Ernst durchdrungen wie die geistlichen Gesänge unserer Väter.

'Mahomets Flucht' athmet hohen Unwillen in überströmender Fülle der Rede. Wem eine andere Auslegung zu kühn und stolz dünkt, der sehe darin nur was der Name aussagt, welchem auch das gehaltne morgenländische Kolorit nirgends widerspricht.

Um auch der guten Laune ein Opfer zu bringen, ist so vielen ernsthaften, ja zum Theil an schmerzliche Vorstellungen mahnenden Gedichten 'Eulenspiegels guter Rath' von Friedrich Schlegel, in Hans-Sachsischer Weise, beigefügt. Es ist gewiß ein erlaubter und billiger Scherz, und ganz in des unsterblichen Eulenspiegels Geiste gedacht (man erinnere sich nur, wie er die Schneider nach Magdeburg berief, um ihnen wichtige Vortheile bei ihrem Gewerbe

*) [Die vom Laacher See bei Andernach.]

zu offenbaren) den Leuten, was sie schon wirklich thun, ihre sämmtlichen Verkehrtheiten, als den Gipfel der Weisheit anzupreisen. Man ist dann wenigstens sicher, mit seinem guten Rathe nicht das gewöhnliche Looß zu erleben.

Prometheus. Eine Zeitschrift. Herausg. von Leo von Seckendorf und Jos. Lud. Stoll. 1808. Erstes Heft.

(Von zwei Recensenten.)

Eine Zeitschrift für Litteratur und Kunst, die in Wien erscheint, und, nach dem Gehalt des ersten Heftes zu urtheilen, überall wo man Deutsch lieset, sich die beifällige Aufmerksamkeit der Gebildeten versprechen darf, ist eine in gewissem Grade neue, und allerdings erfreuliche Erscheinung. Deshalb zeigen wir sie so bald als möglich an ... Die Herausgeber, die sich in Wien aufhalten, werden den Zusammenfluß von Mitteln und Thätigkeiten in einer solchen Hauptstadt zu benutzen, und die dort einheimischen Talente und Kenntnisse, denen es oft nur an einer Veranlaßung fehlt, gehörig zur Mitwirkung aufzufordern wißen, während es ihnen gelungen ist, auf ihren Reisen durch persönliche Bekanntschaft Verhältnisse mit vielen bedeutenden Schriftstellern, ja mit einigen vom ersten Range, anzuknüpfen. Sie fangen das in ihrer Ankündigung gethane Versprechen sogleich befriedigend zu lösen an, und haben, wenn sie sich immer auf dergleichen Höhe erhalten, von ihren zahlreichen Mitwerbern keinen Abbruch zu besorgen.

Nach der deutschen Sitte muß jede neue Zeitschrift einen mythologischen Schutzhelden haben, und so wollen wir nicht weiter über den Namen Prometheus grübeln, dessen Wahl die darauf bezügliche Einleitung von Stoll

sinnreich und ohne Gefährde deutet. Aber sehr schön gerechtfertigt wird diese Wahl durch ein Festspiel von Goethe, 'Pandoras Wiederkunft', dessen erste Scenen das Monatsstück auf das glänzendste eröffnen, und worin Prometheus eine Hauptrolle zu spielen hat.

Der Plan dieses Schauspiels läßt sich noch nicht beurtheilen, da erst der Anfang gegeben ist; allein in diesem erkennt man leicht die Anlage zu einem reichen Ganzen, welches jene so sehr dazu geeigneten Mythen durch eigenthümliche Symbolik neu beleben wird. Alles ist beweglich, und doch bildnerisch umgrenzt; die Formen sind gelinde gehalten; der Gegensatz zwischen Phileros, dem Bilde des raschen Verlangens, und Epimetheus, dem Träumer über sehnsüchtigen Erinnerungen, ungemein reizend. Nie hat die Hand des Meisters seine zart verschmolzenen Farben duftiger aufgetragen, und besonders die jugendliche Fülle und Frische muß ein freudiges Erstaunen erregen. Möge die baldige Vollendung des Werkes von der fortdauernden Gesundheit und heiteren Stimmung des Urhebers den willkommensten Beweis ablegen! — Ein Aufsatz vom Hofrath Meyer, dem Mitarbeiter der Propyläen, 'über Handzeichnungen', als Einleitung zu Nachrichten von der florentinischen Sammlung, unterscheidet klar und einsichtsvoll die verschiedenen Arten von Zeichnungen, und bestimmt ihre Stelle im Gebiete der Kunst. — 'Amors Bild', ein Spiel in einem Akt, von Stoll, ist eine beinah idyllische Scene, die jedoch Reiz genug hat, um auf der Bühne zu gefallen, und in Weimar mit Beifall gegeben worden ist. Es liegt dabei ein artiger Gedanke zum Grunde. So wie nach der Erzählung von jenem korinthischen Mädchen die Liebe Erfinderin der Malerei und namentlich des Bildnisses gewesen sein

soll, so giebt hier die Neigung eines jungen Mädchens zur Malerei, und ein unternommenes Bildniß den Anlaß, gegenseitige Liebe überraschend zu erklären. Die dritte Person des Stückes ist ein Kind, dessen Verwandlung in den Amor am Schluße vielleicht nicht hinreichend vorbereitet ist. Doch man sollte wohl mit einer flüchtigen Phantasie nicht so genau rechten. Der leichte Versbau in vierfüßigen, bald jambischen, bald trochäischen Zeilen, mit regellos wechselnden, hie und da sogar ohne Erwiderung bleibenden Reimen, hat das nicht leichte Verdienst, dem wahren Tone und der Raschheit des Gesprächs nirgends Eintrag zu thun. — Der 'Versuch einer Allegorie über den Homer' von Wezel ist zwar in Prosa geschrieben, jedoch mit dithyrambischem Schwunge. Indessen dürfte Plato, der selbst gern auf seine Weise die Dichter allegorisierte, die Aehnlichkeit der Philosophie mit dem Dithyrambus, wovon er seinen Sokrates reden läßt, noch in etwas verschiedenem Sinne gemeint haben. Solche hineinlegende Deutungen von Werken, in denen mehr oder weniger dunkel allerdings eine Ahndung aller Wahrheit liegt, sind nicht zu mißbilligen, wenn sie mit Bewußtsein der Willkür vorgenommen werden; und seine eigene Willkür erkennt der Vf. an, indem er diese Allegorie nur für einen Morgentraum giebt, aber dabei erinnert, nach Vater Homer komme auch der Traum von Zeus. Nur vergißt er dieß wieder, wenn er nachher aus seinen Deutungen die Nothwendigkeit ableitet, warum die beiden homerischen Epopöen gerade so weit und nicht weiter gehen, gerade so und nicht anders schließen müßen. Uebrigens ist er auf dem rechten Wege, da er sich nicht auf eine einzelne Seite der menschlichen Natur, z. B. das Sittliche richtet: die ächte Allegorie muß aller-

dings Abspiegelung der Gesammtheit der Dinge in einem beschränkten Ganzen sein. Auch der Gegensatz der Ilias und Odyssee ist gut gefaßt; daß beide uns ganz verschiedene Welten und Ansichten darstellen, dieß läßt sich historisch ohne alle dithyrambische Freiheit durchführen. — Ein kleines Gedicht von Wieland, 'an Olympia', die nun verewigte Herzogin Amalia von Sachsen Weimar, erweckt eine wehmüthige Erinnerung an den Kreiß vortrefflicher Geister, welche diese edle Fürstin um sich zu versammeln gewußt hatte, und der zuerst durch Herders und Schillers zu frühen Hintritt gemindert, dann durch ihren eigenen Tod mitten unter trüben Ereignissen beinahe zerstreut ward. Nicht leicht gab es an irgend einem anderen Hofe einen so herrlichen, auf freie Anerkennung alles Guten und Schönen gegründeten Bund, und wo findet sich jetzo sonst die Aussicht zu ähnlichen neuen Vereinigungen? Wir Deutschen sind nun in der Epoche des Verlierens, und was das Schlimmste ist, so fühlen wir es nicht einmal.

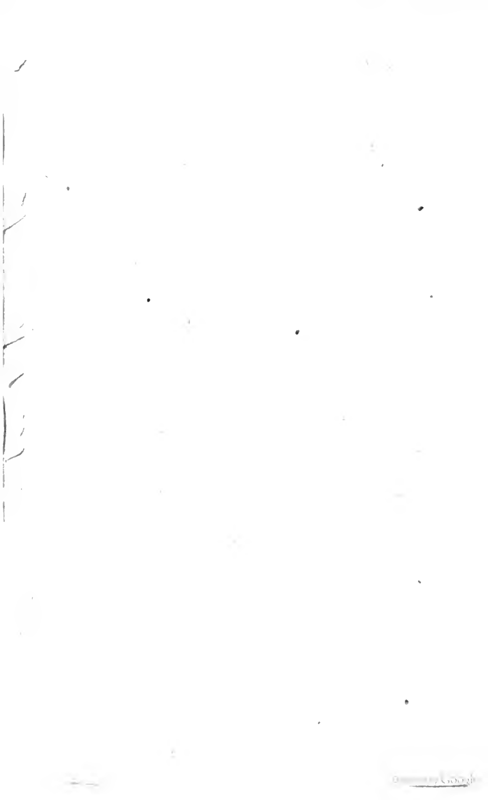
*) Das hierauf folgende Gedicht von A. W. Schlegel an seinen Bruder wird jeder mit Vergnügen lesen, weil es durch die Dichtung eines Traumbildes, welches beide wie von der Rinde eines Baums umschloßen und den einen in den Wipfel, den andern in die Wurzel treibend vorstellt, die nach außen zwar sich von einander entfernenden, dem Wesen der Poesie nach aber zu gemeinsamer Wirkung vereinten Kräfte beider in der That zu einer poetischen, ins Dunkle des Gefühls sich verlierenden, Anschauung bringt. —

*) [Daß wir auch den folgenden, nicht von A. W. Schlegel herrührenden Theil der Recension mittheilen, rechtfertigt dieser selbst. Vgl. A. W. S.'s Werke Bd. I. S. 244...253.]

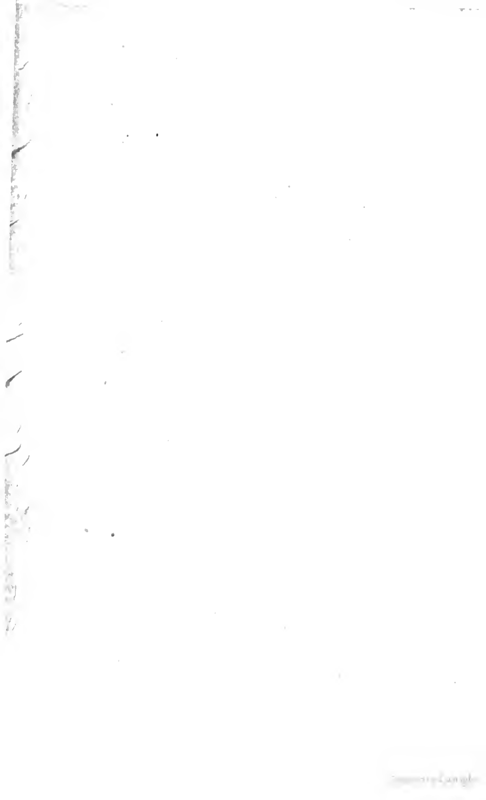
Friedrich Schlegel antwortet darauf in sehr kraftvollen Ausdrücken und Bildern, daß sie in diesem brüderlichen Verein, unerschüttert durch die Stürme der Zeit, treulich beharren wollten. Diesem Gedichte wünschten wir indeß mehr Zusammenhalt durch eine poetische Hauptidee, die das Ganze mehr beleben und organisch durchwirken, und es äußerlich durch eine daraus entstehende Nothwendigkeit mehr begrenzen würde. — In dem letzten Aufsatze, 'die deutschen Mundarten' überschrieben, macht A. W. Schlegel auf die bisher verkannten Vorzüge der oberdeutschen, besonders der schweizerischen Mundart mit einigen Beispielen aufmerksam, und wir pflichten seinem Grundsatze bei, alle Eigenthümlichkeiten provinzieller Dialekte neben einander bestehen zu laßen, und die deutsche Sprache durch die wechselseitigen Einwirkungen derselben in einem fortwährenden Wachsthume zu erhalten.

Mit Uebergehung einiger kleineren Beiträge von Erichson, Falk und Wezel erwähnen wir noch den Anzeiger für Litteratur, Kunst und Theater, der laut der Ankündigung jedem Hefte beigefügt werden, und kurze Nachrichten von neuen Erscheinungen in diesen Fächern, vorzüglich denen, welche Wien liefert, enthalten soll. Er hebt an mit einer Beschreibung der Vermählungsfeier Kaiser Franz des ersten mit Maria Ludovica Beatrix von Oesterreich, von A. W. S., welche diese glänzenden Auftritte in ihrer Beziehung auf würdige Sitte und reinen Geschmack der Einbildungskraft vorüberführt, und durch manche eingestreute Betrachtungen und geäußerte Gesinnungen eine andere als bloß örtliche Theilnahme bezweckt. Dann folgt ein Aufsatz von Hrn. Ellmaurer (Archivar und Bibliothekar der Akademie der Künste) 'über den Zustand der bildenden Künste

in Wien'. Es ist nur Einleitung, die aber durch die aufgestellten Grundsätze eine nüchterne und auf praktische Kunstkenntniß gegründete Beurtheilung erwarten läßt. Kurze Notizen aus Briefen machen den Beschluß. Wenn die Herausgeber durch immer gleich sorgfältige Auswahl der Beiträge und eigene Thätigkeit den Eifer ihrer berühmten und schätzbaren Mitarbeiter rege erhalten, und den Geist ihrer Zeitschrift vor jeder ausschließenden Einengung bewahren, so kann der Prometheus ein fruchtbarer Vereinigungspunkt für Leser und Schriftsteller aus verschiedenen Theilen Deutschlands werden, die sich meistens allzu fremd bleiben; ein Mittel, zerstreuete, doch einstimmige Bestrebungen an einem hoffentlich auf lange Zeit hin friedlichen Zufluchtsorte des alten Deutschlandes zu sammeln.



Recensionen aus den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur 1810...1816.



Buch der Liebe. Herausgeg. durch Joh. Gust. Büsching und Friedr. Heinr. von der Hagen. Erster Band. Berlin 1809.

Unter diesem einladenden Namen veranstalten die Herren Herausgeber, die sich schon durch mehrere gemeinschaftliche Unternehmungen um die Alterthümer der deutschen Sprache und Dichtkunst rühmlich verdient gemacht haben, eine Sammlung der prosaischen Ritterromane, welche sich zum Theil bloß in alten Drucken vorfinden, zum Theil noch als Volksbücher gäng und gebe sind.

Das alte 'Buch der Liebe', wovon sie die allgemeine Ueberschrift und den Gedanken entlehnt haben, welches auch zum Theil den Stoff herliefern soll, wiewohl erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts gedruckt, hat sich so selten gemacht, daß den Herausgebern nur fünf Exemplare bekannt geworden, deren eines vor uns liegt. Wir haben zu der, in der Einleitung gegebenen Beschreibung nichts hinzuzusetzen, als eine Bemerkung über die dort nur flüchtig erwähnten kleinen Holzschnitte. Sie sind von sehr verschiednem, einige sogar von gar keinem Werth, nicht wenige aber sind meisterlich gedacht und ausgeführt. Sie kommen, wie es in den alten Büchern Sitte ist, wieder, nach einer ungefähren Beziehung auf den Inhalt, zuweilen auch ganz unpassend. Doch erkennt man bei den meisten leicht den Auftritt der Geschichte, welchen darzustellen sie ursprünglich erfunden worden, und im Ganzen vergegenwärtigen sie den Kreiß von Bildern, den die Erzählungen sowohl in den Abenteuern, als der geschilderten geselligen Verfaßung und Sitte durchlaufen. Hier kämpft ein Ritter mit einem ungeheuern Lindwurm oder Riesen, dort jagt er, seine Schöne hinter sich, auf schnellem Rosse davon. Hier sitzt ein Fräulein in ihrem mit Blumentöpfen verzierten Zimmer, in tiefen Gedanken, vermuthlich an einem Liebes-

briefe schreibend; der Bote, seine Tasche auf dem Rücken, wartet draußen mit übergeschlagenen Beinen. Dort tritt ein prächtig gekleideter Herr zu einer Dame, seine Huldigung anbietend. Ferner Turniere, Mohrenschlachten, Bankette, eine fürstliche Trauung, eine Kindtaufe, ein Leichenzug mit den Wappenschildern am Sarge, ja auch die Zurüstungen zu einer Hinrichtung: Alles in den würdigen Trachten und nach dem ehrenfesten Sinn unsrer Vorfahren. Bei der Wiedererweckung des Altdeutschen müßen wir uns fürs erste freilich mit dem Nothwendigen begnügen, und froh sein, wenn nur der Text zugänglich gemacht ist. Sonst aber würde es sehr erfreulich sein, die alten Bücher auch mit der gewohnten Zierde der Bilder erscheinen zu sehen. Die Künstler sollten sich doch wohl finden, die im Stande wären, jene Holzschnitte und Miniaturen aufzufrischen, bloß dasjenige wegzuräumen, was sie dem Auge der Nichtkenner unscheinbar macht, und sie mit Beibehaltung des ächten Geistes gleichsam nur in die heutige Zeichnungsweise zu übersetzen. Die Holzschneidekunst ist zwar sehr aus der Uebung gekommen, allein die schon zu so hoher Vollkommenheit gediehene Erfindung des Steindrucks würde dabei vortreffliche Dienste leisten, und man würde alsdann mit Erstaunen sehen, welche Schätze bedeutender Komposition wir an jenen alten Holzschnitten haben, wogegen unser ganzes neuere Kupferstichwesen bei Taschenbüchern, Romanen u. s. w. kläglich zu Schanden wird.

Wir kommen auf das Werk selbst zurück. Die Absicht der Herausgeber ist nicht, das alte Buch der Liebe bloß zu wiederholen und von Neuem abdrucken zu laßen, sondern sie wollen es dem Plane nach erweitern und vervollständigen, in der Ausführung aber berichtigen, und haben beides schon in diesem Bande zu leisten angefangen. Jene Sammlung enthält 13 Stücke, nicht eben mit der größten Genauigkeit abgedruckt. Die Herausgeber ziehen dagegen in ihren Kreiß alle in Prosa abgefaßten Ritter- und Volksromane, welche einen erneuerten oder berichtigten Abdruck verdienen und bedürfen; sie bleiben selbst bei den im Buch der Liebe befindlichen nicht bei dessen Texte stehen, sondern gehen auf ältere, meist richtigere Ausgaben zurück, und ziehen ihn nur vergleichungsweise zu Rathe. Dabei haben sie alle Sorge angewandt, den nicht auf Lesung des Altdeutschen eingeübten Lesern diese Schriften ohne we-

sentliche Veränderung so nahe zu rücken, als möglich. Mit Recht bemerken sie, daß die alten Drucke von dergleichen Büchern nicht selten genug sind, um zu einem diplomatisch-genauen Abdrucke zu berechtigen, wie man ihn von einer seltenen Handschrift liefert, um solche vor dem Untergange zu sichern, und daß eigentlich kritische Ausgaben, aus Vergleichung der ältesten mit Angabe der abweichenden Lesearten und Beibehaltung aller veralteten Schreibformen gezogen, nur für eine kleine Anzahl von Gelehrten bestimmt sein könnten. Ihre Bearbeitung ist daher auf das Populäre und Gemeinverständliche gerichtet, jedoch mit der gehörigen Ehrerbietung vor alter Eigenthümlichkeit und ohne alles Modernisieren. Sie legen selbst folgendergestalt Rechenschaft von ihrem Verfahren ab: 'Der älteste und beste Text wird zum Grunde gelegt, und dieser übrigens wörtlich, ja buchstäblich abgedruckt mit folgenden Einschränkungen: überall wird die Interpunktion und Rechtschreibung eingeführt oder verbeßert in die jetzt gewöhnliche; die alte unregelmäßige Schreibart in Ansehung des End-E's, besonders der Flexion, ist dahin geregelt, daß dieses, außer bei den Für- und Beiwörtern, da, wo es in der Urschrift fehlt, nur im Hiatus weggeworfen, sonst aber gesetzt wird; bei dem inneren E, besonders auch der Flexion, ist die alte Unregelmäßigkeit beibehalten; ganz veraltete Wörter oder Formen sind durch neue oder minder alte ersetzt; offenbare Schreib- und Sprachfehler sind verbeßert; desgleichen leichte Emendationen, jedoch behutsam und nicht ohne Noth gemacht; die Wortstellung und Fügung konnte fast ganz unverändert bleiben; nur der hier und da vorkommende, ganz undeutsche Accusativ mit dem Infinitiv ist immer vermieden, desgleichen die zuweilen zu dicht hinter einander wiederkehrenden Sätze und Verbindungen durch 'da' und 'und'; und so sind, jedoch selten, dergleichen kleine Verbindungswörter hinzugesetzt, oder weggelaßen, da sie zu dem Verständniß so wesentlich beitragen. Ueberhaupt aber ist so viel Alterthümliches, als möglich, bewahrt, besonders insofern es eine noch vorhandene leichte Analogie hat, oder anderweitig nicht mehr unbekannt sein kann, oder sich schon durch sich selbst empfiehlt und erklärt. Es bedurfte natürlich auch aller Veränderungen viel weniger, als etwa bei unsern alten Gedichten, da sie uns in jeder Rücksicht weit näher stehen, und unter andern auch schon manches, was fremde Sitten und Aus-

15*

drücke betrifft, gelegentlich selber erklären'. Was die ungelehrten Leser von den altdeutschen Büchern abschreckt, ist weit weniger die veraltete Sprache selbst, als die ungewohnte Schreibung und die gänzlich fehlenden, oder mangelhaft gesetzten Absonderungszeichen der Sätze. Die deutsche Sprache hat sich, bis auf die fremdartigen und angekünstelten Einmischungen, die eigentlich bloße Ausartungen sind, und auch immer von Zeit zu Zeit wieder ausgeworfen wurden, im Ganzen weit weniger verändert, als man zu glauben geneigt ist. Wir würden dieß selbst in Ansehung der Aussprache wahrscheinlich zu machen unternehmen. Luthers Bibelübersetzung, ungefähr aus derselben Zeit, woraus sich die prosaischen Romane herschreiben, und bei deren erneuerten Abdrücken man bloß ein ähnliches Verfahren beobachtet hat, wie das oben beschriebene, ist anerkanntermaßen noch immer eine Grundlage reiner und kräftiger Prosa; nur hat man sie auf der andern Seite viel zu sehr als einzig in ihrer Art betrachtet. Selbst die Minnesinger, die doch ein Alter von fünf bis sechs hundert Jahren haben, würden nicht so lange unerkannt und ungenoßen liegen geblieben sein, seit Bodmer und Andere sie zum Drucke befördert, wenn sie selbige, statt diplomatisch den Handschriften zu folgen, mit der heutigen Rechtschreibung und Interpunktion ausgestattet hätten. Ja, wir machen uns anheischig, in dem nun fast ein Jahrtausend alten Otfried Stellen auszumitteln, welche bloß durch dieses Mittel den jetzigen Lesern völlig verständlich erscheinen würden. Kurz, wer bei dem vorliegenden Buche über Befremdlichkeit und Unverständlichkeit des Vortrags klagen wollte, den würde das gesammte ungelehrte Volk beschämen, welches seinen Eulenspiegel, gehörnten Siegfried u. s. w. gar wohl zu lesen und im rechten Sinne zu faßen versteht; und es möchte sie über diese Verwahrlosung unserer Vorzeit und alles Einheimischen folgende Spottrede aus einem noch ungedruckten Gedichte treffen:

> Ihr Deutschen seid zu wetterwend'sch,
> Das alte Deutsch versteht kein Mensch,
> Wer halbweg neues Deutsch versteht,
> Als rechter Deutscher steht und geht.

Mit Einem Worte, die Einrichtung dieser Sammlung, wie sie sich in diesem ersten Bande ankündigt, ist so zweckmäßig, die Her-

ausgeber beweisen dabei so viel Gelehrsamkeit, Sinn, Fleiß und Liebe zur Sache, daß der Beurtheiler fast nichts zu thun hat, als ihr Verdienst anzuerkennen, unsrer Litteratur zu dieser Erscheinung Glück zu wünschen, und alle Kenner und Liebhaber, alle Vorsteher öffentlicher Bibliotheken dringend aufzufordern, thätig, d. h. durch Abnahme der Exemplare, Herausgeber und Verleger zur Fortsetzung aufzumuntern, und solchergestalt die Vollendung des schönen Werkes zu sichern. Wir erwähnen hiebei noch insbesondere den musterhaft saubern Druck mit ungerschen Lettern und aus der ungerschen Druckerei, welche das Vortreffliche zu liefern gewohnt ist. Das große Oktavformat bei der ziemlich kleinen Schrift und enge zusammengerückten Zeilen (41 auf einer Seite), die sich aber dennoch, wenigstens auf dem geglätteten Velinpapier, sehr leserlich und gefällig von einander abheben, stimmt mit dem Geiste des Buches überein, und ist zugleich sehr zweckmäßig: denn freilich, so auf kleinen Blättchen aus einander gezerrt, wie unsre modigen Romane gedruckt zu werden pflegen (welches aber wohl nur als eine Allegorie auf die innere Leerheit zu betrachten ist), dürften diese alten, oft etwas umständlichen, und dadurch desto gemüthlicheren Erzählungen in zu viele Bände auslaufen.

Ueber die Schreibweise der Herausgeber hätten wir nur Weniges im Einzelnen zu erinnern. Die Gedankenstriche würden wir gänzlich verbannen: die Häkchen reichen völlig hin, die eingestreuten Wechselreden von einander zu sondern. 'Hieinnen' sollte immer getrennt geschrieben sein. Warum das 'beßte', und nicht, wie wir es gewohnt sind, 'beste'? So scheint auch die Dehnung der Superlative 'schöneste, stärkeste, vernünftigeste' nichts Bedeutendes, und also bloß den Nachtheil des Befremdlichen zu haben, wiewohl wir sonst der schmeidigenden Silbenvermehrung, als 'eueren', nicht entgegen sind. Für den Indikativ der vergangnen Zeit 'er hät' statt 'er hatte' beizubehalten scheint nicht räthlich, da jene Form eigentlich der Analogie entgegen ist, und dadurch die Unterscheidung vom Konjunktiv 'er hätte' aufgehoben wird. Eben so verhält sichs mit dem beibehaltnen 'er wölle' und er wöllte', besonders wenn letzteres der Indikativ sein soll. Doch dieß sind Kleinigkeiten.

Die Herausgeber haben ganz Recht gehabt, keine erläuternden Anmerkungen unter den Text zu setzen. Theils bedurfte es nach

ihrer Behandlungsweise deren nicht, und dann ist der Anblick von Noten, wenn man sich bloß dem Eindruck einer Dichtung überlaßen möchte, immer störend. Indessen möchte ein kleines Glossarium am Schluße mehrerer Bände oder des Ganzen nicht undienlich sein. Wörter wie 'Heilthum' für Reliquien (ein vortrefflicher Ausdruck), 'Stegereif' für Steigbügel (nur noch in einer figürlichen Redensart üblich), 'Krebs' für Panzer, 'Kappe' für Mantel (wovon das spanische Capa), 'Kopf' für Becher, 'Sackmann' für Plünderung (wovon das italiänische Saccomanno), ein 'wißlicher' Dieb für ein schlauer, 'Säumer' für ein Lastpferd oder Maulthier (wovon das italiänische Somaro) und dergl. werden keinem kundigen Leser Aufenthalt verursachen, auch sind sie in Oberlins vortrefflichem Wörterbuche erklärt. Jedoch ist dieß Werk nicht in Jedermanns Händen, und die Herausgeber wollen ja auf die Bedürfnisse ungelehrter Leser besondere Rücksicht nehmen. Meistens ergiebt sich die Bedeutung zwar aus dem Zusammenhange; z. B. wenn vorkommt 'ein Simmer Korns', sieht jeder gleich, daß es der alte Name eines Maßes ist. Andre Male könnte die Aehnlichkeit des Veralteten mit dem noch Ueblichen Irrung veranlaßen, z. B. 'ein gebürstiger Geselle' für ein 'verwegner'. Was sind 'Reitlinge' (S. 195.)? Wir finden das Wort nicht bei Oberlin. Wenn es S. 161. heißt: 'Von seines Helmes Panzer wurden mehr denn fünfhundert Ringe abgehauen', so hat sich hier entweder eine Verwirrung eingeschlichen, oder es bedarf einer Erläuterung.

Ganz einverstanden sind wir mit den Herausgebern, wenn sie sagen 'der Gewinn, den die Sprache und Darstellung auch aus diesen prosaischen Werken ziehen kann, sei nicht zu übersehen'. Wir wollen unter tausenden nur ein einziges Beispiel eines vortrefflichen Ausdrucks anführen, der, wenigstens in die Dichtersprache, wieder aufgenommen zu werden verdient. S. 254. steht für 'alt und kindisch geworden' 'eraltet und erkindet'. Der Silbenzahl nach ist diese Redensart nicht kürzer, als jene; aber um wie viel kräftiger ist sie durch die Verschmelzung des Begriffes 'geworden' mit dem Hauptbegriffe vermittelst der kleinen Vorsilbe. Der übliche Ausdruck erscheint dagegen nur als eine Umschreibung. Unsere geschätztesten Dichter haben zwar seit nicht unbeträchtlicher Zeit angefangen, ihre Sprache durch Benutzung des Alten zu erhöhen, allein sie ha-

den doch nur Weniges herausgegriffen, was sich ihnen wie von selbst darbot. Wenn man erst den ganzen Schatz poetisch noch brauchbarer Ausdrücke, Formen, Biegungen, Redensarten, Wortfügungen und Stellungen geordnet beisammen sähe, so würde man aber über den innern Reichthum unserer Sprache erstaunen. Durch die Wörterbücher eines Wachter, Schilter, Scherz und Oberlin ist schon ziemlich für die Aufklärung des Unverständlichen in den alten und ältesten deutschen Schriften gesorgt. Allein noch fehlt es an einem Wörterbuche, welches das zwar in einem gewissen Grade Veraltete, jedoch unmittelbar gar wohl Verständliche (hierauf beruht eben die poetische Brauchbarkeit) aus den frühesten gedruckten Schriften bis über die Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hinaus zusammenstellte. Welche Fülle bedeutsamer Wörter und Wendungen liefert allein Hans Sachs! Doch dürfte man sich dabei nicht bloß auf die Dichter beschränken. Wie reich ist z. B. Geßners Thierbuch an den kräftigsten, eben so bestimmten als malerischen Benennungen für die Eigenschaften der sichtbaren Dinge! Ja auch die Werke eines Paracelsus, eines Jakob Böhme würden wir mit Ausschließung ihrer eigenthümlichen Kunstsprache in diesen Kreiß ziehen. Doch müßten nicht bloß die Wörter aufgeführt, sondern die Wendungen, worin sie vorkommen, mit angezogen werden. Die dichterischen Freiheiten, welche schon ehedem üblich waren, könnten systematisch nach grammatischen Fächern zusammengeordnet werden, um den buchstäbelnden Kunstrichtern, welche unsre Dichtersprache zur schlaffen Prosa herabstimmen möchten, und meistens über das letztverwichene Zeitalter hinaus nicht kennen, durch das vollgültige Ansehen eines Opiz, Flemming, Weckherlin u. s. w. ein für allemal das Maul zu stopfen.

Unsre Sprache ist das Palladium unsrer Bildung, welches wir jetzt mehr als je sorgsam zu verwahren und heilig zu halten Ursache haben. Sie steht noch unabgetrennt auf ihrer uralten Wurzel, und eben dadurch besitzt sie die Fähigkeit, sich durch Rückkehr zu ihrem Ursprunge wieder eigenthümlich zu gestalten. Unter dem eingedrungenen fremden und kauderwelschen Wesen fast erdrückt sammelt sie sich gleichsam von Zeit zu Zeit in ihrem eignen fruchtbaren Schooß, besinnt sich auf sich selbst, und stellt sich dann kühn, hoch und geheimnißvoll in frischer Schönheit wieder dar. Man verzeihe diese Betrachtungen und frommen Wünsche, die übrigens

in sehr nahem Bezuge auf den vorliegenden Gegenstand stehen, unserm Eifer. Wir wollen uns nun näher mit dem Inhalte des erneuten Buchs der Liebe beschäftigen.

Von den drei Romanen, welche diesen Band ausfüllen, stehen zwei, 'Tristan und Isalde' und 'Pontus und Sidonia', in der alten Sammlung, sind aber hier aus früheren Ausgaben, nur mit Zuziehung jener, abgedruckt. Der dritte, 'Fierrabras', war bloß einzeln in alten Drucken vorhanden. Keiner davon ist ein noch im Umlaufe erhaltenes Volksbuch. Durch diese Wahl ist für die Mannichfaltigkeit bestens gesorgt. Tristan ist eine eigentliche Liebesgeschichte und Verwickelung mit traurigem Schluß; Fierrabras ein Abenteuer von riesenhaften Kämpfen; und Pontus ist ein stilles heitres Musterbild feiner Rittersitte, wie es denn auch in den alten Ausgaben die Ueberschrift führt 'Ritter Pontus von adelichen Tugenden'.

Der Tristan ist, wie bekannt, einer der ältesten, vortrefflichsten und im ganzen Mittelalter berühmtesten Romane. Die Hingegebenheit des Helden in seiner, durch ein unüberwindliches Verhängniß gestifteten Leidenschaft, die Wagestücke und Thorheiten, wozu sie ihn verleitete, und sein durch unstillbares Sehnen herbeigeführter unzeitiger Tod waren so weltkundig im ganzen Abendlande, als der verliebte Wahnsinn des Medschnun im Orient zum Sprichworte geworden ist. Die Minnesinger sind voll von Anspielungen darauf. Heinrich von Veldeck singt:

> Meine Händ' ich falte
> Mit Treuen allgehrende auf ihre Füße,
> Daß sie, als Ysalde
> Tristanden mich trösten müße.

Dante setzt den Tristan als eine historische Person in den Kreiß der Unterwelt, wo diejenigen wohnen, deren Tod die Liebe verschuldet:

> Vidi Paris, Tristano: e più di mille
> Ombre mostrommi, e nomioolie a dito,
> Ch' amor di nostra vita dipartille.
>
> Iof. Caut. V. v. 67...69.

In Reimweise haben wir diese Dichtung von der Hand Meister Gottfrieds von Straßburg und seines Fortsetzers Heinrich von Vri-

bert (nicht 'Briberg') in Müllers Sammlung altdeutscher Gedichte. Wir wollen es nicht verschweigen, daß die Bearbeitung dieser Minnesinger uns bei einer vormals angestellten genauen Vergleichung durchaus vorzüglicher geschienen hat, als die hier gegebene in Prosa. Jene ist zarter, inniger, wunder- und geheimnißvoller, und dürfte vielleicht vor allen in alten Drucken oder Handschriften in französischer Sprache vorhandenen Bearbeitungen desselben Stoffs, die wir noch nicht die Muße hatten in den parisischen Bibliotheken zu untersuchen, den Vorrang behaupten. Sie ist ein unnachahmlich seelenvolles und bis in die kleinsten Theile hinein nach Einem großen Gedanken künstlerisch ausgebildetes Werk. Indessen ist die Vergleichung zweier Darstellungen, deren Stoff und Grundfäden dieselben, wo aber im Einzelnen alles anders gestaltet und geordnet ist, schon an sich sehr anziehend und lehrreich. Auch ist die Erzählung unsers prosaischen Romans sehr alt, denn Gottfried von Straßburg führt verschiedentlich das darin Vorkommende als eine abweichende Ueberlieferung an, die er jedoch verwirft. Dieß setzt also ihr Alter, dem Inhalte, wenn auch nicht der gegenwärtigen Form nach, selbst über den Minnesinger hinaus. Uebrigens ist das Werk Gottfrieds von Straßburg und seines Fortsetzers in der müllerschen Sammlung nicht nur wegen beibehaltener alter Schreibung und Mangel an Interpunktion den Ungelehrten vor der Hand nicht zugänglich, sondern es ist dermaßen fehlerhaft abgedruckt, daß wir uns ohne Bedenken anheischig machen, den Text ohne Vergleichung einer Handschrift durch ein tausend von selbst einleuchtende Emendationen zu reinigen, wobei dann noch viele falsche Lesearten übrig bleiben würden, denen wir ohne Handschrift nicht abzuhelfen wüßten. Leider ist dieß mit den sämmtlichen von Müller herausgegebenen altdeutschen Gedichten der Fall. Wir laßen es dahin gestellt sein, ob die bodmerschen Abschriften schon eben so fehlerhaft waren (wodurch seine gründliche Sprachkenntniß sehr verdächtig werden würde), oder ob Müller sie mit einer so unverantwortlichen Nachläßigkeit abdrucken laßen.

Genug, der hier wieder abgedruckte prosaische Tristan ist vor der Hand der einzige den Ungelehrten zugängliche und genießbare; denn durch den Auszug des Grafen von Treffan wird man die ächte Dichtung nimmermehr kennen lernen. Es ist eine allzu günstige

Vermuthung der Herausgeber, wenn sie annehmen, er habe einen Druck von 1489. vor Augen gehabt, den Warton anführt. Nein, er hat sich an das Neueste und Schlechteste gehalten. Das Buch, woraus er schöpft, ist aus der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, führt ausdrücklich den Titel le nouveau Tristan, und kündigt sich also schon als eine Umarbeitung an. Zum Ueberfluß sagt der Verfaßer in seinem Vorbericht, er schreibe durch einen großen Herrn veranlaßt, der seine Kriegsthaten und Liebeshändel unter dieser Verkleidung alter Namen vorgestellt zu sehen wünschte. Er hat also von dem Alten nur beibehalten, was sich eben diesem Zwecke fügte, und das neu Ersonnene wunderlich damit vermengt. Das Buch ist in der dresdenschen Bibliothek befindlich, von woher wir es lange in Händen gehabt haben.

Dieß Verfahren Tressans wäre unglaublich, wenn man nicht wüßte, wie unkritisch und ohne alle gründliche Gelehrsamkeit die Franzosen bei Bekanntmachung ihrer einheimischen Alterthümer zu Werke zu gehen pflegen. Sie thun immer schön mit ihrem, wie sie meinen, und wie es selbst meint, unendlich geschmackvollen Publikum; es ist immer, als ob sie sich entschuldigten: 'Nehmt es doch ja nicht übel, daß wir euch mit diesem einfältigen alten Zeuge behelligen; wir wißen, daß es Eurer nicht würdig ist; wir wollen auch so leicht als möglich darüber hinhüpfen'. Eben so haben sie es mit den fabliaux gemacht. Daß das Alte doch wirklich mehr werth sein könnte, als ihre willkürlichen Verbrämungen, fällt ihnen nicht im Traume ein. Dennoch sind diese neufranzösischen Auszüge, wie die Herausgeber mit Recht bemerken, die Quelle unserer neueren Rittergedichte geworden. Wielands Oberon und Alxingers Doolin sind unstreitig bloß aus dem Tressan, ohne Bekanntschaft mit den Originalen, geschöpft.

Wir fanden in der jenaischen Bibliothek einen älteren Druck der französischen Magelone in gothischer Schrift, als den, welchen Tressan mitten unter den Reichthümern der parisischen Büchersäle anzuführen weiß, und machen vorläufig die Herausgeber aufmerksam darauf, auf den Fall, daß die Reihe an dieses beliebte liebliche Volksbuch kommen wird. Dieses beiläufig.

Ein merkwürdiger Zug von der Ansicht, die unsre wackern Altvordern von sittlicher Würde und Reinheit hatten, ist es, daß der

von Vribert die Fortsetzung des Tristan einem jungen Fürsten zu Liebe unternahm, dessen Erzieher oder wenigstens Begleiter er war, wie es scheint. Er sagt (wir emendieren im Abschreiben) gleich im Eingange:

Daß aber ich diese Arbeit
Hab' meinem Sinne fürgeleit,
Das machet eines Herren Tugend;
Sein hoher Adel, sein' edle Jugend
Es mir gebot und mich sein bat.
Der Treuen Steig, der Zùchte Pfad
Hat er mit angebornen Tritten
Geebnet nach herrlichen Sitten u. s. w.

Dieser junge Fürst hieß Reymund von Luxemburg. Nach einer engen Sittenrichterei könnte dieser Roman für anstößig und verführerisch erklärt werden. Denn Tristans Liebesverständniß ist nicht nur ein unerlaubtes, er begeht sogar eine Untreue an seinem Könige durch Verführung seiner Gemahlin. Aber ein Verhängniß entschuldigt seinen Fehltritt, sein Unglück und Tod büßt ihn ab, und die zartesten und edelsten ritterlichen Tugenden, deren Spiegel er ist, sind Fürbitter gegen jedes strenge Gericht. Und so durfte Vribert, wenn er mit Recht von seinem Zöglinge rühmte:

Ja, rein ist seines Herzens Grund,

dem jungen Gemüthe dieses wehmüthig wollüstige Bild auch ohne Bedenken vorhalten.

Der Name des 'Fierrabras' ist uns Allen längst durch den Cervantes bekannt, der mit seiner unvergleichlichen Heiterkeit erzählt, wie Don Quixote sich unterstand, den Balsam des mohrischen Riesen, der ihn unverwundbar machte, nachzubrauen, welches seinem Schildknappen so überaus übel bekam. Hieraus sehen wir also, daß dieser Roman ein bekanntes spanisches Volksbuch war, wiewohl der Name des Helden und vieles Andre einen französischen Ursprung verräth. Wir finden aber noch eine andre Hinweisung auf diese Dichtung in der spanischen Litteratur. Der göttliche Calderon hat eines seiner glänzendsten phantastischen Schauspiele, die Brücke von Mantible (jetzt im zweiten Bande des spanischen Theaters von A. W. Schlegel übersetzt), darauf gebaut. Der Abdruck des alten Ro-

mans gewinnt ein neues Interesse dadurch, daß wir ihn als Stoff mit der durchaus umbildenden Behandlung eines der größten romantischen Künstler vergleichen können. Die Hauptzüge hat Calderon beibehalten: den Wunderbau der Brücke, die trotzigen Thaten des Fierrabras, seine Gefechte mit den fränkischen Rittern, selbst wie der Schildknappe Guarin gegen Dank und Willen für seine Tapferkeit berühmt wird, die Liebe der Floripes zum Guido von Bourgogne, die Ermordung des Brutamonte durch ihre Hand, ihre Einschließung und Aushungerung mit den übrigen Pairs von Frankreich in dem Thurm, endlich die Eroberung der Brücke und ihre Errettung durch einen großen Sieg. Aber wie hat Calderon, ohne Schaden der Keckheit, alle Spuren von Rohheit wie mit einem ätherischen Hauche abzustreifen, und bei der theatralischen Zusammendrängung und unendlich vielen Auslaßungen die Dichtung dennoch zu bereichern und ihre Farben zu erhöhen gewußt! Dieses sei ohne Nachtheil des alten Romans gesagt, der in seiner Derbheit und bis zum Muthwillen trotzigen Kampflust höchst lebendig, ergötzlich und unbewußter Weise drollig ist. Alle Striche sind scharf und entschieden, alle Bewegungen gleichsam eckig und gespreizt, wie in manchen alten Zeichnungen. Was geht über den phlegmatischen Uebermuth des Fierrabras, der sich mit dem gegen ihn so kleinen und noch dazu verwundeten Olivier erst gar nicht schlagen will! Das Uebermaß des Kraftgefühls macht sich hie und da in allerlei Ungehörigkeiten Luft. Karls und seiner Ritter Verhältniß ist nicht immer das feinste, überall geht es handfest zu. Auch das Christenthum ist eine ritterliche Waffe, womit, bei aller Andacht vor dem Heilthum, nach Gelegenheit darein geschlagen wird. Wer muß nicht lächeln, wenn der Herzog Naimas von Baiern zu Rolanden sagt: 'Laßet mich schaffen; mit der Hülfe Gottes und seiner Heiligen will ich ihm so viel Lügen sagen, daß wir durchgelaßen werden'. Ueberhaupt kann man das Ganze als eine etwas nachdrückliche Heidenbekehrung betrachten. Das Heidenthum ist sehr gut begriffen, als eine mit sich selbst zufriedene und zur Schau getragene Bestialität. Dieß geht in der Schilderung bis zur Verwegenheit, wie z. B. der alte Sultan Baland sich durchaus nicht zur Taufe bequemen will, sondern das Taufwaßer verunreinigt. Die Heiden mißhandeln ihren Gott Mahomet erbärmlich, so oft es ihnen nicht nach Wunsche geht,

aber auch Karl hat heidnische Anwandlungen, wenn er droht: 'Ich schwöre zu Gott, ist es, daß Olivier von diesem Heiden erschlagen wird, so will ich im ganzen Frankreich weder Priester, Mönche, Klöster, noch Kirchen nicht laßen, sondern will alle Kirchen und Klausen, Kreuze und Altäre, Mönche und Nonnen mit einander thun verbrennen.' Eine artigere Vermischung des Heiligen und Lüsternen ist es, wie die schöne Floripes bei der Taufhandlung bis auf den Gürtel entkleidet wird, und nun eine überaus reizende Beschreibung ihrer Schönheit folgt, wobei es heißt: 'Sie war in allen ihren Gliedmaßen also wohl erschaffen, daß sie in vielen Herzen heimliche Liebe und Begierde erweckte; und insonderheit der Kaiser, wiewohl derselbige alt war, doch so ward er selber zu etwas Gedanken durch ihre Schöne gereizt.'

Wir finden dasjenige sehr treffend, was die Herausgeber über den Charakter der Romane von Karl dem Großen und seinen Pairs im Vergleich mit denen vom Artus und der Tafelrunde sagen. Die zarteste, feinste Blüthe der Ritterschaft ist unstreitig in den letzteren zu suchen. Jene sind nicht weniger biderbe, aber ungezügelter in den Ausbrüchen der Leidenschaft und derber in der ganzen Sinnesart. Doch wird sich auch hierin eine Stufenfolge nachweisen laßen. Je älter, je ernster und gehaltner. In Turpins Chronik selbst, die Fr. Schlegel seinen Romanzen zum Grunde gelegt, in den beiden von Schilter mitgetheilten Stücken in deutschen Reimen ist der Begriff des Märterthums im Sarazenen-Kriege vorwaltend; der Gesammt-Eindruck ist elegisch. Die späteren Bearbeitungen werden immer fröhlicher, ausgelaßener, toller, ungefähr wie das Heldenbuch. Gewissermaßen geht dieß bis auf den Ariost fort.

Alle diese Unterschiede werden sogar für die Geschichte des Ritterthums höchst merkwürdig, wenn man erwägen will, daß im strengsten Sinne niemand etwas erdichten kann, und daß die Wirklichkeit zu allen Schöpfungen der Phantasie, den wesentlichen Bestandtheilen nach, erst das Vorbild hat aufstellen müßen.

Welch einen Abstich macht hiegegen Pontus, ein Roman aus weit späterer Zeit. Wir möchten ihn schwerlich über die letzte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinaussetzen. Das kühne Wunderbare herrscht nicht darin, die Erfindung ist gering, dagegen aber die Gesinnung und Sitte ungemein zart und züchtig. Es ist, wie es in

der späteren Nachschrift genannt wird, 'eine ruhmreiche, schöne und fruchtbare Historie, voller Wunderwerke Gottes, Zucht, Scham, ritterlicher Thaten und höflicher Sitten'. Was uns diesen Roman besonders werth machen muß, ist, daß er im fünfzehnten Jahrhundert von einer edlen Fürstin, Eleonora, gebornen Prinzessin von Schottland, Gemahlin Erzherzogs Siegmund von Oesterreich ins Deutsche übertragen worden. Diese fremde Fürstin hatte sich also unserer Muttersprache so bemächtigt, daß sie für die damalige Zeit untadelich und zierlich ein Buch darin abfaßen konnte. Wie viele deutschgeborne Fürstinnen wären heutzutage wohl im Stande, das Gleiche zu leisten, und wie sollten sie es auch bei der leidigen wälschen Erziehung, die sie meistens bekommen? Ueberhaupt hielt man damals diese jetzt so verschmähten Romane in hohen Ehren. Die Melusina hat Thüring von Ringoltingen aus Bern, wo wir nicht irren Schultheiß daselbst, um das Jahr 1470. ins Deutsche übersetzt, und vermuthlich ist seine Arbeit der Text des noch jetzt verbreiteten Volksbuches. (S. über ihn und die Erzherzogin Eleonora Johannes Müllers Geschichte der Schweiz IV. S. 274. und 554.)

Fast möchten wir glauben, auch das Original des Pontus rühre von einer weiblichen Hand her; eine so große Zärtlichkeit für die Ehre der Frauen wird darin überall bewiesen, eine so strenge Sittsamkeit beobachtet, und das Gefühl vor der leisesten Verletzung bewahrt, so daß die Liebe, ganz der Zucht unterthänig, kaum noch als eine Leidenschaft auftreten darf, und sich nur als die Huldigung des ganzen Lebens stätig und schweigend kund giebt. Das Buch trägt das romanenreiche Bretagne als sein Vaterland an der Stirn; die Nennung so vieler französischen Geschlechter aus der dortigen und umliegenden Gegend ließe vielleicht die Zeit und den Anlaß der Entstehung näher bestimmen. Die ausländischen Namen der Städte, Länder, Personen und Geschlechter haben in den alten Drucken die stärksten Verfälschungen erlitten. Theils erlaubte man sich, sie nach der Aussprache anders zu schreiben, theils fielen dabei immer zunehmende Druckfehler vor, indem vermuthlich sowohl Setzer, als Korrektoren sich nichts Bestimmtes dabei dachten. So heißt der Herzog von Bourgogne im alten Buch der Liebe verschiedentlich Herzog von 'Bomgotzne', Lusignan Herr von 'Lesingen' u. s. w.

Die Herausgeber haben hierin schon Manches berichtigt, doch möchten wir ihre Konjektural-Kritik noch ferner in Anspruch nehmen; und das hie und da Versäumte würde sich vielleicht in einem erklärenden Namenregister am Schluße mehrerer Bände am füglichsten nachbringen laßen. Zweimal finden wir z. B. einen seltsam entstellten Namen; in der Einleitung S. LI. 'die von 'Amow' und von Mayn', und im Pontus S. 391. 'gen 'Avion' und Maine'. Beide Male soll es ohne allen Zweifel heißen 'Anjou', und die Verfälschung ist aus der alten Schreibweise, wo die i, n und u ohne Unterschied in einander laufen, leicht zu begreifen. Nicht immer ist Gleichförmigkeit beobachtet. So heißt im Fierrabras der mohrische König Sortibrant einmal 'von Cunnieber', ein andermal 'von Conymbre'. Wir vermuthen, es ist Coimbra gemeint. Wenn die Namen schon durch ein ihnen fremdes Medium gegangen sind, so läßt man sie billig so; z. B. im Pontus 'Cornuaille' und 'Gallais' für 'Cornwallis' und 'Wales', weil die Dichtung französisch ist. Auch die schon hergebrachte Verdeutschung der Namen hat ihren guten Grund. Allein wir sehen nicht ein, wárum die Herausgeber nicht statt 'Haiteföle' 'Hautefeuille' hergestellt haben u. dgl. mehr. Jene Entstellungen sind doch immer störend.

Die Geographie der Ritterromane, sowohl die ganz fabelhafte, als die schon wirklich historische, bietet überhaupt große Schwierigkeiten dar. Die Herausgeber bemerken mit Recht, daß 'Cologne' in Gallizien, S. 272., Corunna ist. Derselbe Name kommt etwas verändert in Fierrabras vor, S. 146., 'Kolonien' in Gallizien. Aber was ist das dicht dabei stehende 'Reußen'? Was ist das Königreich 'Erwonys', S. 391., das von Bretagne aus jenseit des Meeres liegen soll? Ist die Stadt 'Regnusa' etwa Rennes? Der alte Name war Redones. Was ist der Hafen 'Dorbe', ebenfalls in Bretagne? Was der Hafen 'Anthoni' in England? Auf unsern Charten dürfte sich dieß alles schwerlich finden.

Wenn wir vorhin versicherten, daß diese Romane in der Form, wie sie hier gegeben sind, sich ganz leicht weglesen laßen, so war dieß nicht so gemeint, als ob nicht mancherlei schwierige Forschungen darüber angestellt, und dabei viel Gelehrsamkeit und Kritik aufgewandt werden könnten. Doch, wie gesagt, für das, was uns von dieser Seite zu wünschen übrig bleibt, wird ein historisches und geo-

graphisches, ja auch mythologisches Namenregister die bequemste Form sein.

Für das fernere Sammeln zu ihren Zwecken machen wir die Herausgeber auf die kurfürstlich hannöverische Bibliothek aufmerksam. Sie enthält nicht nur kostbare Handschriften, unter andern eine sehr alte und schöne vom Titurel, sondern auch viel Handschriftliches und noch Ungenutztes von dem großen Forscher unsrer geschichtlichen und Sprach-Alterthümer, Leibnitz, und dem unter ihm arbeitenden Eccard. Wir erinnern uns, vor einem gedruckten alten Ritterroman den Versuch einer historischen Deutung von Leibnitzens eigner Hand beigeschrieben gesehen zu haben.

Dürfen wir den Herausgebern für die Fortsetzung einen Rath geben, so würden wir darauf antragen, unter den übrigen im alten Buch der Liebe enthaltenen Stücken folgende drei auszuschließen: Theagenes und Chariklea, Flor und Blankeflor und den Ritter vom Thurn. Das erste ist diesem Kreiße ganz fremd. Das zweite ist eine Uebersetzung vom Filocopo des Boccaz, welches wieder nichts anders ist, als ein mißglückter Versuch, die liebliche idyllische Geschichte von Floris und Blanscheflur durch Mythologie, Rhetorik und antikes Kostum zum heroischen Roman hinaufzuschrauben. Es ist das verfehlteste unter allen prosaischen Werken des Boccaz, und wie dieser große Künstler in allen Dingen gründlich war, so ist er auch hier im Verfehlen der ächten Darstellungsweise wirklich ausgezeichnet. Der Uebersetzer ist mit so weniger Kenntniß zu Werke gegangen, daß er die Namen der Götter und alten Römer unverändert nach der italiänischen Umgestaltung aufgenommen hat, und also sagt: der Abgott Marte, der weise Catone u. s. w. Von Floris und Blanscheflur haben wir die meisterliche Bearbeitung eines Minnesingers; die Herren Bruns und Eschenburg haben uns mit einem kürzeren plattdeutschen Gedicht über denselben Gegenstand bekannt gemacht. Sollte es nicht auch eine alte, nicht aus dem Boccaz geschöpfte prosaische Bearbeitung geben? Der Ritter vom Thurn ist kein Roman, sondern ein Lehrbuch, aus allerlei, zum Theil biblischen Geschichten bestehend, die den Frauen zur Warnung und zum Beispiel dienen sollen. Auch heißt es 'Spiegel der Tugenden und Ehrsamkeit der Weiber und Jungfrauen'. Das französische Original, le chevalier de la Tour, ist bekannt. Drei im Buch

der Liebe enthaltene Stücke sind noch gangbare Volksbücher: Oktavian, Magelone und Melusine. Es empfehlen sich also zunächst zum Abdruck Ritter Galmy (von Pellegrin [Fouqué] in halb epischer, halb dramatischer Form erneuert); Camillus und Emilia; Gabriotto und Reinhart; Herzog Herpin; und Herr Wigoleis vom Rade. Außerdem giebt es noch viele nicht im Buch der Liebe, sondern bloß in einzelnen Drucken vorhandene Romane, welche die Herausgeber schon aufzutreiben wißen werden, als Josaphat und Barlaam, Hug der Schapler u. a. Der letztgenannte ist eine fabelhafte Erzählung von der Erhebung des Hugo Capet zum Thron, woraus der berüchtigte Vers des Dante hergeflossen, über welchen Franz I. in so großen Zorn gerieth, da Hugo Capet sagt:

Fui figlio d'un beccajo di Parigi,

und welchen die Ausleger verkehrt gedeutet, weil sie jene Ueberlieferung nicht kannten.

Die Volksromane bleiben billig für die Folge aufgespart, da bei ihrer allgemeinen Verbreitung wenigstens ihr Untergang nicht zu besorgen steht, wenn sie gleich gar sehr eine Reinigung des Textes bedürfen, und es auch den Genuß ihrer Lesung um ein Beträchtliches erhöhen wird, wenn man diese Büchlein, die man nur unter einer kümmerlichen, verwahrlosten äußern Gestalt kennt, einmal sauber und genau abgedruckt vor sich sehen wird. Sollte die Neigung des Publikums die Bemühungen der Herausgeber fortwährend unterstützen, so dürfte dann wohl die Reihe an die alten Uebersetzungen des Amadis und seiner Fortsetzungen kommen, welche in den spanischen Originalen theils den meisten Lesern unzugänglich, theils auch sehr selten geworden sind. Freilich gehen diese Romane sehr in die Breite. Die ersten vier Bücher sind, wo wir nicht irren, in einem Foliobande vorhanden. Der Verfaßer dieser Anzeige besitzt das achte und neunte Buch des Amadis deutsch, deren jedes einen starken Band in klein Oktav oder Duodez ausmacht, und, falls die Herausgeber ihren Plan so weit ausdehnen sollten, wird er sich ein Vergnügen daraus machen, sein Exemplar zu diesem Behufe herzuleihen. Der Amadis war wegen der Wohlredenheit so berühmt, daß damals die Reden und Briefe daraus unter dem Titel 'Schatzkammer der XXIV Bücher des Amadis aus

Frankreich' besonders gesammelt worden. Ob diese Uebersetzungen unmittelbar nach dem spanischen Original, oder nach der französischen Uebersetzung gearbeitet sind, wird sich ausmitteln laßen. Die spanische Sprache war doch unter Karl V. ziemlich in Deutschland verbreitet.

Ein Grund, warum es allen Verehrern der vaterländischen Denkmäler um so angelegener sein muß, solche Unternehmungen, wie das gegenwärtige, zu unterstützen, liegt in den Zeitumständen. Man muß eilen, das noch Vorhandene durch neue Abdrücke zu retten, sonst möchte es zu spät sein. Durch die Einziehung der Klöster und andre Besitzveränderungen, welche dieses Zeitalter, wo alle bis jetzt bestandenen Einrichtungen eingestürzt oder in ihren Grundfesten erschüttert sind, herbeigeführt, wird dasjenige, was Jahrhunderte lang in Büchersammlungen sorgfältig verwahrt worden, zerstreut und versplittert, oder gar ins Ausland entführt, wie es ja noch neulich den Schätzen der wolfenbüttelschen Bibliothek ergangen ist. Schon in Folge des unseligen dreißigjährigen Krieges kam der manessische Codex der Minnesinger nach Paris und über hundert andre in den Vatikan, wo sie für immer ungenutzt verborgen hätten liegen mögen, wenn der Eifer deutscher Gelehrten sie nicht aufgespürt hätte. Denn die auswärtigen Litteratoren, welche sich mit solchen Erwerbnissen brüsten wollen, da sie nicht einmal das heutige Deutsch, geschweige denn Altdeutsch verstehen, gemahnen einen gerade wie Harlekin im Lustspiel, der einen Brief entwendet, und sich hinterdrein besinnt, daß er nicht lesen kann.

Den Lesern, welche sich noch nicht mit den Ueberresten der romantischen Vorzeit beschäftigt haben, und ihren Sinn für deren Verständniß und Genuß zu wecken wünschen, empfehlen wir, nebst der Einleitung der Herausgeber, die geistreiche Schrift des Hrn. Prof. Görres über die deutschen Volksbücher, welche in diesen Blättern vom Verfaßer selbst, also nur mit Berichtigung einiger eingeschlichenen Versehen, und nicht mit dem gebührenden Lobe, angezeigt worden ist. Ueber manches Einzelne kann man anderer Meinung sein; im Ganzen ist die Ansicht ächt und eindringend, und an seiner beseelten Schreibart besitzt der Verf. eine Fülle von Zauberformeln, um die in jenen Dichtungen lebende Phantasie wieder aus ihrem Grabe heraufzubannen. Hrn. von der Hagen und

Hrn. Dr. Büsching aber möchten wir durch diese wohlgemeinte Anzeige nachdrücklichst auffordern, sich doch ja nicht abschrecken zu laßen, sondern auf der Bahn eines Goldast, Opiz, Leibnitz, Eccard, Schilter, Scherz, Oberlin und so mancher andern noch lebenden vortrefflichen Männer wacker fortzugehen.

Ludovico Ariosto's Rasender Roland, übersetzt von J. D. Gries. Jena 1804...1808. IV Theile.

Es ist eben so erstaunenswürdig als erfreulich, zu sehen, wie sehr unsere Sprache in einem kurzen Zeitraume durch vielseitige Bearbeitung an Gewandtheit für die Kunst des Versbaues überhaupt, und insbesondere für die Kunst der poetischen Uebersetzungen gewonnen hat. Was vor einer nicht sehr beträchtlichen Anzahl von Jahren noch für unmöglich galt, wird jetzt mit Erfolg, ja mit anscheinender Leichtigkeit geleistet. In den siebziger Jahren wurde im Teutschen Merkur der erste Gesang des rasenden Roland von Werthes in ächten Oktaven mitgetheilt. Wieland fand dieß ein mißliches Unternehmen, das schwerlich durchzuführen sein möchte, und äußerte dabei, die freie Versart des neuen Amadis in längeren und kürzeren Jamben mit untermischten Anapästen würde wohl die passendste für eine Uebersetzung des Ariost sein.

Diesen Rath hat Schmitt bei Uebertragung des geraubten Eimers in gewissem Grade befolgt: allein die Kenner der italiänischen Poesie werden darin gewiß nicht eine dem Original entsprechende Form erkennen. Werthes ließ sich nicht abschrecken, und gab wirklich einen Band seines Ariost heraus. Er ließ es jedoch bei den ersten acht Gesängen bewenden, und in der That sind die Aufopferungen, welche

ihm das Versmaß auflegte, so beschaffen, der sichtbare Zwang und die Härten sind so groß, daß man die unterbliebene Fortsetzung nicht sehr bedauern darf. Der Verf. dieser Anzeige lieferte im Athenäum (B. 2. H. 2.*)) den eilften Gesang ebenfalls in Oktaven; er lernte bei dieser Gelegenheit die Schwierigkeiten der Unternehmung kennen, und es war nicht seine Absicht weiter zu gehn. Gries, der sich schon durch seine unter eben so strengen Gesetzen vollführte Uebersetzung des befreiten Jerusalems vielen Beifall erworben, hat zuerst mit dem Talent die Beharrlichkeit vereinigt, welche dazu gehört, sich durch Ariosts sechs und vierzig lange und nicht immer gleich anziehende Gesänge durchzuarbeiten, und jetzt zum erstenmal besitzen wir reizenden Dichtungen des Meister Ludwig in einer ihrer nicht unwürdigen Gestalt, und können sie mit einem großen Theil des Genußes, welchen das Original gewährt, in unserer Sprache lesen. Wer in solchen Fällen das Ganze im rechten Sinne vollendet, dem wird billig der Kranz gereicht. Das Werk steht einmal da, und hält sich selbst. Sollte auch im Einzelnen noch nachzuhelfen sein, sollte auch Ariost in manchen Stücken wegen der Natur seiner Sprache und seiner darin einheimischen Kunst immer unnachahmlich bleiben, so ist doch die Hauptschwierigkeit überwunden.

Es wird hier nicht am unrechten Orte sein, die Litteratur der bisherigen deutschen Uebersetzungen des Ariost in Erinnerung zu bringen. Die älteste, wo wir nicht irren, war von Dietrich von dem Werder (auch Uebersetzer des Tasso) einem Zeitgenoßen und Freunde Opizens: sie ist in Stanzen, geht aber nur bis zum dreißigsten Gesange. Wir

*) [S. A. W. S.s Werke Bd. IV. S. 93. ff.]

haben dieses ziemlich selten gewordene Buch nicht vor uns, um sagen zu können, wie schätzbar die Arbeit für die damalige Zeit war, und ob Gries irgend etwas davon hat benutzen können, und benutzt hat. Späterhin kam, wie es scheint, Ariost den Deutschen gänzlich aus der Kunde, besonders in der gottschedischen Periode, vermuthlich wohl, weil sein Werk nicht für eine regelrechte Epopöe galt. Dieß hat uns vor einer Uebersetzung oder Umkleidung desselben in Alexandrinern bewahrt, wie sie damals vom Tasso gefertigt worden. Die ersten Nachrichten vom rasenden Roland, wie von einer neu entdeckten Insel, gab vor etwa fünfzig Jahren Meinhard. Von dem kläglichen Zustande des Studiums der italiänischen Poesie und der Kunst dichterischer Nachbildung und vieler andern Dinge in jener Zeit zeugt es, daß Lessing diese dürftige Kompilation aus den italiänischen Litteratoren, diese Uebersetzungen in schleppender Prosa, mit wäßerichten Auszügen und Nutzanwendungen verbrämt, anpreisen konnte. Eine Anzahl Jahre später traten zwei prosaische Uebersetzer auf, Heinse mit großem Aufheben von der Wichtigkeit seines Unternehmens, und Mauvillon. Der letzte warf jenem vor, nicht einmal den Sinn seines Originals gefaßt zu haben. Auch über den Namen des Gedichtes konnten sie nicht einig werden: der eine behauptete, es müße 'der wüthende Roland' heißen. Unstreitig ist aber 'der rasende Roland' richtiger, denn Rolands Wuth wird nur als eine Folge seines Wahnsinnes vorgestellt. Es verlohnt jetzt nicht der Mühe, auszumitteln, wer von beiden es weniger schlecht gemacht: wir verstehen den Ariost hinlänglich, um keiner Ausleger zu bedürfen, und heut zu Tage wird wohl niemand dieses Gedicht, von der unentbehrlichen Zier der Verse und Reime entkleidet, für genießbar halten. Der ungefähr gleichzeitige

Versuch von Werthes wurde schon oben erwähnt. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienen fünfzehn Gesänge des Ariost von einem gewissen Lütkemüller in reimlose Jamben übersetzt. Dieß war noch das Verfehlteste von Allem, wie es damals der Verf. dieser Anzeige in der Jenaischen allg. Lit.-Zeitung dargethan hat.*) Hr. Gries hat also alle seine Vorgänger ohne Widerspruch unermeßlich weit hinter sich gelaßen.

Der Grundsatz ist jetzt anerkannt, daß jedes Gedicht in seiner eigenen metrischen Form, oder wenigstens einer ihm so nahe verwandten, als die Natur der Sprache es nur irgend erlaubt, übertragen werden muß. Allein über den Grad der Annäherung im Silbenmaß, welcher ohne Gewaltthätigkeit gegen die Sprache möglich ist, finden verschiedene Meinungen statt. Wir gestehen es, wir sind überall, sowohl bei Nachbildungen aus den alten als neueren Sprachen, für die strenge Observanz. Was die Einführung der italiänischen Oktave im Deutschen betrifft, so wollen wir ebenfalls auf das Geschichtliche zurückgehen. Wieland erklärte sie bei der ersten Ausgabe des Idris nach der ganzen Strenge ihrer Regeln für unausführbar, und hatte sich die willkürliche Stellung der dreifachen Reime und den Gebrauch der Alexandriner und vierfüßigen Jamben vorbehalten. Nachher wählte er zum Oberon eine noch zwanglosere Versart: es war eigentlich weder eine Stanze, noch überhaupt eine Strophe, indem der Begriff der geordneten Wiederkehr ganz wegfiel, sondern bloß ein Abschnitt von acht beliebig gereimten freien jambischen Zeilen. Auch dieß fand viele Nachahmer. Die ältesten ächten deutschen

*) [S. oben die Rec. aus der A. L. Z. 1799. Nr. 136.]

Oktaven sind, wo wir nicht irren, einige von Harsdöfer in seiner Uebersetzung der Diana. In denen von Dietrich von dem Werder ist die Reimstellung beobachtet, aber aus den eilfsilbigen Versen sind Alexandriner geworden. Heinse gab als Anhang zu seiner nun verschollenen Laidion ein Bruchstück eines Gedichts in Oktaven; jedoch zuerst lehrte uns Goethe in zwei herrlichen Gedichten, Zueignung und die Geheimnisse den südlichen Wohllaut und die wahre Bedeutung dieses Silbenmaßes kennen, und nun erst faßte es Wurzel in unserer Sprache. Viele vortreffliche Dichter sind ihm darin nachgefolgt, und die ehemals für unüberwindlich gehaltene Schwierigkeit ist dermaßen beseitigt worden, daß wir nebst vielen wohllautenden, gedrängten, schwungvollen Stanzen in eigenen Gedichten und Nachbildungen auch eine wahre Sündflut von eintönigen, schleppenden, nachläßig hingeschütteten erhalten haben. Man ist darüber einverstanden, daß die schöne Anordnung der Reime und die gleiche Länge der Zeilen der Versart wesentlich sei; nur in Absicht auf den Gebrauch der männlichen und weiblichen Reime weicht man von einander ab. Einige ziehen die Stanze mit fünf weiblichen Reimen vor, und zu diesen gehört Gries; Andere unterwerfen sich dabei gar keiner Regel; noch Andere haben, besonders in Nachbildung der spanischen und italiänischen Dichter, sich lauter weiblicher Reime bedient, worin ihnen schon Goethe in einigen Strophen der erwähnten Gedichte mit seinem Beispiele vorgegangen ist. Es läßt sich leicht nachweisen, daß die Regel des unverbrüchlichen Wechsels der männlichen und weiblichen Reime erst in Opizens Zeitalter aus Nachahmung der französischen und holländischen Dichter eingeführt worden ist: die Minnesänger achten selbst bei dem künstlichsten Strophenbau nicht darauf. Volksmäßige Lieder-

weisen mit lauter männlichen Reimen sind längst unter uns üblich gewesen. Ueberhaupt kommen die von den Franzosen ohne Rücksicht auf die verschiedene Natur der beiden Sprachen angenommenen Regeln immer mehr in Abgang. Zu Gottscheds Zeit hielt man strenge auf die Vermeidung des Hiatus; seitdem hat man eingesehen, daß diese Sorgfalt, in demselben Umfange angewandt, wie in den französischen Versen, in unserer Sprache einestheils überflüßig, anderntheils unmöglich ist. Bürger hielt noch auf Beobachtung des Abschnittes nach der vierten Silbe in den fünffüßigen gereimten Jamben; die Oktaven seiner angefangenen Erzählung Bellin sind durchgängig so gearbeitet. Im Französischen kann der zehnsilbige Vers dieser eintönigen Gebundenheit nicht entbehren, wenn er hörbar bleiben soll. Unsere in andern Stücken weit mehr geordneten Jamben laden uns zur freiesten Mannichfaltigkeit der Abschnitte ein. Es wäre seltsam, wenn wir die Gesetze des Wohlklanges von der unter allen anerkanntermaßen am wenigsten musikalischen Sprache erlernen müßten. Seit einiger Zeit neigt man sich in gereimten Gedichten, nebst Wiederbelebung der alten einheimischen, zu den italiänischen und spanischen Weisen hin. Was hierin geleistet worden, ist freilich noch zu neu, als daß er die Probe der Zeit schon bestanden haben sollte: indessen scheint es von den Lesern, welche sich unbefangen den Eindrücken überlaßen, ohne zu fragen, durch welche Mittel das ihnen verschaffte Vergnügen zuwege gebracht worden, nicht ohne Wohlgefallen aufgenommen zu werden. Wie es zu gehen pflegt, sind auch Gegner der Neuerung aufgetreten; die Sonette, Terzinen, Decimen u. s. w. haben sich einen ordentlich persönlichen Haß einiger Kritiker zugezogen. Wir fürchten, daß diese unschuldigen Gedichtformen

für ihre Verfaßer und Einführer im Deutschen büßen müßen. In einer weitschweifigen Abhandlung, angeblich über Bürgers Sonette, hat *) man uns unlängst dargethan, daß von je viel schlechte Sonette geschrieben worden seien, was wir freilich längst wußten. Dieß Argument ist mit dem einfachen logischen Schluß zurückzuweisen, daß der Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebt. Welches Silbenmaß, vom Hexameter an, könnte bestehen, wenn es für alle steifen und hölzernen, oder schwachen und schleppenden Ausfüllungen verantwortlich sein sollte? Der verstorbene Fernow hat sich in einer Abhandlung 'über die Nachahmung des italiänischen Verses in der deutschen Poesie' in der Zeitschrift 'Prometheus' mit viel übler Laune gegen die neuere Weise aufgelehnt. Er erklärt alle bisher in lauter weiblichen Reimen abgefaßten Uebersetzungen aus den südlichen Sprachen für ungenießbar. Dieß ist ein harter Ausspruch von einem Grammatiker, der selbst nie etwas Ersprießliches für den deutschen Versbau ans Licht gefördert hat. Sollte einer ganzen Dichterschule (so dürfen wir es nennen), in welcher sich unleugbar ausgezeichnete Talente finden, nicht auch eine Stimme darüber zustehn, was dem deutschen Ohr gefällig sein kann oder nicht? Es gilt wenigstens den Versuch, ob nicht etwa bloß eine entgegengesetzte Gewöhnung bisher für manche wirkliche Schönheiten in der Art zu reimen unempfänglich gemacht habe. Ueber das Genießbare wird der Geschmack des deutschen Publikums auf die Dauer entscheiden. Uebrigens sind Fernows Anmerkungen leicht zu berichtigen. Der italiänische Vers soll und kann nicht ohne alle Veränderung im Deutschen nachgebildet werden. Er hat

*) [Voß in der Jen. A. L. Z. 1808. Nr. 128. ff.]

in der freien Accentuation und der häufigen Elision der Vokale, die in der Silbenzählung nicht mitgerechnet, aber dennoch ausgesprochen werden (eine Weise, welche auch die Griechen in ihren Schauspielen gehabt zu haben scheinen), Mittel der Mannichfaltigkeit, die uns abgehen. Wer indessen die besten Vorleser in Italien gehört hat, wird wißen, daß diese scheinbare Mannichfaltigkeit sich für das Ohr in einer ziemlich eintönigen Melodie verliert. Ein ungefährer Wechsel der Längen und Kürzen oder betonten und unbetonten Silben ist unserer Sprache nach ihrem ganzen Bau natürlich, und war von jeher, wie die ältesten dichterischen Denkmäler ausweisen, volksmäßige Sitte. Deswegen mußte auch Rudolf Weckherlins, wiewohl geistreicher, Versuch, unsern Alexandriner nach den Freiheiten des französischen zu bilden, ohne Folge bleiben. Unser bestimmterer Jambe findet eben wegen seiner Bestimmtheit in geringeren Abweichungen eine ergiebige Quelle des Wechsels, wie es unsere besten Dichter durch die That gelehrt haben. Was die ununterbrochenen weiblichen Reime betrifft, so sollen sie nach der Behauptung einiger Kritiker dem deutschen Verse außer einer unerträglichen Eintönigkeit auch eine zerfloßene Weichlichkeit geben. Unsere Sprache hat sich weniger vor diesem Fehler, als vor abstoßender Härte zu hüten: der starke Knochenbau wird immer durchscheinen, wenn er auch mit fließenden Umrißen bekleidet wird. Es ist wahr, wir haben den Vortheil der tönenden offnen Vokale in den weiblichen Endungen, den das Italiänische besitzt, längst verloren; die tonlose Silbe nach der betonten hat meistens nur ein E, und unsere meisten weiblichen Reime gehen auf 'en' aus. Klopstock lobte diese Endung wegen ihrer Gelindigkeit als ein Milderungsmittel des deutschen Klanges. Nicht zu erwäh-

nen, daß wir doch einige, wiewohl seltnere, weibliche Reime mit andern Vokalen in der zweiten Silbe haben (z. B. die auf ung und ig), welche wir durch Zusammensetzung des Reimes aus zwei Wörtern noch beträchtlich vermehren können, gewährt uns die Verschiedenheit der Schlußkonsonanten (z. B. et, er, ert, ern, el, elt, eln, es, ens u. a.) Mittel genug, die verschlungenen weiblichen Reime so sehr gegen einander abstechen zu laßen, als wir wollen. Jedoch ist dieß keineswegs immer erforderlich, und es läßt sich zeigen, daß die grösten südlichen Verskünstler oft mit Absicht das Gegentheil gethan. (So wechseln in einem Sonette des Petrarca die Reime alli und elli; in den spanischen Dichtern häufig aros und eros.) Für den durchgängigen Gebrauch der weiblichen Reime in Nachbildung des Italiänischen spricht das Beispiel der Spanier und Portugiesen, welche ungefähr eben so reich an männlichen Reimen sind als wir, und dennoch bei Aufnahme der italiänischen Silbenmaße, und für diese, die italiänische Weise zu reimen mit Glück eingeführt haben. Der weibliche Reim ist an sich der schönste (wir müßten zu tief in die Gesetze des Wohllautes eingehen, um den Beweis hier zu liefern); er läßt sich gar wohl ohne Zwang herbeiführen; es kommt also nur darauf an, die anderweitigen Nachtheile dagegen zu erwägen.

Die Absicht ist gar nicht, irgend eine schon übliche Vers- oder Reimart zu verwerfen. Wir glauben vielmehr, daß eine Poesie wie die unsrige, die bei der Entladung von willkürlichem Regelzwange nach dem bedeutsamstem und kunstreichsten Ausdrucke für jede Eigenthümlichkeit strebt, nie einen allzugroßen Ueberfluß an Formen haben könne. Auch die an sich weniger schönen wird der rechte Künstler schon zu geschickten Werkzeugen der Darstellung zu machen wißen.

Wir können uns nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit den Wunsch zu äußern, daß den Bedürfnissen der poetischen Technik durch gründliche Schriften darüber abgeholfen werden möchte. Die Deutschen sind sehr bei der Hand mit spitzfindigen philosophischen Theorien über die schönen Künste, woraus der Künstler sich nicht das Geringste nehmen kann. Wie übel es abläuft, wenn man nach solchen hohlen Allgemeinbegriffen Kunstwerke zusammensetzen will, haben wir leider erlebt. In den praktisch brauchbaren Theorien stehen wir sehr gegen andre Nationen zurück, und unsre Grammatiker, solche ausgenommen, die selbst Dichter waren, haben sich jetzt nur *) um die Ausbildung der Dichtkunst verdient gemacht.

Für die eigentliche Prosodie, oder die Entwickelung der Gesetze der Längen und Kürzen in unsrer Sprache ist durch die Schriften von Klopstock, Moriz und Voß hinlänglich gesorgt, wenn sie schon nicht immer unter einandee einig sind. Dagegen fehlt es an einem Werk über die Behandlung der alten Silbenmaße im Deutschen, über den Grad der Strenge und Genauigkeit, über die nothwendigen, anzurathenden und zu vermeidenden Veränderungen, womit sie im Deutschen nachzuahmen sind. Hiebei müßte man freilich auf die Quelle zurückgehn: auf das ganze System der alten Metrik, und auf die verschiedne Behandlung derselben Versarten bei den Griechen und Römern, welche letztere uns schon zum Beispiele dienen kann, wie die Natur der Sprache hier einwirkt. Vor allen Dingen müßte man sich hiebei hüten, nicht mit Hitansetzung der gültigen Auctorität der alten Grammatiker Alles unter eine auf kantischen Kategorien erbaute Theorie zu zwängen.

*) [nur? 'nicht' oder 'nie'.]

Ferner wären die Grundsätze der deutschen Accentuation in Bezug auf die gereimten Versarten zu entwickeln. Sowohl die einheimischen Reimweisen und Strophen, als die andrer Völker, welche am meisten Einfluß auf unsre Poesie haben, der Engländer, Italiäner und Spanier, auch der Franzosen, wären zu erörtern. Aus älteren Zeiten haben wir verschiedene Versuche hiezu, von Opiz, Philipp von Zesen u. A., woraus wohl noch Manches zu benutzen stände. Die Hauptsache wäre, in das Wesen und die Bedeutung sowohl der älteren als neueren Formen einzudringen, und darnach den Kreiß ihrer Anwendbarkeit zu bestimmen. Denn hierüber tappen sowohl die ausübenden Liebhaber, als die Beurtheiler häufig gar sehr in Dunkeln, und laßen sich durch mißverstandne Beispiele oder zufällige Antriebe leiten. Tausende schwatzen z. B. über das Sonett, oder schreiben auch wohl Sonette, ohne je darüber nachgedacht zu haben, was es ist und sein soll. Diejenigen, welche behaupten, daß es gar nichts bedeute, und also im Grunde eine mühselige Fratze sei, sollten doch über die Erfahrung stutzig werden, daß sich diese Form seit Jahrhunderten so unveränderlich festgesetzt hat, ohne daß Nationen, die sonst ziemlich gute Kenner des feineren Genußes sind, deren überdrüßig geworden wären.

Endlich hätten wir ein gutes Reimwörterbuch nöthig. Manche Leser wird dieß vielleicht lächerlich dünken; allein das Vorurtheil dagegen läuft eigentlich auf den alten Einwurf gegen den Reim überhaupt hinaus, daß er den Gedanken nöthige, den zufälligen Lauten der Wörter nachzulaufen, und sich ihnen zu fügen, was ja ganz verkehrt sei. Bei andern Nationen, namentlich bei den Italiänern, sind Reimwörterbücher häufig im Gebrauch: warum sollten wir uns dieses Hülfsmittels schämen? Besorgt man den schlechten

Reimereien dadurch Vorschub zu thun? Dieß Uebel möchte schwerlich noch mehr überhand nehmen können, und es wäre gering, wenn ihm durch dergleichen Vorkehrungen zu steuern wäre. Selbst für den Meister in der Verskunst ist es vortheilhaft, den ganzen Vorrath von Reimwörtern auf dieselbe Endung mit Einem Blick zu übersehen, damit er nicht den Fund einer glücklichen Zeile aufgeben müße, weil sein Gedächtniß ihm gerade nicht das entsprechende Wort darbietet. Das einzige Reimwörterbuch, so viel Rec. bekannt ist, das wir haben, von Hübner, ist beinahe unbrauchbar. Es ist voll von oberflächlichen Provincialismen in den Ausdrücken und der Aussprache, altfränkisch in der Schreibung, höchst unvollständig und dabei wegen der ungeschickten Einrichtung weitschweifig, indem der Verf. oft alle Redensarten, worin ein Wort vorkommen kann, mit aufführt. Indessen könnte es einem neuen Bearbeiter zur Grundlage dienen. Ein solcher müßte eben sowohl auf die ältesten dichterischen Denkmäler unsrer Sprache zurückgehen, als die neuesten Dichter (die im Ganzen genommen in den Reimen weit genauer sind, als die unsers vermeinten goldnen Zeitalters), ohne Parteilichkeit für oder gegen irgend eine Schule, sorgfältig benutzen. Bei alterthümlichen, provinciellen, gewagten, mit poetischer Freiheit umgeformten, oder sonst nicht allgemein gültig scheinenden Wörtern wäre der Name des Dichters, der sie gebraucht, anzumerken. Noch andre Zeichen könnten in aller Kürze die Brauchbarkeit der Ausdrücke in verschiednen Kreißen bestimmen. Zu einer erschöpfenden Abhandlung über die Reinheit, Schönheit und Bedeutsamkeit des Reimes im Deutschen hat Bürger, der auch ein solches Wörterbuch für ein Bedürfniß hielt, eine recht gute Vorarbeit geliefert, die jedoch nicht von Einseitigkeit und niedersächsischem Provincialism frei ist.

Der allgemeine Geist dieser Blätter, der bei der Beurtheilung eines einzelnen Buchs das allgemeinere Nützliche zur Sprache zu bringen erlaubt, hat uns zu diesen eingeschalteten Bemerkungen veranlaßt. Die vorhergehende Erörterung ist unserm Gegenstande übrigens nicht fremd: denn die Grundsätze der Nachbildung italiänischer Poesie, und der Punkt, bis zu welchem sie bis jetzt gediehen, müßen bestimmt werden, um das, was der Uebersetzer des Ariost geleistet, gehörig zu schätzen.

Den im Athenäum *) gethanen Vorschlag, die Wahl der männlichen und weiblichen Reime frei zu laßen, hat Hr. Gries zu befolgen nicht für gut befunden, sondern sich durchgängig der Stanze mit fünf weiblichen Reimen bedient, und zwar so, daß unter den verschlungenen sechs Zeilen die mit weiblicher Endung voranstehen. Bei den noch getheilten Meinungen wird ihm vielleicht die größere Hälfte der Leser dieß Dank wißen; auf jeden Fall hat er sich damit eine Schwierigkeit mehr aufgelegt. Doch können wir noch nicht von der damals geäußerten Ueberzeugung abgehn, daß eine größere Freiheit mancherlei Vortheile gewährt haben würde. Daß Ariost selbst einigemal männliche und gleitende Reime eingestreut, wollen wir nicht in Anschlag bringen, weil es eine zu seltne Ausnahme ist. (Rime tronche finden sich C. XXV. St. 24.; sdrucciole verschiedentlich.) Aber unleugbar hat Ariost die Oktave im weitesten Umfange genommen: er stimmt sie herauf und herunter, je nachdem sein Ton vertraulich, munter, oder heroisch und prächtig ist. Ganz anders ist es mit Tasso, einem mehr musikalischen als charakteristischen Dichter, der sich auch in Absicht auf Sprache

*) II. 2. S. 278. [Werke Bd. IV. S. 124.]

und Versbau in einem weit enger begränzten Kreiße bewegt. Für die Uebertragung des befreiten Jerusalems würden wir immer noch, troz allem, was dawider eingewandt werden mag, zum ausschließenden Gebrauch der weiblichen Reime rathen, welche der Oktave mehr Würde und Fülle geben. Im Ariost läßt sich überall eine gewisse anmuthige Grillenhaftigkeit spüren, seine Wirkung ist oft Berechtigung des Unerwarteten. Durch die allzugeordnete Wiederkehr nimmt sich der Uebersetzer ein Mittel der Ueberraschung, da ihm die Natur unsrer Sprache schon manche andre versagt. Auch giebt jene Form der Oktave eine Hinneigung zum Lyrischen. Durch den männlichen Schlußfall der zweiten, vierten und sechsten Zeile zerfällt sie bestimmter in Doppelverse, eine Eintheilung, die sich meistens ganz natürlich einstellt, die aber Ariost oft geflißentlich zu unterbrechen sucht.

Wie dem auch sei, bei der einmal getroffnen Wahl hat der Uebersetzer die fast unermeßlichen Schwierigkeiten mit großer Gewandtheit überwunden. Wir glaubten im Fortgange des Gedichtes noch eine bedeutende Zunahme an fertiger Meisterschaft wahrzunehmen, wie es bei einer so umfaßenden und sorgsam ausgeführten Arbeit nicht anders zu erwarten steht. Die Uebersetzung folgt dem Originale mit Genauigkeit Schritt vor Schritt, selten sind sprechende Züge weggeblieben. Der Ton des Ariost ist meistens richtig getroffen; auch da, wo es am schwersten ist: wenn er scherzt. Je bilderreicher und blühender die Schreibart eines Dichters ist, desto eher läßt sich Eins mit dem Andern vertauschen, und doch ein ähnlicher Eindruck hervorbringen. Ariost ist oft bis zur Trockenheit gediegen; seine Erzählung wird in ihrer summarischen Kürze zuweilen gewissermaßen prosaisch, und gerade solche undankbare Strophen mußten dem Ueber-

setzer die meiste Mühe machen. Wenn wir unsre wesentlichste Ausstellung an einem so lobenswerthen Ganzen in wenige Worte zusammenfaßen sollten, so würden wir hier und da weniger Glätte und mehr Keckheit wünschen.

Wir kommen auf das Einzelne. Daß ein Uebersetzer wie Hr. Gries seinen Dichter vollkommen versteht, braucht man nicht erst zu versichern. Nur um unsre Aufmerksamkeit auf diese erste Bedingung zu belegen, führen wir einige Stellen an, wo uns der Sinn der Worte nicht ganz getroffen scheint. Gesang I. Str. 59.:

Eilt nach dem Roß, ergreift es bei dem Zügel;

Die Worte e gli ripon la briglia sollten gegeben sein 'und legt ihm an die Zügel'; er hatte das Pferd vorhin abgezäumt. Ges. I. Str. 77.:

Er liebt, begehrt sie mehr noch wie sein Leben;
Mehr wie der Falk den Kranich haßt sie ihn.
L'odia e fugge ella, più che grù falcone.

Das Bild würde auf diese Art nicht passend sein, denn Angelika floh den Rinaldo, und der Falk verfolgt den Kranich. Es sollte heißen:

Mehr als den Falk der Kranich flieht sie ihn.

Ges. II. Str. 48.:

Wie sie gekommen an des Schloßes Hallen,
Da wollte jeder nun den ersten Gang.
Gradaß erhielt's; war ihm das Looß gefallen,
Ließ Rüd'gers Achtung ihm vielleicht den Rang.
Pur' a Gradasso, ó fosse sorte, tocca,
O pur che non ne fe Ruggier più stima.

Die letzte Zeile heißt vielmehr 'oder vielleicht, weil Rüdiger nicht mehr darnach fragte'. — Ges. VII. Str. 29., wo Rüdigers Entzückungen in Alcinens Armen geschildert werden:

Nun reden sie von ihrem Wonnebunde,
Und oft mit mehr als Einer Zung' im Munde.
Del gran piacer, ch' avean, lor dicer tocca;
Che spesso havean più d'una lingua in bocca.

Der Scherz in diesen etwas freien Zeilen ist verfehlt. Wir würden vorschlagen:

> Von ihrer Lust laßt sie Bericht erstatten,
> Die mehr als Eine Zung' im Mund' oft hatten.

oder

> Von ihrer Lust, da fragt sie selbst um Kunde;
> Sie hatten ja zwei Zungen oft im Munde.

In eben dieser Strophe ist 'der Seelen Blüthe' für soave fior de lo spirto etwas zu geistig; es sollte heißen 'des Athems Blüthe'. — Ges. X. Str. 86.:

> Du kannst des Herzogs Staffords Fahn' erkunden,
> Wo frei der Vogel blickt zur Sonn' hinan;
> **Dove è l'augel, ch' al sol tien gli occhi franchi.**

Dieß giebt eine falsche Vorstellung, als ob der Herzog auch eine Sonne im Wappen geführt hätte. Der italiänische Vers ist nichts anders als eine dichterische Umschreibung des Adlers. — Ges. XXIII. Str. 31. ist ronzin durch 'Zelter' übersetzt, da es doch 'Klepper' bedeutet. — Ges. XLVI. Str. 116.:

> Die Lanze, die der Mohr im Laufe sendet
> Nach Rüd'gers Schild, läßt diesen unversehrt.
> **La lancia del pagan, che venne a corre**
> **Lo scudo a mezzo, fe debole effetto.**

Die Lanze des Heiden 'traf' den Schild in der Mitte. Vermuthlich hat die Aehnlichkeit des von cogliere abgekürzten Infinitivs corre, mit corre, der dritten Person des Präsens von correre, den Irrthum veranlaßt. Ein ähnliches Versehen findet sich Ges. XXXVI. 46.:

> Und schleudert ihr die Lanze nach dem Schilde.

Dieß giebt eine falsche und gegen das Kostum streitende Vorstellung. Die Lanze war viel zu schwer, um sie zu werfen, und wirkte immer durch den Stoß.

Eins der bedeutendsten Beispiele von der Wahl eines nicht recht passenden Ausdrucks ist es, wenn im 24. Gesange der allegorische Ritter, der Rinalden von einem ebenfalls allegorischen Ungeheuer, der Eifersucht, befreit, 'der Haß' genannt wird. Sdegno,

auch in der Mehrzahl sdegni, gehört zu der Kunstsprache der Liebe. 'Das Verschmähn, die Verschmähung' war hier nicht anzubringen weil die Personifikation ein Substantiv männlichen Geschlechts erfordert. Indessen würde unsers Bedünkens 'der Unwille' oder 'der Trotz' beträchtlich näher kommen; wir schlagen daher folgende Leseart vor:

> Kund sei dir, Reinold, Trotz ward ich geheißen,
> Und kam, dein schmählich Joch nur zu zerreißen.

Wir geben noch einige Beispiele von Stellen, wo ein etwas verfehlter Ausdruck oder ein ausgelaßner Zug den Sinn des Originals verdunkelt. Ges. I. Str. 11. heißt es von Rinald:

> Und lief geschwinder durch des Waldes Weite,
> Als nach dem Ziel der Bauer halb enthüllt.
> E più leggier correa per la foresta,
> Ch' al pallio rosso il villan mezzo ignudo.

'Halb enthüllt' für 'halb nackt' würde eher für eine überraschte Schöne passen, als für einen Bauerkerl, der das Obertheil seiner Bekleidung abgelegt, um schneller zu laufen. 'Das rothe Tuch' ist freilich auch das Ziel, aber zugleich der Kampfpreis. Es durfte durchaus nicht wegbleiben, um zu bezeichnen, daß der Dichter von einem volksmäßigen Spiele redet. Der geschickte Uebersetzer wird am besten wißen, wie es hineinzubringen wäre. Es ist für das poetische Uebersetzen überhaupt eine nützliche Vorschrift, sich bei jeder Stelle gleich anfangs klar zu machen, was durchaus nicht aufgeopfert werden darf, hierauf zu bestehen, und das Uebrige sich darnach fügen zu laßen, so gut es gehen will. Läßt man sich, um Nichts ganz einzubüßen, von Allem ein Weniges abdingen, so dürfte, unter dem Scheine größerer Genauigkeit, leicht der Charakter verloren gehen. Ges. VII. Str. 12. in der Beschreibung der Schönheit Alcinens heißt es:

> Quindi il naso per mezzo il viso scende,
> Che non trova l'invidia ove l'emende.

Gries übersetzt:

> Von diesen senkt die Nase sich hernieder,
> Und nichts an ihr wär' auch dem Neid zuwider.

Dem Neide möchte es gerade am allermeisten zuwider sein, eine untadeliche Schönheit zu erblicken. Wir schlagen vor:

> Die Nase senkt sich mitten im Gesichte,
> An der des Neides Tadel wird zu nichte.

Von eben dieser Alcine heißt es, da Rüdiger sie in ihrer wahren häßlichen Gestalt sieht, Ges. VII. Str. 73.:

> Sechs Spannen lang ist ihres Körpers Hülle,

was man nicht anders als von einem zu kurzen Gewande verstehen kann. Es müßte wenigstens heißen 'ihre Leibeshülle'. Aber dieser Ausdruck, die irdische oder körperliche Hülle, wird nur im Gegensatz mit der inwohnenden Seele gebraucht, und ist dieser Stelle ganz fremd. Ges. XXXVI. Str. 91. wird beschrieben, wie Drusillens Kammerfrau von ihrem treulosen Beschützer dem Marganor gefangen zugeschickt wird.

> Er hatte sie, so wie man's mit den Waaren
> Zu machen pflegt, nach Kostnitz ihm gesandt,
> In einem Kasten ließ er sie verwahren,
> Nachdem man sie mit Stricken fest umwand.

Hier zerstört der ausgelaßene Zug 'sopra un somier' das ganze Bild, man hatte die arme Gefangene in einem Kasten quer 'auf ein Maulthier' gelegt, auf die Weise wie man Kisten und Ballen mit Waaren in bergigen Gegenden fortschafft. Ges. XXXVIII. Str. 12.:

> Der du von Indien zum tirynth'schen Schlunde u. s. w.

Wie viele Leser werden wohl errathen, daß hier von der Meerenge bei Gibraltar die Rede ist? Zuvörderst ist der Sinn dadurch verdunkelt, daß statt des 'indischen Meeres', mar Indo, bloß Indien steht; ferner glauben wir nicht, daß 'Schlund' je von einem deutschen Dichter für Meerenge gebraucht worden. Endlich ist Tirynthius heros zwar bekannt genug, aber da der Uebersetzer oft die gelehrteren mythologischen Ausdrücke, wo sie eine Zeile des Originals ausmachen, mit den bekanntern vertauscht, so wäre hier wohl der Ort gewesen, zu setzen:

> Von Indiens Meeren bis zu Herkuls Enge.

Ges. I. Str. 65.:

> So wie der Pflüger nach vergangnem Wetter
> Vom Boden sich erhebt, — — — —
> — — — — — — — — —
> — — — — — — — — —
> Und nun den Baum sieht ohne Kron' und Blätter,
> Den er vordem von weitem schon entdeckt;

Unbedeutend erscheint die Veränderung, daß hier für il pin im Allgemeinen der Baum gesetzt ist, und doch geht das ganze Bild dadurch verloren. Denn es ist eben das Eigenthümliche der italiänischen fruchtbaren Fichte, Pinie, daß sie, sei es von Natur oder durch künstliche Behandlung, einen sehr hohen Stamm treibt, der sich erst in einer schirmähnlichen Krone ausbreitet. Sie ragt daher oft beträchtlich über hohe Waldungen hervor, und zeichnet sich, wenn sie einzeln steht, von weitem am Horizont aus.

Manchmal ist es ganz und gar nicht die Schuld des Uebersetzers, wenn eine Anspielung verloren geht. Wie der König der Lombardei die Untreue seiner Gemahlin mit einem Zwerge entdeckt, sagt er zum Giocondo:

> Was räthst du, Freund, was willst du, daß ich mache?
> Che debbo far, che mi consigli, frate?

Jedem italiänischen Leser, der einigermaßen in der einheimischen Poesie bewandert ist, muß hiebei die fast gleichlautende erste Zeile der Canzone Petrarcas nach Lauras Tode beifallen:

> Che debb'io far, che mi consigli, amore?

und die Anwendung des Ausdrucks eines so geistigen und erhabnen Schmerzes auf dieses lächerliche Unglück, ist von unvergleichlicher Laune. Die Zeile von Michelangelo, Ges. XXXIII., Str. 2.:

> Michel, più che mortal, Angel divino,

welche, je nachdem man über dichterische Wortspiele urtheilt, bewundert oder getadelt werden mag, ließ sich freilich nicht genau nachbilden. Doch hätte wohl eine sinnreichere Wendung genommen werden sollen, um die Lücke nicht spüren zu laßen.

> Und Michael, den Stein und Farben loben,
> Der mehr als Engel, denn als Mensch erschien.

Zwar ist der Raum enge: in der ersten Zeile sind noch die beiden Dosso weggeblieben, da sie doch Ariost als ferraresische Maler gewiß besonders bedenken wollte.

In Absicht auf grammatische Richtigkeit des Deutschen ist Gries sehr genau, und es ist uns nur äußerst weniges vorgekommen, was Sprachfehler genannt werden könnte. Dahin würden wir es rechnen, wenn Ges. XXXVII. Str. 25. steht 'jegliche Gefahren', weil das Beiwort die Mehrzahl nicht leidet; oder Ges. XXXVII. Str. 23. 'von diesen Drei', statt 'Dreien'. Nur als weibliches Abstraktum, z. B. 'die heilige Drei', verliert das Wort die Biegung. Häufiger finden wir Ableitungen, Zusammensetzungen, Ausdrücke und Wendungen, die ungewohnt und befremdlich sind, ohne durch eine glückliche Kühnheit es wieder gut zu machen. z. B. Ges. VII. Str. 29.:

> Kein Epheu kann den Baum so eng umwinden,
> Um den er seine Wurzeln eingeneigt.

statt 'eingesenkt'. Wie mißfällig würde der Infinitiv 'einneigen' sein! Ges. XXVIII. Str. 43.: 'ermildert' sagt nichts mehr als 'gemildert', und ist eben so unstatthaft, als 'erbeßert' sein würde. Ges. XLIII. Str. 93.: 'entdrangen' ist eine Zusammensetzung, die der fast unaussprechbare Zusammenstoß der Konsonanten verdammt. Ges. XXVIII. Str. 26. und Ges. XXXVI. Str. 66. steht 'die Ruh entwinden' und 'das Leben entwinden', für 'rauben' oder 'entreißen'. Ges. XLIII. Str. 159.:

> Bald will sie bis hinab zum Hafen streichen,

statt 'laufen'. Ges. XLIII., Str. 75:

> Um dieser Liebe Zielpunkt zu erringen.

Der Zielpunkt statt des einfachen 'Ziel' ist steif und hart für das Gehör. Ges. XXVIII. Str. 26.:

> Schlaf, Eßlust sind entflohn, und kehren nicht.

Das 'wieder' kann hier durchaus nicht entbehrt werden. Ges. XXXVII. Str. 31.:

> Was aus dem Schilde ward, sei ihr entnommen,

statt 'wiße sie nicht zu sagen', oder 'habe sie nicht vernommen', ist fremd und undeutlich. Ges. IV. Str. 51.:

> Rinald streicht auf dem Meere seit zwei Tagen,
> Getrieben von des Windes Ungewalt.

Im Original steht bloß 'vom Winde getrieben'; 'Gewalt' wäre also schon vollkommen genug. 'Ungewalt' ist ohne gehörige Analogie gebildet, wiewohl der Vf. dabei vermuthlich 'Unthat' und 'Unzahl' im Sinne gehabt hat. In diesen Wörtern ist doch immer eine Art von Verneinung, und nicht bloß der Begriff der Verstärkung. Ges. XXXVII. Str. 49. 'der Liebe heißer Wahn', und Ges. VII. Str. 74. 'auf raschen Wegen', sind unpassende Beiwörter. 'Gewähren' und 'verleihen' sind zwei Lieblingsausdrücke des Vfs, die er dem Reime zu Lieb zuweilen in seltsamen und unstatthaften Verbindungen gebraucht; z. B. 'sich freie Bahn gewähren', 'einem einen Rath gewähren', 'ein Grab gewähren', 'sich zum Raube gewähren'; 'der Sporn verleiht den Rossen eine kurze Bahn', 'sich ein Glück verleihn', 'einen Schimpf verleihn', 'den Tod verleihn' (wo es gar nicht begehrt wird), ja wir finden sogar jemanden, 'dem Feigheit verliehen ist'. Zu den befremdlichen Wendungen, die besonders der Undeutlichkeit wegen zu vermeiden sind, und eine Empfindung hinterlaßen, als ob der Satz nicht recht geendigt wäre, gehören manche harte Auslaßungen, und nicht bloß von Hülfswörtern. Ges. IV. Str. 10.:

> Sie sagte nur, was gut war, daß sie's sagte,
> Und schwieg von allem, was für sie Gefahr.

Ges. IV. Str. 50.:

> Wie er so hoch, daß ihn der Erdenleute
> Geschärfter Blick als Pünktchen kaum erspäht.

Ges. VI. Str. 18.:

> Ihn trägt der Hippogryph mit solcher Eile,
> Dieß wunderbare Roß, das ihm verliehn.

Ges. XII. Str. 61.:

> O hindre nicht die edelsten der Seelen,
> Die je geformt in ewigen Ideen.

Ges. XLIII. Str. 73.:

> Er übertraf, so bald er sie erlesen,
> Was eifersüchtig auf der Welt genannt.

In demselben Ges. Str. 194.:

> Graf Roland und die andern Ritter waren
> Nicht minder froh, daß ihm solch Heil verschafft.

Dergleichen Beispiele ließen sich noch viele anführen.

Wir haben es schon für eine der Hauptschwierigkeiten bei Uebertragung des Ariost anerkannt, daß es durchaus unstatthaft ist, wenn er mit dem bestimmten, schlichten prosaischen Ausdruck auf dem Boden einhergeht, ihn in die Lüfte zu erheben, oder gar in Wolken und Nebel zu hüllen. Dieß ist dem Uebersetzer nicht eben häufig, aber doch hie und da begegnet. Wenn es in der Erzählung vom Giocondo, die einem Gastwirth in den Mund gelegt wird, vom König heißt, Str. 4.:

> Fu nella giovinezza sua si bello,

und dieß übersetzt wird:

> War, als er jung, von solchem Reiz umwoben,

so ist dieser Ausdruck überhaupt unschicklich für männliche Schönheit, und hier fällt er vollends aus dem Tone. Eben so übel angebracht ist der Schmuck Str. 35.:

> Erst wie er merkt, daß keines Traumes Schleier
> Sein Aug' umhüllt, glaubt er, was er gesehn.

Giocondo ist nicht etwa in einer dichterischen Träumerei begriffen, sondern er belauscht die Königin mit dem Zwerge, und kann sich erst nicht überzeugen, daß es wirklich, und kein Traum sei. Str. 73.:

> Wir prüften Tausend, all' im besten Schimmer,
> Und fanden keine, die uns strenge war.

Wenn man nicht das Original zu Hülfe nimmt, und sieht, daß 'all im besten Schimmer' so viel heißen soll als tutte belle, so wird man es unfehlbar auf 'prüften' beziehn, und es kann viel zu denken geben, wie man eine Schöne im besten Schimmer prüft.

Dann reisten sie und wandten mit den Rossen
Nicht, wie vorhin, sich nach dem Abendschein.
Poi montaro a cavallo, e il lor sentiero,
Ch'era a Ponente, volsero a Levante.

Der Abendschein wird zwar durch das folgende 'gen Morgen' erklärt, aber der eigentliche Ausdruck ist hier unentbehrlich Freilich sind alle diese Beispiele aus der scherzhaften Erzählung vom Giocondo genommen; in andern Theilen des Gedichts ist die Gefahr, auf diesen Abweg zu gerathen, weit geringer.

Es steht uns nicht zu, den eilften Gesang in Hrn. Gries Uebersetzung mit der im Athenäum gelieferten *) zu vergleichen, wiewohl solche Vergleichungen sehr dazu dienen können, das Gefühl sowohl für das Gelungne als Verfehlte, und die Einsicht zu schärfen, warum dieß oder jenes unerreichbar bleibt. Es wird leicht in die Augen fallen, daß jene ältere Uebersetzung sich weniger genau an die Worte hält. Hr. Gries hat keine einzige Strophe daraus aufgenommen, fast durchgehends auch die Reime verändert, nur die Schlußverse hat er einigemale ganz oder beinahe unverändert beibehalten. Dieß letzte ist ein Recht, welches dem poetischen Uebersetzer allerdings zusteht; widrigenfalls, wenn er seinen Vorgängern immer aus dem Wege gehen müßte, würden sie ihm vielmehr hinderlich als nützlich sein; und doch ist solch eine Nachbildung eine Sache, die oft nur durch allmähliche Annäherung vervollkommt werden kann. Wir begnügen uns, hier einige Bemerkungen, die uns beim Durchgehen dieses Gesanges aufgefallen sind, über das noch Mangelhafte in der neueren Uebersetzung mitzutheilen. — Str. 5.:

Seit dieser Zeit war sie dem Glück zum Hohne,

ist kostbar und steif. — Str. 9. ist für abbracciar zweimal 'umwinden' gesetzt, wo der eigentliche Ausdruck unentbehrlich war. In derselben Strophe für speco ohne Grund 'Grotte' statt 'Höhle',

Die weit und tief in einen Berg sich tauchte,

zu geschmückt und ungewöhnlich. — Str. 12.:

*) [A. W. S.s Werke Bd. IV. S. 95. f.]

Es schweige nur wer Phyllis und Neären
Und Amaryllis lobt und Galateen;
Denn keine war — ihr mögt's mit Güte hören,
Alexis und Montan — wie sie so schön.

Durch die Auslaßung des Beiwortes fugace bei Galatea, und die veränderten Namen der Hirten, da im Original Tityrus und Meliböus stehen, ist eine Anspielung auf Virgils Eklogen gänzlich verdunkelt. Str. 14. 'die Kraft, die er ihm kannte', ist eine harte Fügung. — Str. 15.:

Bald hört er aus des Waldes dichtsten Hallen,

ein geschmückter Ausdruck statt des einfachen 'wo der Wald am dichtsten ist'; auch paßt das Beiwort wohl zu 'Wald', aber nicht zu 'Hallen'. — Str. 17.:

Schon liegt das Roß getödtet auf den Wegen,

für in sù la strada; die Mehrzahl giebt hier gar keinen Begriff. Str. 19. 'die Dam' in seinen Arm zu faßen'; la donna tramortita. Die 'Dame' statt 'Weib' ist eine am unrechten Orte angebrachte Zierlichkeit, und 'ohnmächtig' durfte nicht wegbleiben. — Str. 20.:

Wie nöthig seine Hülfe sei, zu schauen
Wird Rüdigern leicht;

'Sehen' konnte hier durchaus nicht mit 'schauen' vertauscht werden, man müßte denn einen etwas gemeinen Provinzialism, 'Schauen Sie' statt 'Sehen Sie', u. s. w. dafür anführen wollen. — S. 23. 'Das höllische Geräth ward zuerst den Deutschen zugelenkt', prima portata fu tra gli Alamanni, ist fremd und undeutlich. Str. 25. 'sich freie Bahn gewährt', statt 'schafft'. — Str. 29.:

Oft mußte man, so blies der Wind entgegen,
Sich wenden bald, bald auf die Seite legen.
O di tornare, o d'ir girando à l'orza.

Der letzte Vers ist unrichtig übersetzt: 'sie mußten entweder umkehren, oder lavieren'. — Str. 33.:

Da ihn der Kahn so weit ans Land getragen,
Als eine starke Hand den Stein verschickt.

Es sollte heißen so nah ans Land, apresso. Der 'Pfahl', an welchem Angelika gebunden steht, ist unedel: tronco konnte beßer durch 'Stamm' gegeben werden. — Str. 35.:

> Wie aus des Thales dunkler, feuchter Sphäre, u. s. w.

Die 'Sphäre' des Thals ist durchaus nicht ariostisch. In derselben Strophe:

> So kommt der Fisch und nimmt so viel vom Meere,

ist das Wörtchen 'ein' im Deutschen nicht zu entbehren. Str. 44. 'Neptun, bei dem Rumor', u. s. w. Wir würden in den vertraulichen Stellen des Ariost den Gebrauch ausländischer Wörter, die man sich im Gespräch erlaubt, nicht verwerfen, aber in dieser wirklich erhabnen Schilderung fällt 'der Rumor' ganz aus dem Tone. — Str. 45.:

> Auch Ino, weinend mit dem Liebespfande.

Das 'Liebespfand' für den 'Sohn' ist ein kostbarer Ausdruck, und hier vollends am unrechten Orte. Ino hatte ja vor den Verfolgungen des rasenden Athamas sich und den Melicertes ins Meer gerettet, wo beide zu Gottheiten wurden. Die Weglaßung der Worte 'am Halse' zerstört ein schönes Bild. — S. 47.:

> Drum müße man — so sei dieß anzufangen —
> Den kühnen Frevler werfen in die Flut.

Das Einschiebsel zwischen den Gedankenstrichen hat einen scherzhaften Ton, wozu das Original gar keinen Anlaß giebt. — Str. 49.:

> Dieß schlechte Volk, wovon der ganze Haufen
> Vor seinem Hauch muß aus einander laufen.

'Aus einander laufen' ist ein schwacher Ausdruck für fracassar. — Str. 53. 'die Mauermassen' für das einfache le mura, ungehöriger und also nachtheiliger Schmuck. — Str. 55. 'doch weil kein Kleid sie ziert, neigt sie das Haupt'; diese Umschreibung für 'weil sie nackt ist', kann auf keine Weise zugelaßen werden. — Str. 59.:

> Er wünscht, sein Schiff mög' in den Hafen 'rücken',

fremd und steif. — Str. 62. giebt 'Edelknabe' für Infante d'onore einen unrichtigen Begriff. Unter jenem Ausdruck verstehen wir

durchaus nur dienende Pagen; dieser bedeutet einen fremden Prinzen, der ehrenthalben mit den Prinzen des Hofes erzogen wird. — Str. 64. ist ein schöner Zug weggeblieben: occhi sereni, die 'heitern' Augen, aus welchen Thränen quellen. — Str. 66. 'Panzerfell' ist eine widersprechende Zusammensetzung, die keinen rechten Sinn giebt: ein Panzer ist steif, ein Fell biegsam: es sollte wenigstens 'Panzerhemd' heißen, um die erste Hälfte des Verses:

Ne maglia doppia, ne ferrigna scorza,

einigermaßen auszudrücken. Ueberhaupt ist die so oft vorkommende doppelte Bewaffnung, piastra e maglia, fast nirgends in der Uebersetzung genau bezeichnet. Das erste Wort bedeutet den nach der Form der Glieder geschmiedeten Harnisch aus ganzen Stücken, das zweite ein biegsames Gewebe aus kleinen in einander geschlungenen Drahtringen, welches lose wie ein Hemde darüber gehängt ward. Unsers Bedünkens wäre 'Blech und Ringe' der schicklichste und, der Kürze wegen, bequemste Ausdruck. — S. 68. 'die Milch, die man so eben ins Gefäß gethan', ist in dieser Verbindung nicht edel genug. — Str. 70. 'Götterpaar' für die zwei andern Göttinnen. — Str. 71. 'die Wälle Krotons' kamen wohl bei der Wahl der Schönen, die Zeuris zu Mustern nahm, nicht in Betracht; sie mochten immerhin in der Vorstadt wohnen. Ueberdieß hatten die Städte der Alten ja eigentlich keine Wälle, sondern Mauern. — Str. 73.:

Und dieses alles wollt' er thun gleich jetzt.

Ein harter Schluß des Verses mit einem von Konsonanten überladenen Spondeen. — Str. 74. 'zu umziehn die schönen Glieder'; geziert. — Str. 78.:

Vom König ließ er sich das Wort ertheilen,
Er woll' Olympien seinen Schwur vollziehn.

Das bloße 'Wort' ist eine schwächere Betheurung, als der 'Schwur'. Im Original empfiehlt er ihm bloß, sein Versprechen zu halten. — Str. 80.:

Er springt aufs Roß mit voller Wehr umzogen.

Ungern vermißt man hier den Namen des Rosses, Brigliador; armato konnte dagegen kürzer abgefunden werden, auch hat sich das

befremdliche 'umzogen' für 'bekleidet' wieder eingeschlichen. — Str. 82.:

> Den Winter lebt er so verborgner Weise,
> Daß man nichts Wahres hört von seinem Schritt.

Wenigstens mußte die Mehrzahl stehen, wenn es einigermaßen passen sollte; im Texte steht bloß 'von ihm'. — S. 83. 'ein tiefes Weh'; un alto duol heißt offenbar 'ein lautes Weh'.

So viel von diesem Gesange. Um zu zeigen, was der Uebersetzer zu leisten vermag, wenn er alle seine Mittel benutzt, theilen wir eine musterhaft übersetzte Strophe mit, wo von Rüdigers Zauberschilde die Rede ist. Ges. II. Str. 56.:

> Der wundervolle Schild stralt gleich Karfunkeln,
> Nie gabs ein Licht, das seinem Lichte glich.
> Hinfallen mußten sie bei seinem Funkeln,
> Blind ward ihr Aug' und ihr Bewußtsein wich.
> Auch mir, von fern, begann der Blick zu dunkeln,
> Und erst nach langer Zeit erholt' ich mich.
> Nichts sah ich mehr von Rittern, noch vom Zwerge,
> Leer war das Feld und finster Thal und Berge.

Hier ist nichts an dem kräftigen Nachdruck und der Gediegenheit des Originals eingebüßt, sogar an die Stelle des seltnen Reimes piropo ist ein im Deutschen eben so seltner als prächtiger Reim getreten. Ein großer Theil von der Verskunst des Ariost liegt in der Wahl der Reime. Er hat darin die ganze Mannichfaltigkeit, welche seine Sprache darbietet, mit Ausnahme der bloß der burlesken Gattung eignen Wörter und Laute, erschöpft. Oft geben die durch starke Konsonanten auffallenden Reimwörter einer Schilderung gleichsam den letzten Drucker. Im Ganzen genommen wünschten wir in der Uebersetzung mehr hervorstechende und durch Neuheit glänzende Reime. Im Einzelnen läßt es sich nicht zur Vorschrift machen, hierin immer mit dem Original gleichen Schritt zu halten, denn die Möglichkeit hievon möchte oft schwer durch die That zu bewähren sein. Besonders in den ersten sechs Zeilen der Strophe, wo immer drei gleiche Endungen gefordert werden, muß man mit dem vorlieb nehmen, was zu haben ist; eher geht es in den Schlußzeilen an, wo es der Uebersetzer auch häufig geleistet. Z. B. Ges. III. Str. 44.:

Es soll vielmehr so lange blühn und wachsen,
Als sich der Himmel dreht um seine Achsen.

Vortrefflich! Einigemale hat der italiänische Reim mit Glück beibehalten werden können. Ges. XV. Str. 11.:

Bis sie zum Meer der Araber Astolfen,
Bis sie zum Golf der Perser ihm geholfen.

Nur das doppelte 'bis' statt 'oder' hat eine dem Zusammenhange nicht angemeßene Emphase. Wenn es hingegen Ges. I. Str. 21. heißt:

Rinald steigt auf, von jenem eingeladen,
Und beide folgen nun des Fräuleins Pfaden,

so ist die sinnliche Kraft durch veränderten Ausdruck und Reime gänzlich verloren gegangen.

Con prieghi invita, e al fin lo toglie in groppa,
E per l'orme d'Angelica galoppa.

Wir würden lieber zur Aufnahme fremder, jedoch nicht unedler, und im Deutschen gewissermaßen fehlender Wörter greifen:

Er ladet hinter sich ihn auf die Kroppe,
Und jagt ihr nach im sausenden Galoppe.

In Absicht auf die vermiedene Wiederkehr derselben Reime beobachtet Ariost kein so strenges Gesetz, als in den terze rime gilt; doch stehen sie sich selten so nahe, daß es mißfällig bemerkt werden könnte, wie z. B. wenn Gries Ges. XV. in der ersten und vierten Strophe die nämlichen Schlußreime 'geblieben' und 'getrieben' setzt. Str. 4. statt:

Und Rodomont, der sie hinein getrieben,
War von so großer Marter frei geblieben.

schlagen wir vor:

Da Rodomont, der ihre Noth verschuldet,
Allein von so viel Qualen nichts erduldet.

Als eine vorzüglich gelungene Stelle zeichnen wir den ganzen Schluß des vierzehnten Gesanges aus, der den Sturm Rodomonts und seiner Scharen auf Paris schildert. Die vorletzte Strophe ist be-

sonders schön, die letzte steht zu sehr an nachahmender Harmonie gegen den Text zurück.

Unter den berühmten Strophen ist die: La verginella è simile alla rosa, mit lieblichem Wohllaut und vieler Sorgfalt übertragen; doch hätten wir noch Manches daran zu erinnern.

> Die Jungfrau gleicht der jugendlichen Rose;
> So lange sie in mütterlicher Hut,
> Geschützt vom Dorn, umhegt vom zarten Moose,
> Von Hirt und Herden ungetastet ruht:
> Dann huldigt ihr des sanften Wests Gekose,
> Der Morgenröthe Thau, und Erd' und Flut;
> Anmuth'ge Knaben, liebevolle Dirnen
> Begehren sie zum Schmuck der Brust und Stirnen.

Bekanntlich ist diese Strophe aus dem catullischen: Ut flos in septis secretus nascitur hortis, entlehnt. Die Worte in hel giardin durften also durchaus nicht fehlen Einzig dadurch wird es ja erklärt, daß Hirt und Herden sich der Rose nicht nahen. Ferner: wie kommt das Moos zu der Rose, wenn darunter nicht etwa die grünen Blättchen, welche die Knospe einschließen, verstanden werden sollen, was denn ein sehr uneigentlicher Ausdruck wäre? Endlich hat der Dichter in der fünften und sechsten Zeile die vier Elemente andeuten wollen, die sich sämmtlich zu Gunsten der Rose vereinigen. 'Die thauige Morgenröthe' steht für das Licht, es ist also nicht gleichgültig, wenn statt dessen 'der Morgenröthe Thau' gesetzt wird, weil auf diese Weise das Waßer doppelt vorzukommen scheint.

Von einer andern berühmten Strophe, Ges. I. Str. 22., findet sich zufällig eine Uebersetzung von Schiller vor, die zur Vergleichung dienen kann; in dem Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung:

> O Edelmuth der alten Rittersitten!
> Die Nebenbuhler waren, die entzweit
> Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
> Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
> Frei von Verdacht und in Gemeinschaft ritten
> Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
> Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
> Bis wo der Weg sich in zwei Straßen theilte.

Gries übersetzt:

> O jener alten Ritter große Güte!
> Sie waren Nebenbuhler, Glaubensfeind',

Und von den rauhen, bittern Streichen glühte
Ihr ganzer Leib, durch manchen Hieb gebräunt;
Und doch, ohn' allen Argwohn im Gemüthe,
Im dunkeln Walde ritten sie vereint,
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
Bis wo der Eine Weg in zwei sich theilte.

Schillers Nachbildung ist den Worten nach weniger genau, hat aber mehr Freiheit und Schwung, und giebt daher den Haupteindruck richtiger wieder. 'Glaubensfeind, bittre Streiche, durch manchen Hieb gebräunt', sind Anstöße des Ausdrucks, welche unvermeidlich zerstreuen, und von dem Wesentlichen ablenken.

Manche Strophen zeigen sich gegen das Bestreben treuer und zugleich gefälliger Nachbildung fast unüberwindlich spröde. Zu diesen gehört gleich die erste, die wegen der Ankündigung des Ganzen so wichtig ist.

Die Frauen, Ritter, Waffen, art'gen Sitten,
Liebschaften sing ich, den verwegnen Muth
Aus jener Zeit, da Frankreich viel gelitten,
Als Mohrenvölker über Lybiens Flut,
Geführt von König Agramant, geschritten,
Der voll von Zorn und jugendlicher Wuth,
Den Tod Trojans sich kecklich wollt' erfrechen
An König Karl, dem Kaiser Roms, zu rächen.

Die zwei ersten Zeilen des Originals:

Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l'audaci imprese io canto,

enthalten drei einander entsprechende und deutlich aus einander gehaltne Gegensätze, wobei zu bemerken ist, daß der Dichter geflissentlich jedesmal die Ordnung der Glieder umkehrt. In der Uebersetzung sind sie durch einander geworfen, und somit ist jene reizende Ordnung in der Verwirrung, welche aufs bedeutsamste den Geist des ganzen Gedichtes ausspricht, zerstört. Auch die Wiederholung des Artikels konnte nicht entbehrt werden. 'Libyens Flut', ein geschmückter und mythologischer Ausdruck in dieser schlichten historischen Ankündigung, ist ebenfalls nicht zu billigen. Ferner setzt man über das Meer, aber 'man schreitet' nicht 'hinüber'. Wir setzen eine Uebersetzung her, die wir versucht: *)

*) [S. Werke Bd. IV. S. 89.]

Die Frau'n, die Ritter sing' ich, Lieb' und Kriege,
Die kühnen Abenteur, die feinen Sitten,
So man gesehn zur Zeit der Mohrenzüge
Aus Afrika, da Frankreich viel gelitten,
Da sie, mit jugendlicher Wuth zum Siege
Geführt vom König Agramant, gestritten,
Der sich vermaß, mit trotzigem Versprechen,
Den Tod Trojans am Kaiser Karl zu rächen.

Wir wollen die Art, wie die beiden ersten Zeilen verdeutscht sind, keineswegs für befriedigend ausgeben; doch glauben wir, daß sie näher kommt als jene. Uebrigens machen schon die durchgängig weiblichen Reime diese Strophe für Hrn. Gries unbrauchbar.

Eine eigne Schwierigkeit bieten die Namen der Personen dem Uebersetzer dar: bei gleicher Silbenzahl nehmen die italiänischen weniger Raum ein, weil meistens der schließende Vokal in den Anfang des folgenden Wortes verflößt wird. Bricht man ihnen hingegen diesen Vokal ab, so werden sie leicht hart. Von den langen saracenischen Namen 'Sacripant, Rodomont, Mandricard', gilt dieß am wenigsten. 'Coreb', von Corebo abgekürzt, hingegen ist hart, und man wird darin nicht leicht den virgilischen Namen Coroebus erkennen, woher er entlehnt ist. Wenn aus Oberto Obert wird, Ges. XI. Str. 74., sollte der Accent auf die erste Silbe zurückgezogen sein, wie in gleichem Falle bei Robert. Dieß ist überhaupt deutsche Weise, so sagen wir Peru statt Perú, und Hr. Gries scandiert selbst Cortes, wiewohl die Spanier ihren Cortés darin schwerlich wieder erkennen würden. 'Guid' ist ganz unstatthaft; sollte der Name durchaus einsilbig werden, so wäre die französische Form Gui beßer gewesen. Einige Namen sind aus der italiänischen Umgestaltung wieder verdeutscht worden, z. B. die der Haupthelden Roland und Rüdiger. Warum hat dieß der Uebersetzer nicht durchgeführt? Für Rinaldo setzt er überall Rinald. Auf diese Art ist der Name weder italiänisch, noch französisch, noch deutsch. Warum nicht Reinolt, oder Reinhold, wie es in den deutschen Ritterbüchern, welche von Karl dem Großen handeln, längst hergebracht ist. Uggiero ist bald durch Uggier, bald durch Ucker gegeben worden. Beides ist falsch: in den oben angeführten Büchern heißt es immer

Ogier von Dänemark. Für Malegigi setzt Hr. Gries Malegyg. Dieß klingt hart und hat durchaus nichts für sich. Malegys ist uns aus den Heymonskindern wohl bekannt. Auch giebt es in Frankreich keine 'Marchesen', Ges. XIV. Str. 102. 'Marquis' wäre zu modern, es sollte 'Markgrafen' heißen.

Hr. Gries hat uns den Text des Dichters ohne alle Einleitung und Anmerkungen geliefert. Auch in Italien ist Ariost am häufigsten so abgedruckt, und weniger mit Kommentaren versehen worden als andre Dichter, besonders Dante und Petrarca. Indessen kann man doch nicht sagen, daß er gar keiner Erläuterungen bedürfte. Zuvörderst bezieht er sich häufig auf ein Gedicht, welches fast niemand liest, den verliebten Roland. Es wäre allerdings wünschenswerth, in einem Namenverzeichniß der Personen, ihre vorhergegangenen und von dem Dichter vorausgesetzten Abenteuer in der Kürze übersehen zu können. Ferner, die Anspielungen auf die damalige Zeitgeschichte, besonders aber die eingestreuten Stücke über die Geschichte des Hauses Este bedürfen allerdings historischer Erklärungen für jeden Leser, dem alles dieß nicht sehr im Einzelnen geläufig ist. Endlich die Geographie des Ariost, sowohl die fabelhafte als die geschichtliche, oft noch von ihm mit dem Namen des Alterthums bezeichnete. Ges. X. Str. 72. steht für Mangiana Mangy. Ohne Zweifel meinte Ariost die Mantschu-Tartarei, und hatte den Namen so aus irgend einem Reisebeschreiber entlehnt. Wie viele Leser werden wohl wißen, welches die von den Rosen benannte Stadt, Ges. III. Str. 42. sein soll? Es ist Rovigo, dessen aus dem alten Rhodigium zusammengezogner Name so abgeleitet wird. Ges. XIV. Str. 3. stehen die Morini neben den Picarden. Man sucht sie natürlich im heutigen Frankreich, bis man auf der Charte des alten Galliens ein Völkchen dieses Namens in der Gegend des heutigen Calais entdeckt. Dieß ist freilich eine übel angebrachte Gelehrsamkeit von Seiten des Dichters. In der Uebersetzung sollte es aber wenigstens 'Moriner' und nicht 'Morinen' heißen. Man sagt 'Sequaner, Aeduer' u. s. w. Bei einer neuen Ausgabe (die ja jetzt schon der Uebersetzung des Tasso von demselben Verfaßer zu Theil wird) würden wir also für die Beifügung kurzer Erklärungen über solche Punkte, am bequemsten wohl in der Form eines Glossars, stimmen.

Es wird nicht am unrechten Orte sein, hier einige Betrachtungen darüber beizufügen, was Ariost denn nun für unsere Zeit und unsere Nation sein und leisten, welche Stelle er an unserm poetischen Horizont einnehmen kann, besonders seitdem dieser in dem letzten Zeitraum mit so manchen gleichsam neu entdeckten Sternbildern alter einheimischer oder ausländischer Dichterwerke bereichert worden. Nachdem Ariost uns lange ziemlich unbekannt geblieben war, hat er in Deutschland verschiedne ausschweifende Bewunderer gefunden, an deren Spitze die beiden Uebersetzer Heinse und Mauvillon stehen. Heinse setzt ihn (im Ardinghello) weit über alle andere italiänischen Dichter; Mauvillon (in Briefen, die kurz nach Gellerts Tode erschienen, und vornehmlich gegen diesen gerichtet, überhaupt aber eine Satire gegen die deutsche Litteratur waren) ohne Umstände so ziemlich über die Dichter aller Zeiten und aller Völker. Diese nun verschollene Flugschrift wird wohl wenigen Lesern zu Gesichte gekommen sein; Heinses Urtheil könnte hie und da noch eher einigen Einfluß haben. So ausschließend und mit einer Art von Leidenschaft sich Heinse auf alles Italiänische gelegt, war er doch kein Kenner der Poesie, eben so wenig als der Malerei: alles was er über beides vorbringt, ist nur ein ungestümes Stammeln nach verworrenen und einseitig ergriffenen Eindrücken. Etwas übereilt war es, wenn Schiller, auf die oben angezogne Lobpreisung der alten Ritterzeit hin, den Ariost unter die sentimentalischen Dichter zählte. Ist die Eintheilung in Naiv und Sentimental überhaupt so allgemein gültig, und darf man sich erlauben, die Menschen nach den in jener Abhandlung Schillers aufgestellten Rubriken zu klassificieren, so würden wir den Ariost vielmehr einen derben Realisten nennen. Es wird hinreichen, uns auf seine

Ansicht der Liebe zu berufen. Versündigt er sich schon nicht, wie einige neuere Dichter, durch den Unglauben an begeisterte Leidenschaft, und besonders an die Reinheit weiblicher Gefühle (davor bewahrte ihn sein unbefangner Ueberblick der menschlichen Dinge), wie liegt dennoch in allen seinen Schilderungen die Sinnlichkeit oben auf! Es ist ordentlich bedeutend für seine allgemeine Manier hierin, daß er den Oberto die Olimpia gleich zur ersten Bekanntschaft nackt erblicken, und dadurch in sie verliebt werden läßt. Das heißt die Sache in der That gründlich anfangen. Um den Abstand Ariosts von einem sentimentalen, oder beßer, auf das Idealische gerichteten Dichter zu fühlen, vergleiche man eine Schilderung, worin bloß sinnliche Wollust obwalten zu müßen scheint, die Verführungen der Alcina mit denen der Armida beim Tasso. Mit der Alcina nimmt es ein etwas rohes und sogar widerwärtiges Ende, wie mit aller Liederlichkeit; Armida liebt wirklich und erregt auch zärtliche Gefühle: Tassos Gemüth konnte es nicht über sich gewinnen, der reizenden Sünderin unzart zu begegnen. Oder weil sich doch Schiller auf Ariosts Klage über den Verfall des Ritterthums berief, so lese man die ausführlichere Stelle hierüber im eilften Gesange (die übrigens schön und der Gesinnung wegen preiswürdig ist), und dann die in Burkes Briefe über die französische Revolution; und man wird finden, daß hier von den beiden nicht der phantastische Romanzist, sondern der politische Redner der wahrhaft von Ideen begeisterte Dichter ist. Ein solcher würde schon nicht den Verfall des Ritterthums in einer bloß körperlichen Ursache, wie die Erfindung des Schießpulvers ist, suchen. Bei schon sehr veränderter Kriegskunst hat das Ritterthum noch in seiner ausgebildetsten Gestalt geblüht. Die Veränderung gieng aus

dem Innern hervor, und ergriff zugleich alle religiösen, politischen und geselligen Verhältnisse. Jener Umstand hätte gar nicht so entschieden gewirkt, wenn ihn der Zeitgeist nicht begünstigt hätte.

Unter die irrigen und irre führenden Vorstellungen über den Ariost gehört auch die beliebte Vergleichung mit dem Homer. Wo wir nicht irren, hat schon Meinhard sie unter uns aufgebracht, indem er beide zu wilden Naturgenies stempelt: eine vermeinte Ehre, die sowohl der eine als der andre, seiner Bildung im Verhältniß zu seinem Zeitalter sich bewußt, mit Unwillen möchte zurückgewiesen haben. Das Zeitalter Ariosts brachte aber den Macchiavell hervor, und neben diesem einen Homer zu suchen, wäre eben so widersinnig, als etwa den Aristipp in das Zeitalter Homers hinaufzurücken. Lessing hat im Laokoon die Grundverschiedenheit der Darstellungsweise dieser Dichter an einem sehr auffallenden Beispiele gezeigt, und dennoch will man die Parallele zwischen ihnen nicht fahren laßen. Ein scharfsinniger Kunstrichter (W. von Humboldt in seinen ästhetischen Versuchen) behauptet, 'es sei kaum möglich, eine größere Aehnlichkeit zwischen zwei durch so viele Jahrhunderte getrennten Dichtern anzutreffen'. Wie verschieden doch die Ansichten und Urtheile sind! Wir wüßten nun schlechthin keine andre Aehnlichkeit zwischen Homer und Ariost auszumitteln, als daß beide mancherlei Kampf- und Wundergeschichten erzählen. Sonst aber finden wir in der Zusammensetzung und Bedeutung des Ganzen, im Stoff und dem Verhältniß des Dichters dazu, in der Behandlung bis in die feinsten Einzelnheiten, die gröste Unähnlichkeit. Um nur eins anzuführen: was ist dem Geiste Homers fremder, als der Scherz, womit Ariost seine geflißenen Uebertreibun-

gen sogleich wieder vernichtet? Homers Dichtung ist bescheiden entfaltende Beseelung einer heilig geachteten Sage; die des Ariost steigert durch selbstbewußte Willkür, was sie als schon willkürlich ersonnen betrachtet.

Treffend hat Goethe, in einer wunderschönen Stelle seines Torquato Tasso, den Ariost charakterisiert. Nur dünkt uns das Bildniß doch ein wenig geschmeichelt. Daß gerade Antonio, der Welt- und Geschäftsmann, der am Hofe zu Ferrara dieselbe Stelle einnimmt, die ein Menschenalter zuvor jener märchenreiche Sänger bekleidete, diese Vorliebe für den Ariost äußert, ist ganz recht: nur preist er ihn für seine Sinnesart etwas zu schwärmerisch entzückt, und führt ihn, besonders von Seiten der Phantasie, in eine zu ätherische Region hinauf. Wir gestehen es, und sollte man uns der Paradorie zeihen, wir finden die Einbildungskraft eben nicht die hervorstechendste Eigenschaft des Ariost. Gewöhnlich glaubt man, diese Fähigkeit werde durch Erdichtung des Außerordentlichen, Wunderbaren, vom gewöhnlichen Naturlauf Abweichenden hinlänglich bewährt. Allein zu geschweigen, daß so viele Erfindungen dem Ariost gar nicht ursprünglich gehören, daß er die ganze Wunderfülle der Ritterbücher und der Mythologie vor sich hatte und beliebig daraus schöpfte, so läßt sich dergleichen gar wohl mit dem Verstande aus dem Vorrath der Beobachtung zusammensetzen. Man nehme z. B. den so bewunderten und weltberühmten Hippogryphen. Der Pegasus ist bekannt; von Greifen, welche große Lasten durch die Luft tragen, sind die Rittergeschichten voll; die Greifen der Alten, wenigstens wie die Kunst sie abbildet, waren schon Mittelgeschöpfe aus einem Vogel und einem vierfüßigen Thier, aus Adler und Löwe. Der Dichter brauchte also nur noch eine Kombination zu

wagen, und sein reizendes Ungeheuer war fertig. Allenfalls hätte er auch, wie die Geschichte vom Bellerophon zeigt, seinen Rüdiger und Astolf auf dem Pegasus selbst beritten machen können, wenn er ihn dem Apoll und den Musen auf eine schickliche Art für so lange abzuborgen wußte. In allem diesem ist nichts, was nicht für den Begriff völlig auflösbar wäre. Phantasie in höherem Sinne würden wir die innere Anschauungskraft dessen nennen, was nicht dem Grade oder der Zusammensetzung, sondern der Art nach, alle äußre Wirklichkeit übersteigt; ein lichtvolles Träumen in der stillen Nacht des innern Sinnes, bei dem Künstler mit der Gabe verbunden, die geheimnißvollen, nie von der Seele, ihrer Geburtstätte, ganz abzulösenden Bilder durch eine eben so zauberische Darstellung mitzutheilen. Diese Seherphantasie besaß z. B. Dante im höchsten Grade: er steigt wirklich in die Hölle hinunter und in den Himmel hinauf, während Ariost immer auf ebenem Erdboden steht, wenn er sich auch bis in den Mond aufzuschwingen scheint. Dante sagt einmal: S'io valessi à dire quanto ad immaginar, und man fühlt die Wahrheit hievon. Ariost konnte seine Einbildungen genugsam mit Worten ausstatten, ja sogar überbieten.

Was ihn besonders auszeichnet, ist die besonnene Klarheit seines Geistes; diese macht ihn zu einem so vortrefflichen Erzähler. Man möchte ihn den gescheiten Mann unter den Dichtern nennen. Dabei die frischeste Gesundheit des äußerlichen Daseins. Was er auch in der bunten Reihe seiner Schilderungen für Gestalten vorüber führen mag, Alles hat eine lebendige Gegenwart und große sinnliche Kraft. Es ist bei ihm immer heller Mittag; den harmonisch verschmelzenden Duft der Morgen- und Abend-Röthe

hingegen vermißt man auf seinen Gemälden. Wo er pathetisch sein will, und die Theilnahme des Gefühls in Anspruch nimmt, da fehlt es an Gemüth, an Innerlichkeit; und dieß begegnet ihm nur allzuhäufig: der Ernst nimmt in seinem halb scherzhaften Gedicht noch einen zu großen Raum ein. Auf die Ausführung in Sprache und Versbau hat er, bei aller Leichtigkeit, die er besaß, großen Fleiß gewandt, wie man sich durch die Ansicht seiner noch in Ferrara aufbewahrten ersten Handschriften überzeugen kann. Die von einigen italiänischen Kunstrichtern gerügten Nachläßigkeiten und Ungleichheiten hierin sind absichtlich. In Betreff der Anlage des Ganzen aber scheint er ziemlich sorglos zu Werke gegangen zu sein, und Vieles nicht einer geistreichen Willkür (dieß erlaubte die Gattung), sondern dem baren Zufalle überlaßen zu haben. Aus vielen Spuren wird es wahrscheinlich, daß er beim Anfange seiner Arbeit den Entwurf nicht vollständig vor sich gehabt, sondern nur einige Hauptpunkte festgesetzt, das Uebrige aber vom guten Glück und den Eingebungen des Tages erwartet habe. Manchmal sieht es aus, als ob er zu Anfange eines Gesanges noch nicht gewußt hätte, womit er ihn ausfüllen wollte. Aus der Art, wie er an dem Werk arbeitete, läßt sich dieß leicht begreifen, so wie auf der andern Seite die als gültig angenommene Gattung und Manier eine so lose Zusammensetzung begünstigte. Ariost dichtete zur Erholung von ernsteren Geschäften und zur Ergötzung seines Hofes. Er las seinen Gönnern, dem Kardinal Ippolito und dem Herzog Alfonso, sammt den übrigen Herren und Damen, jeden Gesang, so wie er fertig war, einzeln vor, weswegen er auch oft im Eingange eine summarische Wiederholung des vorhergehenden voranschickt, falls die Zuhörer es etwa vergeßen haben sollten.

Im Umfange des Gesanges sorgt er immer für den nöthigen Wechsel, und als ein Weltmann, der wohl wußte, wie schwer es hält, einen gemischten Kreiß durch ein bloß poetisches Interesse festzuhalten, pflegt er etwas mehr oder weniger der Rittergeschichte Fremdes einzustreuen, was eine persönliche Anziehungskraft auf die Zuhörer äußern konnte: Schmeicheleien gegen seine Fürsten und Verherrlichungen des Hauses Este, die wohl niemand kalt anzuhören scheinen durfte, wenn sie uns schon zuweilen frostig dünken; Lobpreisungen anderer bekannten Männer und Frauen; Beziehungen auf die Zeitgeschichte; Sprüche aus der angewandten Sittenlehre der Welt und des Hofes; satirische Züge, besonders gegen die Geistlichkeit; Streitfragen der Liebe; eigne Liebesgeständnisse, oder irgend eine lüsterne Schalkheit, welche den Herren zu verwegenen Blicken, den Damen zu reizendem Erröthen Anlaß geben konnte, in welcher Hinsicht die Zuhörerinnen des Ariost, man muß es gestehn, nicht eben unduldsam waren. Wenige Gesänge wird man finden, welche nicht ein solches Gepräge von Gesellschaftspoesie, zunächst für die augenblickliche Unterhaltung bestimmt, an sich trügen. Hat er doch sogar einmal die Widerlegung eines Einwurfes, den ihm ein Zuhörer bei der ersten Mittheilung gemacht, eingeschaltet. (Ges. XLII. Str. 20. f.) In der Ausfüllung jedes Gesanges ist, wie gesagt, für ein reiches Maß von Wechsel und sinnlichem Reiz durch Kämpfe, Liebesgeschichten und seltsame Wunderdinge gesorgt, in dem Verhältnisse verschiedener Gesänge zu einander aber möchten künstlerische Absichten von Vorbereitung, Abstufung, Gegensatz und wechselseitiger Hebung nur selten aufzufinden sein. Es ist keineswegs zu tadeln, daß der Dichter unmittelbar in zwei Gesängen nach einander, dem zehnten und eilften, eine

nackte Schöne am Felsen, einen heldenmüthigen Retter und einen Kampf mit dem Meerungeheuer anbringt. Die Aufgabe, dieses Thema zu variieren, mochte er sich geflißentlich machen, und er hat sie mit bewundernswürdiger Bravour gelöst. Rüdigers Kampf ist dem Ovid nachgeahmt, der des Roland von seiner eigenen Erfindung, und ganz dem Charakter des Helden angemeßen, wie er ihn nahm, nämlich als einen christlichen Simson. Oft aber kommen die späteren Schilderungen nur als abgeschwächte Wiederholungen der schon dagewesenen heraus, wie z. B. Marfise nur eine weniger liebenswürdige Bradamante ist.

Man weiß, daß Ariost seinen 'rasenden' Roland eigentlich als Fortsetzung des 'verliebten', und aus einer Art von Wette unternahm, diesen zu übertreffen. Er brauchte also seinen Plan nicht vom Grunde auf zu bauen; die meisten seiner nicht episodischen Personen kommen schon in jenem älteren Gedichte vor; er durfte nur die bunten Fäden des schon angelegten Gewebes fortspinnen, und mit seinem Einschlage durchwirken. Der Mohrenkrieg bildet einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Die christlichen und saraceniſchen Ritter, deren irrende Lebensweise zur Einführung der mannichfaltigsten Episoden sehr bequem ist, finden sich dann und wann im Hauptquartier zusammen, wenn es dem Dichter einfällt, denn im Ganzen genommen sind sie sehr unbekümmert um die gemeine Sache, und folgen jeder seinen eigenen Grillen. Roland selbst leistet nichts Erhebliches zur Rettung Frankreichs bis auf den überflüßigen Zweikampf mit Agramant am Schluße. Wie ganz anders in den ursprünglichen Rittergeschichten! Die Begebenheiten des Mohrenkrieges, die man so oft aus den Augen verliert, sinken im Fort-

gange nach der aufgehobenen Belagerung von Paris (dieses ist ihr Kulminationspunkt) immer mehr, so daß der Leser schon alle Theilnahme daran verloren hat, wenn ihnen der Dichter durch den dreifachen gewaltigen Zweikampf auf der Insel Lipadusa die Krone aufsetzen will. Es gibt aber nichts mehr, was durch diesen Zweikampf zu entscheiden wäre; er ist also eine wahre Spiegelfechterei. Ueberhaupt ist das Gedicht um ein Beträchtliches zu lang gerathen. Viele Fäden sind abgelaufen; viele Wunderdinge, der diamantene Schild, das Horn, der Hippogryph, werden als abgenutzt verabschiedet; die buhlerische Angelika tritt in den Ehestand, und zieht nach Haus, Roland ist vom Wahnsinn geheilt, der Zauberer Atlas, der so viele Knoten schürzte, ist vor Gram gestorben, die Mohren sind vernichtet: nun bleiben Rüdiger und Bradamante fast allein auf dem Schauplatze, und die Uebrigen treten als bloße Zuschauer zurück. Es wäre leicht zu zeigen, wie schlecht die neue Verwickelung, welche die Verbindung der beiden Liebenden verzögert, angeknüpft ist. Man fällt wie aus den Wolken, wenn Bradamante, die zuvor einer gränzenlosen Unabhängigkeit genoß, den kriegerischen Oberbefehl über eine Provinz führte, und allein auf Abenteuer umherzog, die doch immer für ihre Jungfräulichkeit bedenklich sind, wie ein eben aus einer Klosterpension zurückgekommenes Fräulein ihre Eltern, von denen man bisher kaum etwas gehört, über ihre Verheiratung als eine Familiensache entscheiden läßt, und die Paladine, besonders ihr Bruder Reinold und Roland, haben dabei ein klägliches Zusehen. Der Dichter hat durch die gehäuften Schwierigkeiten diese Vermählung, worauf ein so großer Segen, nämlich die Abstammung des Hauses Este, beruht, zu heben gesucht. Die Leidenschaft jenes begünstig-

ten Paares steht an sich nicht über manchen andern geschilderten. Rüdiger hat keine Gelegenheit zur Untreue versäumt, erst mit der Alcina, dann mit der Angelika; und was die unüberwindliche Bradamante für ihn thut, erregt weniger Rührung als die Aufopferung Isabellens für den todten Zerbin, und die treue Anhänglichkeit Flördelisens an ihren Brandimarte.

Die abspringende Erzählungsweise, die man zu den anmuthigen Seltsamkeiten des Ariosto rechnet, ist nicht von ihm zuerst aufgebracht; sie findet sich schon in den prosaischen Ritterbüchern, namentlich im Amadis, einem damals viel gelesenen Werke, welches als Vorbild einen bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt zu haben scheint. Bei der breiten Masse von Dichtung, die diese Ritterbücher gleichzeitig fortzubewegen haben, liegt das Abspringen der Erzählung in der Natur der Sache; dem Ariost ist es aber zur Manier und zum Mittel geworden, die ursprüngliche Planlosigkeit zu verbergen, oder mit gefälligem Leichtsinn einzugestehen. Häufig giebt er ganz kleine Ausschnitte von diesem und jenem, bis er endlich bei etwas verweilt. Zwischen den einander unterbrechenden Geschichten sollte wenigstens ein ungefähres Ebenmaß des Zeitraums stattfinden, den sie einnehmen. Ariost bricht aber zuweilen nach wenig dargestellten Augenblicken ab, führt uns anderweitige Begebenheiten vor, welche eine lange Zeit erfordern, und ergreift dann das erste, z. B. ein abgebrochenes Gefecht, wieder. Diese Manier hat Cervantes geistreich parodiert, indem er eben da eine Lücke in der Handschrift vorgiebt, wo Don Quixote und der Biscayer zu gewaltigen Streichen auf einander ausholen. Wir wollen daher niemanden rathen, sich mit der Zeitrechnung des rasenden Roland zu bemühen: mit vielem Kopf-

brechen würde doch ſchwerlich eine ſynchroniſtiſche Harmonie herauszubringen ſein. *)

Manchmal erregt Arioſt Erwartungen, die unbefriedigt bleiben; ſo treten Sakripant und Ferrau im erſten Geſange weit bedeutender auf, als ſie ſich nachher zeigen. Anderemale fehlt es an der gehörigen Vorbereitung, und es kommen unerwartete Dinge in das Gedicht wie hineingeſchneit. Ganz gegen das Ende wird dem Reinold der bekannte Zauberbecher angeboten, der die Untreue der Weiber durch Verſchüttung des Trankes verräth. Reinold bewährt ſeine Weisheit, indem er die Verſuchung des Vorwitzes abweiſt, um ſeine Gemüthsruhe nicht zu gefährden. Bei dieſer Gelegenheit wird es zum erſten und einzigen Male erwähnt, daß er verheiratet iſt, und daß ſeine unbedeutende Gattin Clariſſe heißt. Da man ihn überall der Angelika nachjagen ſieht, ſo läßt man ſichs bis dahin nicht im Traume einfallen, daß er um die Treue ſeiner Frau ſonderlich bekümmert ſein werde. So etwas kann nach unſern Begriffen nicht anders, als im höchſten Grade kunſtlos genannt wer-

*) So iſt es z. B. offenbar widerſprechend, daß Roland (Geſ. XII. 17.) in dem verzauberten Pallaſt des Atlas früher ankommt, als Rüdiger. Dieſer hatte wenigſtens einen Tag früher die Angelika auf der Inſel Ebuda gerettet, als jener die Olimpia; er war auf dem Hippogryphen, alſo in der größten Schnelle, an die Küſte von Bretagne gelangt, und ſogleich nachdem ihm Angelika verſchwunden, begegnet ihm das Abenteuer, wodurch er in den Pallaſt gelockt wird. Roland hingegen kehrte ſpäter und zu Schiffe von der Inſel Ebuda zurück, ja nach dem Schluße des eilften Geſanges muß man glauben, der ganze Winter ſei vor dem Abenteuer verſtrichen, wo er Angelika zu ſehen glaubt, und ihr in den Pallaſt nachfolgt. Vermuthlich wußte der Dichter zu Ende des Geſanges noch nicht, wie er den Roland im nächſten verwenden wollte.

den. Wußte denn Ariost im ganzen Umfange seiner Dichtungen keine verliebten und glücklichen Ehemann aufzutreiben, dem der Becher schicklicher vorgesetzt werden konnte?

Ueber die Quellen der entlehnten Erfindungen im rasenden Roland wären noch manche Nachforschungen anzustellen; die berüchtigte Frage des Kardinals Ippolito ist wohl noch immer nicht vollständig beantwortet. Die zahlreichen Uebertragungen aus der alten Mythologie (ohne dabei noch die allgemeinen Aehnlichkeiten in Anschlag zu bringen, die in der Märchenwelt aller Zeiten und Völker natürlich vorkommen), besonders aus Ovids Metamorphosen, dann aus Virgil und Homer, sind leicht aufzuzählen. Manches ist fast unverändert aufgenommen, wie z. B. die verlaßne Ariadne als Olimpia, Andromeda und Perseus als Angelika und Rüdiger; Anderes mit nicht sehr verdienstlichen Abänderungen, wie der Orco nach dem homerischen Cyklopen; noch Anderes in seltsamer Zusammenstellung: so ist es lustig genug, daß der im Mittelalter berühmte Christenkönig des Morgenlandes, Priester Johann, hier zu dem von den Harpyen geplagten Phineus wird, und Medor, nachdem er als Euryalus neben einem ältern Freunde aufgeführt worden, dazu dienen muß, die Angelika an den Mann zu bringen. Was die eingeflochtenen Novellen betrifft, so sind die von Giocondo und dem Hündchen des Pilgrims augenscheinlich fabliaux; ob die ernsthafteren von Ariosts eigner Erfindung sind, laßen wir dahin gestellt sein. In dieser Gattung kann man ihn wohl einen Nachahmer des Boccaz nennen, den er in der zierlichen Schalkheit kaum, in der tiefen Darstellung der Leidenschaft aber durchaus nicht erreicht. Den Grundstoff der Ritterfabeln von Karl dem Großen und seinen Paladinen hat Ariost mehr durch fremde Zuthaten glänzend

zu bereichern, als aus seinem eigenen Keime zu entfalten gesucht. Vielleicht stand er dem Zeitalter, wo die Ritterbücher entstanden, noch zu nahe, um den ganzen Werth dieser Dichtungen unter ihrer oft unscheinbaren Hülle einzusehen, und so behandelte er sie bloß als rohen durch seine Wahl und Willkür schon genug geehrten Stoff. Wir wollen keine Vergleichung zwischen seinem für klassisch geachteten Gedicht und manchen namenlosen veralteten Ritterbüchern in Absicht auf einen gehaltnen Hauptton, auf erregte Theilnahme und geheimnißvollen inneren Zusammenhang anstellen, um nicht noch mehr, als schon oben, der Paradoxie beschuldigt zu werden. Allein wir würden bei dergleichen Unternehmungen, eine Dichtung des Mittelters mit gebildeter Kunst auszustatten, heut zu Tage strengere Forderungen machen.

Alles Obige zusammengefaßt, möchten wir den Ariost mit einem mehr gelehrten, als gefühlvollen Virtuosen vergleichen, der in einer glücklichen Eingebung auf seinem Lieblingsinstrumente phantasiert. Er setzt durch seine gewagten Gänge in Erstaunen; er verstrickt sich geflißentlich in Labyrinthen von Tönen und überrascht in jedem Augenblicke die Hörer, und überbietet sich selbst durch den unerschöpflichen Reichthum von Auflösungen, welche neue Verwickelungen herbeiführen, und die ihm seine zur Fertigkeit gewordene Wißenschaft des Kontrapunktes wie von selbst an die Hand giebt. Allein so sehr er sich auch bemüht, am Schluße das bisher Zerstreute und Zerstreuende zu sammeln, so gelingt es ihm doch nicht, einen bleibenden Haupteindruck im Gemüth zurückzulaßen, und hierin sind ihm die einfachen, ungelehrten, aber originalen Volksmelodien, die man zu hören niemals müde wird, überlegen. Gegen zwei unserer Poesie

nicht fremde Uebel, süßliche Empfindelei und träumerische Verschwommenheit, wird sein Beispiel immer ein gutes Gegenmittel sein, so wie man einer Malerschule, die sich durch Nachahmung des Guido Reni und Albano verweichlicht hätte, das Studium des Giulio Romano empfehlen müßte.

Erstes Sendschreiben über den Titurel... von B. J. Docen. Berlin und Leipzig 1810.

Herr Docen, dessen scharfsinnigem Fleiße die Geschichte unserer Sprache und Dichtkunst schon so manche bedeutende Aufklärung verdankt, theilt in diesem Sendschreiben eine Entdeckung mit, die wir der Aufmerksamkeit aller Kenner und Freunde dieses vaterländischen Faches nicht nachdrücklich genug empfehlen können. Daß die Schrift dem Verfaßer dieser Anzeige auf eine sehr verbindliche Weise zugeeignet ist, wird kein Hinderniß sein, in die Prüfung der Sache selbst einzugehn, und auch Zweifel und Einwendungen gegen D.s Ansicht freimüthig vorzulegen.

Man wußte bisher nur von einem einzigen Titurel, der von alten Zeiten her dem berühmten Wolfram von Eschenbach zugeschrieben ward. Dieses lange Rittergedicht in siebenzeiligen Strophen ist im J. 1477. zusammen mit dem Parcival desselben Dichters im Druck erschienen. Allein diese Ausgabe ist äußerst selten geworden, und fände sie sich auch häufiger vor, so würden wir damit wenig gebeßert sein. Der Abdruck ist äußerst fehlerhaft: ein geübter Leser der altdeutschen Schriften wird darin Hunderte von Lesearten aus dem Stegereif berichtigen können; bei unzähligen Stellen aber treten ihm unüberwindliche Hindernisse des Verständnisses in den Weg. In der neueren Zeit, seitdem man angefangen, die alten Gedichte aus den Handschriften abzudrucken, kam die Reihe bis jetzt noch nicht an den Titurel. Der jüngere Adelung hat aus zwei Handschriften der vaticanischen Bibliothek wenige Strophen als Probe gegeben (S. fortgesetzte Nachrichten, S. 1...21.), aber nach seiner ungründlichen Weise sie schmählich entstellt. Hr. D. theilt in seinen

Miscellaneen (B. II. S. 116. u, f.) als Bruchstück einer zu Grunde gegangenen Handschrift die ersten dreißig Strophen mit, und in vorliegendem Sendschreiben einen Theil des siebenten Gesanges, ebenfalls den Ueberrest einer zertrümmerten äußerst schätzbaren Handschrift. Dieß ist alles bisher im Druck Erschienene, und die Krone aller Rittergedichte bleibt daher dem größeren Publikum immer noch unzugänglich. Bodmer hat unter vielen andern Verdiensten auch dieses, das ehemals so viel gelesene, aber seit Jahrhunderten verschollene Buch zuerst wieder erwähnt und mit Wärme empfohlen zu haben. (In der Zugabe von Briefen am Schluße seiner gereimten Gedichte. 1754. S. 133...146.) Ihm war ein gedrucktes Exemplar verehrt worden, das er der Züricher Stadtbibliothek schenkte. Doch müßen wir uns vielleicht Glück wünschen, daß durch ihn oder unter seiner Leitung keine neue Ausgabe aus einer Handschrift veranstaltet worden. Denn wie wenig sind wir durch den unlesbaren Abdruck des Parcival in der müllerschen Sammlung gefördert? Die Weise, nur eine einzige Handschrift zu Rathe zu ziehen, wenn es mehrere giebt; für die Läuterung des Textes selbst nicht das Nächstliegende, und für die Auslegung eben so wenig zu thun; ja nicht einmal durch Abtheilungszeichen und geordnete Schreibung für Erleichterung des Verständnisses zu sorgen: diese Weise ist ganz unersprießlich. Die in den letzten Jahren aufgetretenen verdienstvollen Herausgeber altdeutscher Gedichte, Hr. von der Hagen und Büsching, sind auf einem weit richtigeren Wege, wenn sie auch nicht überall das Befriedigende leisten. Sie haben ihre Sammlung mit kleineren Werken eröffnet, die fast sämmtlich anecdota und, so viel man weiß, nur in einer einzigen Handschrift vorhanden sind: solche vom Untergange zu retten, schien also besonders dringend. Auch wollten sie die Leser durch Mannichfaltigkeit anlocken; der Titurel würde allein einen ganzen Band eingenommen haben, und die zu einer gründlichen Herausgabe nöthigen Vorbereitungen dürften mehrere Jahre erfordern. Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten: nächst der Kritik und Auslegung des Liedes der Nibelungen, womit nun ein lobenswerther Anfang gemacht worden, sei die gleiche Arbeit am Titurel die wichtigste, aber auch die schwierigste Aufgabe für den deutschen Philologen. Das Gedicht würde immer eins der schwersten bleiben, wenn wir es auch ganz in seiner echten Gestalt

vor uns hätten, wie es aus der Hand des Dichters gekommen: wegen der kunstreichen, äußerst gebildeten, zuweilen gesuchten Sprache; wegen der beständigen Anspielungen auf einen ganzen Kreiß von Rittergeschichten, die als bekannt vorausgesetzt werden; endlich wegen der mystischen Bedeutung des Ganzen.

In der Reihe der altdeutschen Heldengedichte stehen das Lied der Nibelungen und der Titurel gleichsam an den entgegengesetzten Enden. Das erste ist seiner Grundlage nach uralt, es tritt in jene Vorzeit zurück, wo die östlichen deutschen Völker sich zuerst im Westen ansiedelten. Es enthält unverfälschte Ueberlieferungen, die sich unmittelbar an die großen Begebenheiten anknüpfen, wodurch nach der römischen Weltherrschaft Europa wiedergeboren, oder zuerst gestaltet ward. Es ist durchaus einheimisch, urkundlich und volksmäßig. An tragischer Erhabenheit, an biederm Heldensinn, an Riesengröße der Gestalten, an hinreißender Gewalt der erregten Theilnahme kann sich nichts, auch in dem Kreiße der ihm verwandten Dichtungen, nur entfernter Weise damit meßen. In solcher Majestät ragen die unerklommenen Alpengipfel weit über das wechselnde Treiben der Gewerbswelt in die blaue Himmelsveste empor, unerschütterlich und unvergänglich. Der Titurel hingegen ist eine freie, nicht auf Geschichte gebaute Dichtung, vom Auslande zu uns gebracht, allem Anschein nach aber durch unsern Dichter viel höher ausgebildet. Es ist die Blüthe des vollendeten Ritterthums: auf Verherrlichung der geistlichen Ritterorden, namentlich der Templer, ist es darin hauptsächlich angesehen. Volksmäßig ist dieß Gedicht wohl niemals gewesen, und kann es auch nicht werden, sowohl wegen der gelehrten Ausführung, als des mystischen Gehaltes. Es ist beschaulicher Art: über allen darein verflochtenen irdischen Begebenheiten schwebt in segensvoller Glorie der geheimnißvolle Gral, der zuletzt den Augen der Sterblichen in das Mutterland aller geheimen Weisheit, Indien, entrückt wird. Ueber manche Symbole wird man vielleicht die Eingeweihten der Freimaurerei um Aufklärung ansprechen müßen, in so fern sie noch ächte Ueberlieferungen der Templer bewahrt haben.

Wüßten wir Deutsche zu schätzen und zu hegen, was zu unserm wahren Ruhme gereicht, so hätten wir längst, wie an den Nibelungen unsern Homer, so am Titurel unsern Dante gehabt. Mit

den Nibelungen, das wird wohl kein Einsichtsvoller mehr bezweifeln; aber die Schwierigkeit des Titurel in der verworrenen Gestalt, wie wir ihn jetzt vor uns haben, dürfte Manchem ein unübersteigliches Hinderniß scheinen. Allein man sehe nur einmal ein altes Manuskript der göttlichen Komödie an, ob man sich aus dieser Wildniß finden wird. Nach allen Bemühungen der Ausleger, vom Boccaz, Landino und Bellutello an bis auf die neuesten, Volpi, Venturi und Lamberti, bleibt die Dunkelheit mancher Stellen immer noch undurchdringlich, und es erfordert überhaupt große Anstrengung, den tiefsinnigsten aller Dichter zu verstehen. Deshalb sind die Italiäner, und mit Recht, nicht weniger stolz auf ihren Dante.

Der Titurel hatte vormals einen großen Ruhm. Püterich von Reicherzhausen nennt ihn noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts 'das Haupt ob deutschen Büchern'. Der Dichter hat selbst ein stolzes Bewußtsein seiner Ueberlegenheit. Er sagt:

> Der Adelaar all' Vögel überfleuchet;
> So wird dies' Aventüre
> Hoch über all die andern werth gezeuchet.

(Glossen: 'Adelaar' Adler; 'überfleuchet' überfliegt; 'gezeuchet' gezucket oder gezogen.)

Dieses Werk genoß einer besondern Gunst bei den Großen und Herren, welche darin den Spiegel des frommen Ritterthums sahen. Dadurch vervielfältigten sich die Abschriften dergestalt, daß Püterich deren dreißig gesehen zu haben bezeugt (Adelung, Püterich S. 30.). Man kann bestimmt den Zeitpunkt angeben, wo die Lesung dieses und vieler andern Gedichte des Mittelalters in Abnahme gekommen: nämlich in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Wir behalten uns vor, bei einer andern Gelegenheit in das hellste Licht zu setzen, daß die Reformation an dem Untergange vieler altdeutschen Schätze Schuld ist. Bei dem damaligen Sturme gegen angeerbte Ueberzeugungen riß eine allgemeine Verachtung der Vorzeit ein, deren Denkmale man oft muthwillig vernichtete; wir haben in unsern Tagen ähnliche Erscheinungen erlebt. Ja die eifernden Prediger giengen wohl so weit, jene herrlichen Dichtungen, das Vermächtniß eines größeren Zeitalters, als Ueberreste des papistischen Aberglaubens zu verschreien, wie eine Stelle in Pantaleons Helden-

buch (S. 242. in dem Artikel von Thieterich von Bern) dieß deutlich ausweist. Man schrieb nun für den großen Haufen; wer darüber hinausdachte, bediente sich des Lateinischen; in der Muttersprache trat eine einförmige Reimerei, eine greifliche Prosa an die Stelle der vormaligen Kunstbildung.

Man muß sich wundern, daß aus diesem Schiffbruche noch so viel gerettet worden. Auch in Absicht auf den Titurel werden wir nicht gar zu übel berathen sein. In den Miscellaneen bezweifelte Hr. D. noch (B. II. S. 116.), ob sich in ganz Deutschland eine taugliche Handschrift finde. Von der Hagen und Büsching machen (Einl. zu den Altd. Ged. S. X.), die vaticanischen mitgerechnet, deren fünf namhaft. Auf die hannöverische haben wir selbst schon in diesen Blättern (1810. Abth. V. H. 3. S. 114.*)) aufmerksam gemacht. Wir können das Verzeichniß jetzt mit einer sechsten, und zwar einer sehr kostbaren Handschrift vermehren, die sich zu Wien im Besitz des fürstl. dietrichsteinischen Hauses befindet, und die wir kürzlich zu untersuchen Gelegenheit hatten. Sie ist auf Pergament in groß Quart, in ungemein großer und leserlicher Fraktur geschrieben, und mit zahlreichen stark vergoldeten Miniaturen verziert. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob sie noch aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührt (vielleicht ist man überhaupt mit diesem Ehrentitel der Manuskripte zu verschwenderisch umgegangen), doch ist sie schwerlich jünger als vom Anfange des vierzehnten. Wiewohl ein sehr starker Band, dem nach der Titelverzierung vorn nichts zu fehlen scheint, umfaßt sie doch nur die letzte Hälfte des Gedichtes. Sie unterscheidet sich darin von den bisher bekannten Handschriften, daß die Ueberschriften der Gesänge reimweise abgefaßt sind, deren die erste so lautet:

Hie empfie der kaiser akorein
Den talfein und all die sein.

Die, wie es scheint, zum Theil mystischen Bilder dürften auch für den Sinn der Dichtung nicht zu vernachläßigen sein. So ist z. B. die Vorstellung der trauernden Sigune öfter wiederholt. Der Sarg mit der Leiche des Tschionatulander steht in der Krone einer von

*) [S. oben die Rec. von dem Buche der Liebe.]

oben nach unten halb dürren halb grünenden Linde, so daß sein Körper in den abgestorbenen, sein Haupt in den lebendigen Theil des Baumes fällt; Sigune sitzt, wie die verwittwete Turteltaube, auf einem verdorrten Aste daneben: schöne Sinnbilder der Unsterblichkeit und der irdischen Trauer.

Der künftige Herausgeber des Titurel wird nun alle bis jetzt bekannten und noch zu entdeckenden Manuskripte entweder im Original oder in ganz genauen Abschriften vergleichen müßen. Er lege die älteste und ächteste zum Grunde, und nehme zu den übrigen nur im Falle der Noth, oder wo sie offenbar vorzüglicher sind, seine Zuflucht. Die Wahl der Lesearten wird nicht bloß eine kritische Arbeit sein, sondern dichterisches Gefühl erfordern, denn sie weichen oft so weit ab, daß man sie nicht für bloß zufällige Entstellungen halten kann. Man muß annehmen, daß die Abschreiber entweder selbst einige dichterische Fertigkeit besaßen, oder unter der Leitung eines Meistersängers schrieben, wo denn manches nach Willkür, mit oder ohne Einsicht, verändert ward. Der alte Druck ist auch als Handschrift zu Rathe zu ziehen: wir können ihn nicht ganz so tief herabsetzen, als Hr. D. thut. Herausgeber und Drukker sind zwar nach der Weise ihrer Zeit ohne Kritik verfahren, sie haben Vieles falsch gelesen, und vermuthlich nur eine einzige und eine ziemlich junge Handschrift befolgt: aber die, welche sie vor Augen hatten, war doch sehr vollständig, und dieß ist schon eine große Seltenheit. Die labyrinthische Anlage des Ganzen, die so wunderbar mit der des Parcival zusammengeflochten ist, daß beide Gedichte einander gegenseitig ergänzen, wird aus den französischen Quellen zu erläutern sein. Vor allen Dingen ist nachzuforschen, ob das Provenzalische oder Französische Original von Kyot (Guiot), worauf sich Eschenbach in beiden Gedichten so häufig beruft, noch in den parisischen Bibliotheken vorhanden ist, und wie es sich zu der deutschen Nachbildung verhält. Der gedruckte prosaische Roman nach Chretien de Troyes ist bekannt, und nicht zu übersehen; aber Eschenbach bezeugt am Schluße des Parcival (V. 24718...20.), dieser Meister habe der Märe Unrecht gethan, und dadurch wohl Kyots Zorn verdient.

Wäre nun auch ein Gelehrter schon mit allen diesen nicht geringen Erfordernißen zur Herausgabe des Titurel ausgerüstet, so

würden wir ihn doch bitten, die Bekanntmachung seiner Arbeit zu verschieben, bis es völlig ausgemacht ist, ob nicht noch irgendwo das Ganze einer andern Bearbeitung dieses Romans verborgen liegt, wovon Herr D. hier ein beträchtliches Bruchstück von 164 Strophen mittheilt. Wir fordern alle Aufseher von Bibliotheken, und wem sonst alte Manuskripte zu Handen kommen, auf, zur Entscheidung dieser für die Geschichte der deutschen Dichtkunst äußerst wichtigen Frage das Ihrige beizutragen.

Dieses Bruchstück hat, sowohl philologisch als dichterisch betrachtet, den ausgezeichnetsten Werth. Die Bearbeitung, wozu es gehörte, wird auf den ersten Blick für die ältere erkannt, woraus die bisher einzig bekannte hergefloßen ist. Die letzte verhält sich zu jenem meistens als bloße Umsetzung in ein andres Silbenmaß, zuweilen als Erweiterung und Paraphrase. Die vierzeilige Strophe des Bruchstücks ist in die siebenzeilige unsers vollständigen Titurel aufgelöst, auf ähnliche Art wie aus der Versart der Nibelungen die bekannte Strophe des Heldenbuchs entstand. Eine Probe wird dieß anschaulich machen. Wir geben die Strophen, womit das Bruchstück anhebt, und die entsprechenden des alten Drucks, nur mit erneuerter Schreibung, die wir überall, wo es darauf ankommt, alte Dichterwerke den Zeilgenoßen zugänglich zu machen, zum Grundsatz erheben möchten.

Da sich der starke Titurel mochte gerühren,
Er getorste wohl sich selben und die Seinen in Sturme geführen;
Seit sprach er im Alter: 'Ich lerne,
Daß ich Schaft muß laßen; des pflag ich eh schöne und gerne.'

'Möcht' ich getragen Wappen', sprach der Genennde,
'Des sollte der Luft sein geehret mit Speers Krache aus meiner Hände.
Sprießen gaben Schatten vor der Sonnen;
Viel Zimierde ist auf Helmen von meines Schwertes Ecke entbronnen.

Ob ich von hoher Minne je Trost empfienge,
Und ob der Minnen Süße je Selden Kraft an mir begienge,
Ward mir je Gruß von minniglichem Weibe,
Das ist nun gar verwildet meinem sehnenden klagenden Leibe.'

(Glossen: 'gerühren', 'geführen', 'getragen', pleonastisch für die einfachen: rühren, führen, tragen; 'getorste' durfte; 'seil' seitdem; 'Schaft' die Lanze; 'eh' ehemals; 'der Genennde' der Kühne, Tapfere; 'Hände' Dativ des Singul.; 'Sprießen' Lanzensplittern; 'Zimierde' Helmzierrath, ital.

cimiero; 'Ecke' Schärfe; 'entbronnen' entbrannt: oder sein Schwert hatte oft Funken aus den Helmen geschlagen; 'Selde' Heil, Seligkeit: ein unerreichbares Wort; 'begienge' ausübte; 'verwildet' entfrembet; 'Leib' für den ganzen lebendigen Menschen.)

Ausgabe von 1477. mit einigen berichtigten Lesearten:

Da Titurel der Starke
Sich mocht' hievor berühren,
Aus fürchterlicher Barke
Getorst' er wohl die Sein' in Sturme führen.
Seit sprach im Alter er zu ihn'n: Ich lerne
Daß ich den Schild muß laßen,
Des pflag ich etwann schöne unde gerne.

Wär noch mein Kraft gemehret,
Sprach aber der Genennde,
Deß müßt' der Luft sein geehret
Von Speeres Krache außer meiner Hände.
Die Spreißen Schatten gaben vor der Sonnen;
Viel Zimier auf den Helmen
Sind von der Schwertes Ecke mein entbronnen.

Ob ich von Minne-Grüße
Je werthen Trost empfienge,
Und ob der Minnen Süße
Mit Selden Kraft je Trost an mir begienge,
Ward mir je Gruß von minniglichem Weibe,
Das ist nun gar verwildet
Vor Leid meinem sehnenden klagenden Leibe.

Man sieht hier schon, wie der zweite Bearbeiter seinem Vorbilde Schritt vor Schritt folgt. In der ersten Hälfte der Strophe hat ihn die Hinzufügung eines neuen Reimes, die er sich auferlegte, oft zu beträchtlicheren Abweichungen genöthigt. Sonst aber hat er meistens die vorhandenen Reime beibehalten, ganze Zeilen sind unverändert stehen geblieben, oder unterscheiden sich höchstens durch die Wortstellung; ja die beiden Bearbeitungen sind einander oft so nahe, daß die falschen Lesearten des Drucks von 1477. und des docenschen Fragments nicht selten gegenseitig aus einander berichtigt werden können.

Ehe wir weiter gehen, sei es uns erlaubt, hier einige Bemerkungen über die beiden Silbenmaße einzuschalten, die in der Geschichte unsrer Verskunst ungemein merkwürdig sind. Wiewohl die siebenzeilige Strophe aus der vierzeiligen gebildet worden, machen

sie doch einen starken Gegensatz mit einander. In der älteren ist durchgehends ein anapästischer oder daktylischer Gang vorwaltend; Hr. D. bemerkt mit Recht, daß sich darin einige vollständige Hexameter finden, und daß überall ein dem hexametrischen sich nähernder Bau hindurchblickt. Auch wo wir nach einer genauen Meßung Trochäen finden würden, ist die Gewalt des Rhythmus so groß, daß sie die Stimme und das Gehör über diese Hemmung hinwegreißt, und was zwischen zwei stark accentuierten Längen steht, nur wie zwei Kürzen vernommen wird, wenn es gleich an Silbenzeit oder Zahl darüber hinausgeht. Deswegen ist auch mit richtigem Urtheil der kürzere Vers vorangesetzt: die Stimme nimmt darin gleichsam einen Anlauf zu dem steigenden Schwunge und der überströmenden Fülle des zweiten.

Ein feines Gehör für den Rhythmus, welches späterhin wieder verloren gieng, ist den Minnesängern aus der beßeren Zeit nicht abzusprechen. Ihre Lieder sind oft entschieden jambisch oder trochäisch, und wo diese Regel verletzt wird, möchten wir es eher den Abschreibern als den Dichtern beimeßen. Weit seltner, aber nicht ohne Beispiel, sind Lieder in einem anapästischen oder daktylischen Rhythmus, der meistens in amphibrachische Wortfüße zerfällt. Wir führen als Beweis das wunderschöne und bekannte Lied eines der ältesten Minnesänger, Heinrichs von Veldeck, an:

> Mein sehnendes Denken,
> Dabei meine Sinn' allgemeine, u. s. w.

(Bodmers Minnesinger I. S. 22.) Ein andres von Kristan von Hamle:

> Mit fröhlichem Leibe,
> Mit Armen umfangen,
> Zu Herzen gedrucket, wie sanfte das thut! u. s. w.

(Ebend. S. 46.) und jenen stolzen Gesang Ulrichs von Lichtenstein (II. S. 29.), woraus wir folgende Strophe wählen:

> Arg' und Unfuge und Unfuhre, die Wilde,
> Geziemt nicht dem Helme, und taugt nicht dem Schilde.
> Der Schild ist ein Dach, das nicht Schande kann decken:
> Sein Blick lehrt entblecken

An Ehren die weichen:
Vor Furchten erbleichen,
Die Farb' ist ihr Zeichen.

(Glossen: 'Die Arge', substant. femin. wie die Schöne, u. a.; 'die Unfuge' ebenf. fem., statt der Unfug; 'die Unfuhre' schlechtes Betragen; 'entblecken' sich verrathen, kund geben; 'die weichen an Ehren' die nicht fest an der Ehre halten.)

Eine andere Eigenheit der Strophe des Bruchstückes ist der durchgängige Gebrauch der weiblichen Reime. Schon die ältesten Minnesinger zeigen sich aufmerksam auf die Verschiedenheit der Endungen. Die Regel eines unverbrüchlichen Wechsels der männlichen und weiblichen, die erst im siebzehnten Jahrhundert in unsre Poesie gekommen, beobachten sie zwar nicht, und konnten sie nicht beobachten, weil sie oft weit mehr als zwei verschiedne Reime auf einander folgen laßen; aber männliche und weibliche Endungen der Verse kehren an bestimmten Stellen ihrer Strophen wieder, und oft schließen sie die einen oder die andern gänzlich aus.

Die Strophe des Bruchstücks wird also nur dadurch einzig in ihrer Art, daß der Dichter jene feineren Beobachtungen der Vers- und Reim-Kunst auf ein langes erzählendes Gedicht anwandte. Es ist gar sehr zu beklagen, daß die meisten Ritterromane, vermuthlich nach welschen Vorbildern, in kurzen unmittelbar auf einander folgenden Reimzeilen abgefaßt sind Von der kunstreichen Mannichfaltigkeit und zarten Musik der Liederstrophen bis zu dieser rohen Weise, die sich dennoch daneben behauptete, ist der Abstand unermeßlich. Die Verse sind weder durch den Rhythmus, noch die Silbenzahl gehörig gemeßen, der Sinn schreitet unaufhörlich aus einem Reimpaare in das nächste hinüber, männliche und weibliche Reime wechseln ohne Regel nach dem Bedürfnisse des Dichters, und es ist nicht zu leugnen, daß deren schnelle Folge ihnen manche gezwungene Wendungen und Flickwörter abgenöthiget hat. Diese athemlose Versart, für uns von unerträglicher Eintönigkeit, widersteht sowohl dem Gesange, als dem Vortrage der redenden Stimme: die Biegsamkeit des geschicktesten Rhapsoden muß an dem Versuche scheitern, sie unserm Gehör annehmlich zu machen. Das Epos liebt, sich in mächtigen Versgliedern zu bewegen, so häufige Einschnitte sind für die ihm eigne Würde und Ruhe nachtheilig, ja zerstörend; deshalb ist der Hexameter das epische Naturmaß: wie ließe sich eine

Ilias in anakreontischen Liederzeilen denken? Die Form hat überhaupt den wichtigsten Einfluß auf die innern Beschaffenheiten der Ausführung: je nachdem sie glücklich gewählt ist oder nicht, hebt und trägt sie den Dichter, oder hält ihn auf einer untergeordneten Stufe der Kunst zurück. Der Gebrauch der kurzen Reimpaare hat die meisten alten Rittergedichte zum Chronikenstil der epischen Poesie herabgezogen, wie denn auch viele wirkliche Chroniken in dieser Versart abgefaßt sind. Die erstaunliche Ueberlegenheit in der Darstellung über die gewöhnlichen gereimten Ritterbücher, die wir an dem Liede der Nibelungen und nun auch an dem Bruchstücke des älteren Titurel sehen, müßen wir den Strophenbau beider Gedichte, wenigstens als ihrer unerläßlichen Bedingung, zuschreiben. Beide Strophen sind in ihrer Art vortrefflich: „sie setzen den geschickten Vorleser niemals in Verlegenheit, indem sie ihm auf das bestimmteste ihre charakteristische Musik anweisen. Die Strophe der Nibelungen ist vermuthlich ein aus unbekannten Zeiten angestammtes Erbtheil der Dichtung; die des Bruchstücks scheint eigens für das Gedicht erfunden zu sein. Wir wißen uns ihre Entstehung nicht beßer zu erklären, als indem wir annehmen, der Vf. habe mit dem Silbenmaße der Nibelungen, aber geflißentlich die Nachahmung vermeidend, wetteifern wollen. In der Strophe der Nibelungen sind die Verse ohne genaue Silbenzählung ungefähr von gleicher Länge, bis auf eine geringe Verlängerung des letzten Hemistichs; der Gang ist im Ganzen jambisch oder trochäisch; jeder Vers hat einen stark bezeichneten Abschnitt mit weiblicher oder gleitender Endung; die männlichen Reime sind bei weitem die zahlreichsten. Alles dieses verhält sich umgekehrt in dem älteren Titurel: jede zweite Zeile ist beinahe eine Verdoppelung der ersten; der Rhythmus in allen entschieden anapästisch; die kürzeren Zeilen haben keinen Abschnitt, und in den längeren ist er an sehr verschiedene Stellen verlegt, wie sich denn überhaupt die Silbenzahl in unbestimmter Fülle ergießt; die Reime sind ohne Ausnahme weiblich. Die grundlose, jedoch mehrmals wiederholte Angabe, Eschenbach sei auch Verfaßer des Liedes der Nibelungen, verdient kaum eine Widerlegung; aber daß er es gekannt, und mit den Gesinnungen eines Nebenbuhlers angesehen, dergleichen überhaupt die Dichter des welschen Fabelkreises gegen die des deutschen gehegt zu haben scheinen, dieß erhellet unwider-

sprechlich aus zwei spöttischen Anspielungen auf dieß Heldengedicht, einer im Parcival (V. 12550...64), der andern im Titurel über die Unverwundbarkeit Siegfrieds.

Die Strophe des vollständigen Titurel, wiewohl so unmittelbar aus der früheren Bearbeitung abgeleitet, gehört dennoch einem ganz andern metrischen Kreise an. Sie zerfällt in zwei ungleiche Hälften: die erste besteht aus drei kurzen und einer längeren Zeile mit überschlagenden Reimen; in der zweiten faßen zwei längere Reimzeilen die kürzere ein, welche reimlos bleibt. Der Gang soll jambisch sein; durchgehends werden weibliche oder gleitende Reime (rime sdrucciole) gebraucht: die letzteren werden meistens durch das Participium der gegenwärtigen Zeit herbeigeführt (gleich in der ersten Strophe 'lebende, schwebende', und so unzählige Male), deßen umschreibende Anwendung, wo die Zeitwörter in verschiedenen Zeiten und Personen sonst nicht reimen würden, eine dem Dichter ganz eigenthümliche Manier ist. Dabei ist es auf genaue Silbenzählung abgesehen: die Zeilen sollen sieben oder eilf Silben enthalten, ganz nach den Grundsätzen der italiänischen Poesie. Wenn diese Regeln in der alten Ausgabe des Titurel häufig verletzt werden, so haben wir dieß schon ohne Zweifel der Verfälschung der Abschriften beizumeßen. In dem schon erwähnten Fragment der zweiten Bearbeitung aus einer Regensburger Handschrift, welches Docen ebenfalls mittheilt, erscheint die Strophe fast durchgängig in ihrer schönen Regelmäßigkeit. Eben so in einem Liede des Herrn Otto vom Turne, wo man zuerst in Bodmers fehlerhafter Abtheilung*) einige Mühe hat sie zu erkennen (Minnes. 1. S. 44.), das aber offenbar als eine genaue Nachahmung der Strophe des Titurel anzusehen ist.

Dieß Silbenmaß scheint bis ins fünfzehnte Jahrhundert viel Beifall gefunden zu haben; allein, wiewohl sich manches Gute davon rühmen läßt, möchten wir es für den heutigen Gebrauch in langen erzählenden Gedichten nicht ohne Einschränkung empfehlen. Nicht etwa, weil es sich einer Theorie nicht fügen will, was Hr. J.

*) Bodmer trifft doch einigemal das Rechte, Tieck hat vollends (Minnel. S. 54.) eine falsche Abtheilung der Verse, wie so häufig, willkürlich zum Grundsatze erhoben.

Grimm (über den altdeutschen Meistergesang, S. 14. 58. u. f.) daran aussetzt: dieß dürfte den ausübenden Erforscher der Verskunst am wenigsten aufhalten; sondern weil die allzuhäufigen kurzen Verse mehr lyrisch sind, als episch, und der ungehemmten Fülle, welche die letztere Gattung liebt, Abbruch thun.

Der durchgängige Gebrauch der weiblichen Reime in beiden Bearbeitungen des Titurel verdient bemerkt zu werden. Als der Verfaßer dieser Anzeige und nach ihm mehrere andre Dichter zuerst diese Weise in Sonetten und andern dem Italiänischen nachgebildeten Formen versuchten, wurde sie als eine unerhörte Neuerung, als eine Ausartung ins Weichliche von vielen Kunstrichtern getadelt. Hier haben wir nun ein uraltes Beispiel vor uns, und zwar an langen Gedichten, das schwerlich irgend ein Kenner für ungültig erklären wird.

Wir kommen auf das Bruchstück des älteren Titurel zurück. Die Hauptsache ist, auszumachen, aus welcher Zeit und von welchem Dichter er sich herschreibt. Es laßen sich hiebei drei verschiedne Annahmen denken: entweder beide Bearbeitungen sind von Eschenbachs Hand; oder nur die jüngere und nicht die ältere; oder nur die ältere und nicht die jüngere. Eine vierte Annahme, die dem Eschenbach beide Bearbeitungen abspräche, ließe sich nur durch einen Skepticismus unterstützen, wodurch uns der so berühmte Sänger, den wir historisch festzuhalten glauben, fast zu einer fabelhaften Person werden würde. Docen schwankt zwischen den beiden ersten Voraussetzungen, entscheidet sich aber schließlich für die zweite. Wir wollen seine Gründe prüfen.

Wäre die Voraussetzung ausgemacht, Eschenbach sei nicht Urheber des Originals, sondern bloß der Umarbeitung, so wäre die Entdeckung in der That für seinen Ruhm sehr gefährlich. Wenn man die einander entsprechenden Strophen vergleicht, und eben dadurch das Urtheil schärft, so wird man fast durchgängig denen in der älteren Form den Vorzug geben müßen. Bald sind die hinzugefügten Reime mit sichtbarem Zwange herbeigeführt, bald schöne Züge weggelaßen, und dagegen müßige und nur nicht gar Flickwörter gesetzt. Ferner: die Weitschweifigkeit ist der Hauptfehler des neueren Titurel, und viele paraphrastische Erweiterungen, viele abschweifende Betrachtungen, worüber dem Leser der Faden der Er-

zählung entschlüpft, scheinen erst bei der Umarbeitung in das Gedicht gekommen zu sein. So fehlt in dem Bruchstücke beinahe der ganze fünfte Abschnitt des vollständigen Titurel, der eine moralische Deutung des Grales enthält: nach den beiden ersten Strophen geht es gleich zur letzten dieses Abschnittes fort, und was folgt, gehört zum sechsten Abschnitt. Das Liebesgespräch zwischen Tschionatulander und Sigunen ist ebenfalls beträchtlich, und wie uns dünkt, nicht zu seinem Vortheile erweitert worden. Manche Strophen sind in zweie aufgelöst, auch wo es Docen nicht angemerkt hat. Mit völliger Sicherheit wird das Urtheil zu Gunsten der älteren Bearbeitung in allen ihren Theilen sich erst dann fällen laßen, wenn wir nicht mehr zu der gedruckten Ausgabe unsre Zuflucht nehmen müßen, sondern die sämmtlichen Strophen mit ihrer Umbildung in einer eben so vortrefflichen Handschrift vergleichen können, als die des Bruchstückes ist. Indessen fanden wir obige Bemerkungen auch an den Strophen der Regensburger Handschrift bestätigt. Docen selbst gesteht ein, 'es herrsche in seinem Fragment mehr Jugendlichkeit und Frische, als in den streng geschloßenen regelmäßigen Strophen des längeren Gedichts'.

Die Vorzüglichkeit der älteren Behandlung würde für sich allein noch nicht gegen die Einerleiheit des Urhebers beider entscheiden. Ganz ohne Beispiel wäre es nicht, daß ein Dichter ein Werk, das seiner Jugend gelungen war, in späteren Jahren bis auf einen gewissen Grad verdorben hätte. Dem Tasso ist etwas Aehnliches begegnet, nur daß er dabei das Glück hatte, daß sein befreites Jerusalem, seiner Verwerfung zum Trotz, das eroberte verdrängte, und seinen Ruhm unversehrt auf die Nachwelt brachte. Auch in den Zeitumständen Eschenbachs laßen sich wohl wahrscheinliche Veranlaßungen auffinden. Die Dichtkunst wurde zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts mit regem Eifer angebaut, und der Geschmack wechselte sehr schnell. Das Silbenmaß, worin Eschenbach den Titurel, oder wenigstens einen Theil davon nach dieser Voraussetzung ausgeführt hatte, durfte nur dem fürstlichen Gönner, dem zu gefallen er besonders arbeitete, nicht recht behagen, ihm vielleicht veraltet dünken, so bequemte sich der Dichter dazu, es in eine beliebtere Form umzugießen. Man weiß, wie bindend bei einem solchen Vorhaben eine frühere Arbeit für den Geist wird: daher die geringere

Freiheit der zweiten Hand. Auch das darf nicht befremden, daß der Dichter sich selbst paraphrasierte, die ersten Gedankenkeime ausführlicher, und manchmal allzu ausführlich entfaltete. Seltsamer ist es schon, daß er mehrmals die Strophen aus ihrer alten Ordnung geworfen hat, wo man keinen rechten Grund für dieß Verfahren einsieht. Ganz ausgemacht würde es aber sein, daß die beiden Bearbeitungen nicht einen und denselben Urheber gehabt, wenn sich beweisen ließe, der Verfaßer der Umarbeitung habe seinen Vorgänger hier und da mißverstanden, denn unmöglich konnte der Dichter den Sinn seiner eignen Worte vergeßen haben.

Wir glauben eine solche Spur nachweisen zu können. Sigune sagt (Str. 58.) zu ihrem Geliebten:

Minne ist daz eine ere? maht du minne mir tuten?
Ist daz ein site? chumet mir minne, wie sol ich minne getruten?

(Wo es auf Lesearten, oder zweifelhafte Auslegung ankommt, setzen wir die Stelle buchstäblich her.) Docen will statt 'ein ere' und 'ein site' lesen 'ein Er' und 'ein Sie', weil es in dem alten Drucke so steht; aber ohne Nothwendigkeit, denn der Text des Bruchstückes gewährt einen sehr guten Sinn. Die unschuldige Sigune hat so eben betheuert, sie habe noch gar keinen Begriff von der Minne. Nun fragt sie: Ist Minne eine Ehre? ist sie eine Sitte? d. h. gereicht sie zur Ehre? ist sie mit der Sitte verträglich? — Der Umarbeiter scheint falsch gelesen zu haben, welches leicht möglich war; denn wenn geschrieben stand 'ein er, ein sit' (wie so häufig), so beruhte der Unterschied des Sinnes auf einem einzigen Buchstaben, und vielleicht ergriff er diese Leseart um so lieber, weil sie ihm Gelegenheit gab, eine Reihe spitzfindiger Räthselfragen daran zu knüpfen, wovon sich in seinem Vorbilde keine Spur findet. Bei ihm lauten die Verse so:

Ist mynne ain sy oder ain er?
Magstu mir mynne bedeuten?
Sag mir, wes die mynne ger?
Ob sy mir kumpt, womit sol ich sy treuten?

Hierauf folgen sechs Strophen, voll von spielenden Gegensätzen über das Er und Sie der Minne, ihre weibliche oder männliche Personifikation: an sich nicht verwerfliche Tändeleien, aber hier fallen

sie einigermaßen aus dem Tone des Gesprächs, das so manche Züge süßer Kindlichkeit enthält.

Docen bemerkt selbst eine Stelle, Str. 164., wo der Umarbeiter seinen Text mißverstanden zu haben scheint, indem er das allerdings gültige Wort 'Sicherbote' (s. Oberlin. Glossar.; auch im Parcival kommt es vor) in das Zeitwort 'sich erbot' auflöst. Allein die Stelle ist zu dunkel und vielleicht zu verderbt, um darauf zu fußen. Dieser Beweis für die Verschiedenheit beider Dichter wird sich erst dann in seinem ganzen Umfange durchführen laßen, wenn man die sämmtlichen Strophen des Bruchstücks mit einem echteren Text des vollständigen Titurel vergleichen kann. Denn sonst läuft man Gefahr die Verfälschungen der Drucker auf Rechnung des Umarbeiters zu setzen. Z. B. Str. 84. steht 'die zwingliche Stunde der Minne'. Dafür hat der alte Druck 'die Winkelstunde'. Dieß wäre ein häßliches Mißverständniß. Aber die Regensburger Handschrift Str. 69. lieset wie das Original.

Die Behauptung, Eschenbach sei nur Verf. des jüngeren Titurel, und nicht des Bruchstückes einer früheren Behandlung, gedenkt Docen besonders durch den Anfang des zehnten Gesanges oder Kapitels von jenem zu beweisen. Die Stelle, mit deren Auslegung sich schon Bodmer beschäftigte (Zugabe von Briefen S. 144. und 145.), und neuerdings J. Grimm (Altd. Meistergesang S. 82. f.), ist, wenigstens in dem bis jetzt allein zugänglichen Druck von 1477., äußerst räthselhaft; wir müßen aber dennoch auf ihre Deutung eingehen, um Docens Gründe zu prüfen. Der Dichter, im Begriff ein neues Abenteuer von dem wunderbaren Brackenseil anzufangen, schickt eine Vorrede über sein eignes Unternehmen voran. Die erste Strophe soll bloß die Aufmerksamkeit erregen, und enthält nichts Historisches. Die zweite lautet so:

Riemen die zwifalten
Dem bracken fayl hie waren
Vil verre dann gespalten
Darnach die lenge wol von fünfzig iaren
Zwifalt rede was diese mere gesummet
Ain maister ist auff nemende
Wenn es mit tod ain ander hie gerummet.

Dieß erklärt Docen folgendermaßen: 'Unter den zwiefachen Riemen — oder soll es nicht vielmehr Rime, Reime heißen? — die

von dem Brackenseil weg getrennt waren, versteht der Dichter, daß dieses Kapitel des ganzen Werkes vor längerer Zeit, schon beinahe vor fünfzig Jahren, abgesondert bearbeitet, und ohne Fortsetzung geblieben war; er selbst nun, da der frühere Autor diesen Anfang nicht weiter fortgeführt habe, und darüber verstorben sei, wolle diese Märe, die 'zwifalt gesumet' d. i. in einer Strophe geschrieben war, die nur aus zwei Reimgliedern besteht, aufnehmen, sie weiter fortsetzen, und in seine eigne Darstellung verweben.'

Zuvörderst bezweifeln wir, daß das Wort 'Reim' im nomin. plur. mit der Endung 'en' vorkomme; ferner lesen wir in dem alten Druck 'Riemen' und nicht 'Reimen', wie Docen schreibt. Es sind also ohne Zweifel Riemen und nicht Reime zu verstehen, die ohnehin das Bild zerstören würden. Wir übersetzen so: 'Die zwiefachen Riemen des Brackenseils waren hier sehr weit auseinander gerißen. Wohl während eines Zeitraumes von fünfzig Jahren war es versäumt worden, diese Dichtung mit zwiefacher Rede auszustatten. Nun setzt ein andrer Meister die Arbeit fort, weil der erste die Stelle durch seinen Tod geräumt hat.' Wie man noch jetzt zu sagen pflegt, der Faden einer Erzählung sei irgendwo abgerißen, so spielt der Dichter mit einer etwas gekünstelten Wendung zugleich auf den Inhalt des folgenden Gesanges und auf die zufällige Unterbrechung des Werkes an. Mit einem ähnlichen Bilde heißt es ein andermal:

Dise mere geflochten
Seint von maniger Strenge,

gerade wie Ariost häufig sagt, er bilde sein Gewebe aus mannichfaltigen Fäden. Die zwiefachen Riemen bedeuten unsers Bedünkens die ältere Behandlung und die Umarbeitung. 'Gesummet' oder richtiger geschrieben 'gesumet', scheint Docen von 'Saum' herzuleiten, so daß es hieße 'gesäumt', umbordet. Uns dünkt der Sinn der 'Säumniß', der Verzögerung, was ja 'säumen' immer noch bedeutet, unverkennbar, besonders, wenn man V. 4. durch die Interpunktion mit V. 5. verbindet. Alsdann wird 'zwiefalte Rede' dasselbe bezeichnen, wie die zwiefachen Riemen: eine doppelte Bearbeitung des Gedichts.

Tritt man unserer Auslegung bei, so geht nun ein ganz andrer Sinn hervor. Docen nimmt an, die ältere Bearbeitung habe mit

dem zehnten Gesange, den sein Bruchstück noch zum Theil enthält, abgebrochen, und hierauf beziehe sich der Dichter. Wäre dieß, so würde dessen Vorrede wohl am schicklichsten erst nach dem Abenteuer mit dem Brackenseil stehen, wo also dann seine eigne nicht mehr nachgeahmte Arbeit anfienge, und nicht am Eingange eines Gesanges, wo er seinem Vorbilde noch 55 Strophen Schritt vor Schritt folgt. Wir nehmen an, die ältere Behandlung in vierzeiligen Strophen sei vollständig vorhanden gewesen, und der Verf. rede bloß von seinem Vorgänger bei der Umbildung. Da er dessen unvollendet gebliebene Arbeit vermuthlich zuerst ans Licht zog, und seine eigne daran anschloß, so war es natürlich, daß er die Stelle bezeichnete, von welcher an das Folgende ihm zugehörte. Die übrigen Strophen enthalten eine geharnischte Vorrede zu Gunsten des ganzen Unternehmens der Umarbeitung, da wohl viele Leser noch die Urschrift vorziehen mochten; sie hätten gar keinen Sinn, wenn die übrigen Gesänge des Titurel aus eignem Vermögen des Verfaßers ohne Vorbild geschrieben wären.

Hye mit so seind versuochet
Die weisen und die tumben
Vil maniger schlecht unruochet
Und hebet sich gar mit alle czuo dem krumben
Ist yeman sollich gedicht als ungemeßen
Zuo rechter kunste lobende
Der ist an speher mercke der verseßen.

('Speherder' ist offenbar ein Druckfehler, auch für das letzte 'der' vermuthlich zu lesen 'gar'.)

Der edel reiche Borten
Mit baste wil furrieren
Der wil czuo allen orten
Mutwilliglich durch gespotte partzieren
Was sollen mir die rosen gense blomen
Für zisoren und fisolen
Nem ich cubebel und edel cardomomen

Kund ich die schlichte rühen
Das würd allhie beczaiget
Und die bösen dühen
Das ir unrecht hochfart wurd genaiget
Unrecht gewalt der muost auch sein verdrucket
Sam ich an diesem sange
Die krüms gar an die schlichte han gerucket.

Mit wann durch die losen
Die sich der mercke rûment
Und dabey recht verbosen
Künnen und daz schwache vil hohe blûment
Das wirt an den gehofeten dick erfunden
Herr Neithart was das klagende
Und hetten sichs die bawren underwunden.

Hier sind noch manche Räthsel zu lösen, die ihren Oedipus erwarten. Es würde zu weit führen, uns auf Alles einzulaßen. Die erste Strophe übersetzen wir so: 'An dieser Probe wird sich zeigen, wer verständig und wer einfältig ist. Viele kümmern sich nicht um das Regelmäßige, ihre ganze Vorliebe geht auf regellosen Wechsel. Wenn aber jemand ein solches Gedicht lobt, das so gar nicht nach den Regeln ächter Kunst abgemeßen ist (wie der ältere Titurel nämlich), der ist an seiner Unterscheidungskraft verwahrlost.' Der Gegensatz des 'Krummen' und 'Schlichten' kommt in unserm Titurel oft in verschiedner Beziehung vor: hier und in der fünften Strophe geht er offenbar, wie ihn Hr. D. richtig erklärt, auf die genaue Silbenzählung und Meßung der umgebildeten Versart im Vergleich mit der überströmenden Silbenfülle und den freien Rhythmen der ursprünglichen. In diesem Sinne ist 'die Schlichte' ein uraltes dichterisches Kunstwort, denn schon im Otfried (Evang. L. c. 1. v. 72.) kommt vor: In sconeru slihti; und kurz zuvor rühmt er von den Griechen und Römern:

Si machont iz so rehtaz,
Joh so filu slehtaz.

Hr. J. Grimm (Altd. M. G. S. 85.) bezweifelt diese Bedeutung des Schlichten, aber ohne Grund. Prosun slihti, ebenfalls beim Otfrid V. 37. heißt, wie der ganze Zusammenhang zeigt, die geordnete, grammatisch genaue Prosa der Klassiker; Eigenschaften, über deren Vernachläßigung in der deutschen Sprache Otfrid sowohl hier, als in der lateinischen Vorrede klagt.

Das große Gewicht, welches der Dichter auf 'die Merke' legt (der damalige Ausdruck für Kennerschaft, Kunstrichterei, die aber oft in leeres Silbenstechen ausartete), darf nicht übersehen werden: es ist ein Kennzeichen seines Zeitalters. Diese sorgfältige und etwas bittre Verwahrung gegen etwanige Tadler beweist, daß der ältere Titurel eines großen Ruhmes genoß, den er wohl schwerlich erlangt

hätte, wenn nur ein kurzes Bruchstück davon, und nicht das Ganze vorhanden gewesen wäre. Ferner: wenn hier nach wenigen Strophen das Original ausgieng, und dann die unabhängige Arbeit des Dichters anhub, wobei er keine Vergleichung mit einer fremden zu fürchten hatte, so erscheint diese ganze Vorrede als zwecklos, oder wenigstens an der unrechten Stelle angebracht. Endlich erhellet, daß deren Verfaßer nicht zugleich Urheber der älteren Form war: würde er sein eigenes Werk so tief herabgesetzt haben?

Wir müßen hier mit der Vermuthung hervortreten, die vielleicht Manchem gewagt erscheinen wird, der ältere Titurel sei unmittelbar von Eschenbachs Hand, und der zweite, der bisher allgemein für den seinigen gegolten, sei nur eine Umarbeitung von zwei späteren Meistern. Wir glauben in dem Bruchstücke die ganze Eigenthümlichkeit des Dichters, ja sogar seine Seltsamkeit zu erkennen, allein wir wollen uns auf greiflichere historische Gründe stützen.

Man verwickelt sich in unentwirrbare Schwierigkeiten der Zeitrechnung, wenn man annimmt, Eschenbach sei Verf. der obigen Vorrede und somit des ganzen übrigen Titurel in siebenzeiligen Strophen gewesen. Den Titurel schrieb er freilich später als den Parcival; Kap. I. Str. 1.:

> Was Parcival da birget,
> Das wird ans Licht bracht ohne Fackel-zünden.

Nach einer andern Stelle (Kap. XL.) auch später als Wilhelm von Oranse. Von Hermann von Thüringen wird verschiedentlich als einem schon Verstorbenen gesprochen. Hier hat sich bei Docen ein chronologischer Irrthum eingeschlichen: er setzt den Tod des Landgrafen Hermann in das Jahr 1228., da er doch schon im J. 1215. starb (S. Histor. de Landgr. Thuring. in Struv. Rer. Germ. Scr. T. I.). Diesem aus dem Texte des Gedichtes hergenommenen Zeugniß, daß es erst nach 1215. angefangen, oder wenigstens vollendet worden, wüßten wir für jetzt nichts anders entgegenzustellen, als eine Strophe zu Ehren des Titurel (Str. 86. Bodmers Minnes. II. S. 15.) in dem Kriege zu Wartburg, der doch nach der Angabe der Chroniken im J. 1207. vorgefallen sein soll. Der Grund wäre entscheidend, wenn wir dieses Gedicht für Eschenbachs Werk halten müßten: eine Ansicht, auf die wir keineswegs eingehen können. Wir wißen nicht, woher es Johann von Müller entnommen, 'man

finde Eschenbachen arbeitend bis 1227' (Gesch. d. Schw. zweite Ausg. B. II. Kap. 2. Anm. 128.). In dieser Anmerkung ist überhaupt Manches durch einander gewirrt. Eschenbachs Lebensumstände sind bis jetzt wenig aufgeklärt; man darf indessen die Hoffnung nicht aufgeben, es noch weiter damit zu bringen, denn bis Büsching einen lobenswerthen Anfang gemacht, hatte man zu wenig kritischen Fleiß darauf gewandt. Man nahm unbesehens an, er gehöre zu dem freiherrlichen Geschlecht der Eschenbache im Zürichgau, da er doch selbst im Parcival sagt: 'Wir Baiern' (V. 3594.). Es ist fast unbegreiflich, wie Bodmer (obwohl Professor der vaterländischen Geschichte) und Johann von Müller eine Hauptstelle in Stumpfs Schweizer-Chronik übersehen konnten (B. XI. Kap. 33.). Hier findet man die ganze Geschichte des schweizerischen Geschlechts aus Grabschriften und andern archivarischen Nachrichten des Klosters Kappel geschöpft. Alle Nebenzweige, alle jüngeren Söhne werden mit ihrem Vornamen angegeben, und nirgends ein Wolfram. Das Todesjahr unsers Eschenbach wißen wir bis jetzt nicht: vielleicht läßt sich noch die Inschrift seines Grabmals wieder auffinden, welches Püterich als Augenzeuge beschreibt. Ausgemacht ist es aber, daß dieser Dichter die Reife seines Alters und Ruhmes schon in den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts erreicht hatte. Er nennt Heinrich von Veldeck seinen Meister (Wilh. von Oranse Th. II. S. 35.) und Veldeck dichtete zur Zeit Friedrich Rothbarts. Das ältere Bruchstück des Titurel kann man wegen der sehr ausgebildeten Verskunst, die sich darin offenbart, unmöglich weiter in die Zeit zurückschieben, als höchstens bis zum Schluß des zwölften Jahrhunderts. Wenn also Eschenbach diesen Titurel 50 Jahre später umbildete und fortsetzte, so müßte er sein vortrefflichstes Werk erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts als siebzig- oder achtzigjähriger Greis gedichtet haben, was kaum glaublich ist.

Es ist oft erinnert worden, daß, wenn man auch das Zeitalter eines Dichters genau weiß, der Schluß auf dessen Sprache aus der Gestalt seiner auf uns gekommenen Werke nicht unbedingt gültig sei, weil in den Handschriften die Sprache immerfort verjüngt wurde. Ein weniger zweideutiges Kennzeichen dürfte die Beschaffenheit des Versbaues sein, denn schwerlich wurde dieser von unwißenden Abschreibern vervollkommt. Wie roh und unmündig die Verskunst in

der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts noch war, oder wiederum geworden war, sehen wir an zwei Gedichten dieses Zeitraums, die uns in vermuthlich gleichzeitigen, wenigstens sehr echten Handschriften aufbewahrt sind: dem Lobgesang auf den heil. Anno, und dem älteren Fragment von Karl dem Großen bei Schilter. Die Verse sind ohne bestimmten Rhythmus und dabei von äußerst ungleicher Länge, ein ungefährer Gleichlaut muß statt des Reimes dienen, u. s. w. Dieselben Unvollkommenheiten wiederholten sich noch in Bruder Werners Lobgedicht auf die heil. Jungfrau, dessen Jahreszahl wir genau wißen: es wurde im dreizehnten Jahre des Schisma, folglich 1172. beendigt. Alles dieß berechtigt zu dem Schluße, ein solches Silbenmaß, wie das des Bruchstückes, worin der weibliche Reim durchgängig beobachtet wird, worin sich ein reges Gefühl für den Rhythmus kund giebt, habe erst damals erfunden und in einem langen Gedichte meisterlich durchgeführt werden können, als der Versbau durch die mannichfaltigen Weisen des Minnegesangs schon sehr kunstreich ausgebildet war, also zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts.

An den oben vermutheten Wetteifer mit der Strophe des Liedes der Nibelungen erinnern wir nur im Vorbeigehn. Zwar glauben wir mit ziemlicher Sicherheit zu errathen, wer der Verfaßer des letzten gewesen, und beweisen zu können, daß er mit Wolfram im Verhältnisse der Nebenbuhlerschaft gestanden; doch wollen wir hier einer besondern historischen Untersuchung über die Nibelungen nicht vorgreifen, die nächstens erscheinen soll.

Wenn man annimmt, die angeführte Stelle des neueren Titurel sei von Wolframs Hand, so verwickelt die Erwähnung des Herrn Neithart in neue chronologische Schwierigkeiten. Hr. von der Hagen meint in seinem Narrenbuch, der Minnesänger dieses Namens sei mit einem Neithart, der, nebst dem Pfaffen von Kalenberg, Lustigmacher Ottos des Fröhlichen, Herzogs von Kärnthen, war, und den Zunamen des Bauernfeindes führte, einerlei Person gewesen. Dann hätte ihn freilich Eschenbach auf keine Weise erwähnen können, denn Herzog Otto starb erst im J. 1339. Aber die Zeitangaben, die man in den Gedichten des Minnesingers findet, fügen sich schwerlich dieser Annahme. Er erwähnt mehrmals den Fürsten Friedrich aus Osterland als seinen Gönner: ist hiemit vielleicht der

letzte Babenberger gemeint? Ferner spricht er von einem Bischof Eberhard, von einem Feldzuge gegen Baiern, dem er beiwohnte, u. s. w. Wir haben jetzt nicht die Hülfsmittel zur Hand, um diesen Spuren nachzugehn. Allein der Marner spricht vom Nidhart als schon verstorben (S. 173), und der Marner blühte kurz nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wie ein Gedicht von ihm (S. 174.) an den jungen Konradin ausweist.

Nach unserer Hypothese wird die Erwähnung Nidharts ganz begreiflich. Eschenbach hatte den Titurel in der älteren Form kurz nach dem Parcival und Wilhelm von Oranse, also etwa zwischen 1210...1220. spätestens gedichtet. Schwerlich wurde vor seinem Tode an eine Umarbeitung gedacht, die nach den ersten neun Gesängen wieder fünfzig Jahre lang liegen blieb. Dieß würde also die Vollendung unseres Titurel ganz nahe gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hinrücken, und bloß nach innern Gründen zu urtheilen, scheint uns dessen Text nicht älter zu sein. Wir würden sagen, viel jünger, wenn man sich auf den alten Druck als ächt verlaßen könnte. Die unangenehme Vernachläßigung des Rhythmus, das häufige Ueberschreiten des Sinns aus einem Verse in den andern, oft mit einer einzigen Silbe, die verwirrten Wortfügungen, und manche andre Gebrechen der Sprache und des Versbaues tragen das Gepräge der späteren Meistersängerei an sich: aber sie sind das Werk verfälschender Abschreiber.

Der Fortsetzer und Vollender der Umarbeitung hat sich am Schluße selbst genannt:

> Kyote flegetanise
> Der was her wolfram gebende
> Die aventeur zu prise
> Die bin ich albrecht hie nach ihm aufhebende.

Der ganze Abschnitt von dreizehn Strophen, wovon diese die drittletzte ist, nach dem 'Amen', welches schon den völligen Schluß ankündigt, fehlt in der fürstlich-dietrichsteinischen Handschrift; es ist nachzusehen, ob dieß nicht etwa auch in den übrigen ächteren der Fall ist. Bodmer (Zugabe von Briefen S. 154.) macht unstreitig einen übereilten Schluß, da er hieraus folgert, Albrecht von Halberstadt habe nach Eschenbachs Tode den Titurel vom zehnten Gesange an zu Ende geführt. Es ist hier bloß von einem Albrecht, unbestimmt

welchem, die Rede. Albrecht von Halberstadt war bekanntlich einer der ältesten Minnesinger; im Druck ist, so viel wir wißen, noch nichts von ihm erschienen, außer einer kleinen Probe seiner übersetzten Metamorphosen, vor deren Umarbeitung durch Jerg Wickram von Colmar (Wunderbarliche und seltzame Beschreibung u. s. w. Frankf. 1609. 4.). Die 50 Jahre der Unterbrechung nach dem Tode des ersten Meisters laßen sich durchaus nicht mit dem Zeitalter Albrechts von Halberstadt vereinbaren, denn in eben dieser Probe giebt er sich als Zeitgenoßen des Landgrafen Hermann von Thüringen an.

Man wird einwenden, an sehr vielen Stellen des Titurel, sowohl vor als nach dem zehnten Gesange, rede ja Wolfram von Eschenbach von sich als dem Verfaßer in der ersten Person. Es ist ganz begreiflich, daß der Umarbeiter, aus Ehrerbietung vor seinem großen Vorgänger, diese Anspielungen auf ihn selbst und seine Zeitgenoßen stehen ließ; ja es würde uns nicht wundern, wenn er sie noch vermehrt hätte, und wenn unter andern die häufigen und allzulangen Gespräche zwischen Hrn. Wolfram und der Frau Aventüre zum Theil von ihm herrührten. Die Namen der alten berühmten Meister wurden in der Folge beinahe sprüchwörtlich und mythologisch. Wenn nun der Umarbeiter, oder vielmehr die beiden Umarbeiter daneben Anspielungen auf ihre eigne Person einmischten, so mußte hieraus eine schwer zu lösende Verwirrung entstehn. So nennt sich denn in demselben Absatze, wo Albrecht zu reden scheint, am Schluße wiederum Wolfram:

> Mit einem schlecht drei genge
> Seind dise lider worden
> Gemeßen in rechter lenge
> Weise und wort nach meisterlichem orden
> Zu kurtz zu lang ein liet vil wol schmachet
> Jch wolfram bin unschuldig
> Ob schreiber recht unrichtig machet.

Eben diese Strophe, die mit nichts zusammenhängt, die hier in dem dietrichsteinischen, und nach Grimm auch in dem hannöverischen Manuscripte fehlt, steht schon, ganz ohne Veranlaßung, und mit stark abweichenden Lesearten, am Schluße des vierten. Püterich giebt sie noch weit mehr entstellt. Es ist lustig genug, daß die Abschreiber gerade an dieser Strophe, die eine Protestation gegen ihre Fahrläßigkeit enthält, so viel Unfug verübt haben. Statt

'drei genge' steht das erstemal 'zwigenge'. Man mag dieß nun für ein Beiwort nehmen, zweigängige, dreigängige Reime, oder es in zwei Worte zerlegen, zwei Gänge, drei Gänge von regelmäßigen Reimen, so laßen sich beide Lesearten bequem deuten. Die erste würde auf die beiden Absätze dir Strophe, die andre auf die drei Reimpaare gehen, die sie enthält.

Das Zeugniß wäre entscheidend gegen unsre Hypothese, wenn die Strophe wirklich von Eschenbach herrührte. Wir halten sie aber für ein Einschiebsel eines der späteren Meistersänger, die bei der Vervielfältigung der Abschriften mit Hand anlegten; er wollte Eschenbachen dadurch zu einem Mitgliede seiner Zunft machen. Die Umbildung und genaue Meßung der Strophe wird hier ausdrücklich für ein meistersängerisches Unternehmen erklärt. Sie war zum Gesange bestimmt, denn einmal heißt es:

'Weise' und wort nach meisterlichem orden,

das andremal:

Gar in ir 'don' nach meistersanges orden.

Die Frage über den eigentlichen Begriff des Meistergesangs, über die Epoche seiner Entstehung u. s. w., die einen lebhaften gelehrten Streit zwischen den Herren Docen und Jac. Grimm veranlaßt hat, bekommt hiedurch einen Berührungspunkt mit der vorliegenden Untersuchung. Aber

— non nostrum est tantas componere lites.

Es bleibt noch übrig, den Zweifel zu lösen, wie das alte Original von der Nachbildung so gänzlich verdrängt werden kann, daß diese allein gelesen ward, daß von jener, so viel man weiß, sich keine einzige Handschrift erhalten hat, ja daß bis jetzt nicht einmal die geringste Nachricht auf uns gekommen war. Dieß läßt sich wohl aus dem veränderten Geschmack, besonders aus der Vorliebe für kürzere Zeilen und häufigere Reime erklären, in einer Zeit, wo die Bücher noch nicht durch die Verbreitung im Druck solchen zufälligen Verdunkelungen widerstanden. Auch mochte die gemeßene Versart für den Gesang bequemer sein; es erforderte wahrscheinlich eine größere Gewandtheit des Sängers, die unbestimmte Silbenzahl der älteren einer gegebenen Weise anzupaßen.

Die siebenzeilige Strophe des Titurel scheint allerdings viel Gunst und Nachfolge gefunden zu haben. Zu dem nicht unbeträchtlichen Verzeichnisse von Dichtern, die sich dessen bedient, bei Grimm (Altd. M. G. S. 62.), muß man den erneuerten Iwain eines gewissen Ulrichs aus dem 14ten oder 15ten Jahrhundert hinzufügen, wovon Michaeler in seiner Ausgabe des älteren Proben giebt; und vermuthlich werden sich noch mehrere Gedichte in diesem Silbenmaße auffinden laßen. Da dessen Entstehung aus der vierzeiligen Strophe von selbst einleuchtet, so dürfen wir wohl mit Sicherheit annehmen, es sei bei der Umarbeitung des Titurel zuerst gebraucht worden, und überall, wo es sonst vorkommt, dieß als Nachahmung ansehen. Unstreitig ist das oben erwähnte herrliche Lied des Otto vom Turne eine der ältesten, und wüßten wir sein Zeitalter, so ließe sich auch bestimmen, unter welchen Zeitpunkt wir die Umarbeitung nicht herabrücken dürfen. Unglücklicher Weise findet sich aber in den bis jetzt bekannten Liedern dieses Dichters durchaus keine Zeitbestimmung.

Für die Auslegung und Berichtigung des alten Bruchstücks hat Docen schon viel geleistet; manche Stellen sind dunkel geblieben, und müßen es wohl bleiben, wenn nicht andre Handschriften zu Hülfe kommen. Hier nur einige Bemerkungen über das Einzelne, aus vielen, wozu uns sein Kommentar veranlaßt hat. Str. 6.: 'Die mir der Engel here entbot'; here' ist schwerlich das Adverb. 'her', sondern 'der hehre Engel'. — Str. 8.: 'din rat was alda verchlamet', erklärt Docen 'dein Rad war hier fest geklemmt'. Dieß ist gezwungen; wir nehmen 'rat' für unser 'Rath', so heißt es 'du wußtest dir nicht zu rathen noch zu helfen'; oder auch, wie es so oft vorkommt, für 'Vorrath'; 'deine Vertheidigungsmittel waren in die Enge gebracht'. — Str. 19.: 'An der wart al wipliche ere enstanden'; die passive Form scheint nicht zu 'enstanden' zu passen, vielleicht muß man statt 'wart' lesen 'war'. Wir würden vorschlagen 'enblanden', wenn man über dieß Wort im Klaren wäre, das Scherz und Oberlin irrig deuten. Unseres Erachtens ist es 'entblenden', enthüllen, in vollem Lichte zeigen, im Gegensatz mit 'blenden', verdunkeln. — Str. 51.: 'der süzze Schoynatulander genande', das letzte Wort steht hier wohl schwerlich für 'genende', der kühne, sonst könnte es den Artikel nicht entbehren, sondern für

'genannte': der süße Knabe, den man Schoynatulander nannte. — Str. 64.: 'Ja ist si gewaltch der tumben unde der grisen'. Man hat nicht nöthig, mit D. 'der wisen' zu lesen. 'Die Tummen' bedeuten häufig die jungen Leute, der Gegensatz ist also vollkommen. — Str. 72. Diese Strophe hat D. gegen die Handschrift aus ihrer Stelle gerückt, und drei andern Strophen vorgesetzt, weil es sich in dem alten Druck so findet. Uns dünkt, ohne Grund.

> Viel liep beleip al da, lieb schiet von dannen;
> Ihr gehortet nie gesprechen von mageden, von wiben, von manlichen mannen,
> Die sich herzenlicher chunden minnen;
> Des wart sit Parzifal an Sigunen zur linden wol innen.

Wiewohl am Schluße nur Sigunens Trauer erwähnt wird, umfaßen die vorhergehenden Zeilen offenbar sowohl den Abschied Gamurets von Herzelauden, als Schoynatulanders von Sigunen: 'an Mägden', das geht auf diese; 'an Weiben', auf jene, die schon vermählt war. — Str. 74.:

> Funf schoniu ors unde goldes vil, von Azachouch gesteine
> Im volget uf die vart, sin schilt andere schilt gar eine;
> Durch das solte ein schilt gesellen chiesen,
> Daz im ein ander schilt heiles wunschte, ob dirre schilt chunde niesen.

D. will in der dritten Zeile lesen 'einer schiltgesellen'. Ohne Noth: ein Schild heißt, personificiert, ein Ritter in vollständiger Rüstung. Die Knappen trugen bloß Harnische ohne Schilde. 'Niesen' erklärt D. für das (bis jetzt noch nie vorgekommene) Intransitiv von dem objektiven Verbum 'neisen, neizzen', also verderben, zu Grunde gehen. Unsers Bedünkens ganz irrig. Das Wort ist das noch übliche 'niesen', sternutare. Freilich ist das Bild seltsam genug, aber das darf uns von Eschenbach nicht befremden. Ein Schild, in obigem Sinne, sollte sich deswegen gleich gewaffnete Gefährten wählen, damit sie ihm im Falle der Noth so schnell zu Hülfe kämen, wie man Gott helf! sagt, wenn jemand nieset. — Str. 75.

> Sin herzenliche liebe unde ir minne icht fremde
> Was noch worden nie durch gewonheit: im gap dar diu chunigin ir hemde
> Blanch sidin, als es ir blenche ruorte
> Es ruorte etwaz brunes an ir huf; den poneiz vor Baldach erz fuorte.

D. will statt 'den poneiz' lesen 'uf den pun'. Warum? 'Puneis' für Kampf ist bekannt, und die weggelaßene Präposition erklärt sich leicht. — Gamurets und Herzelaudens Liebe war durch den ehelichen Besitz noch nicht erkaltet: sie gab ihm ein Zeichen ihrer Zärtlichkeit mit, das ihm ein Talisman gegen alle Gefahren dünkte: ein seltsam gewähltes Zeichen! Die Stelle ist äußerst merkwürdig wegen des wunderbaren Gemisches von lüsterner Sinnlichkeit, und heldenmüthig begeisterter Liebe. — 'Huf' erklärt D. 'Hüfte'. Sonst ganz richtig, aber an dieser Stelle zweifeln wir. Dee Bedeutung dieses Wortes und seines Diminutivs scheint ziemlich unbestimmt gewesen zu sein: 'Hüffelin' kommt vor für die Wangen; man gebrauchte es wohl für jede rundliche Erhöhung am Körper. Die andre Erwähnung erinnert an ein Lied des Tannhäusers (Bodm. Minnes. II. S. 67.),. worin er die geheimsten Reize seiner Geliebten verwegen besingt. Da heißt es 'reit brun ist ir meinel', nebst andern Ausdrücken, die Oberlin ehrbar oder achtlos unerklärt läßt. Wir verweilen nicht bei diesen Erörterungen, eben weil wir die Dichter nur allzugut verstehen. — Bei Str. 86. theilt D. eine celtische Ableitung des Titels Dauphin (bei Eschenbach 'Talfin') von Bullet mit: 'dalh', district, 'pen' ou 'pin' signifie chef, souverain, 'Dalphin', le souverain de la contrée. Nur um des Himmels willen keine celtischen Etymologien zur Erläuterung altdeutscher Gedichte! Ueberlaßen wir diese abgeschmackten Einbildungen der celtischen Akademie in Frankreich. Dauphin war allem Ansehen nach ein heraldischer Name. Obige Ableitung ist ungefähr wie die, welche Ebel in seiner Anleitung, die Schweiz zu bereisen von dem berühmten Alpengipfel, der Jungfrau, aus dem Celtischen giebt: Jun, ein Ort, Frau, wovon Waßer herabfließt. Woher wißen dieß die Herren? Der Name Jungfrau ist ein gutgemeinter Scherz, weil der Berg nie erstiegen worden. Hier aber ließe sich die celtische Erklärung Ebels allenfalls mit der germanischen vereinbaren.

Strophe 89.:

Ich spur an dir die minne, al ze groß ist ir slage.

D. erklärt 'ir slage', Verheerung, Unglück, die Wirkung ihrer Gewalt. 'Slage' scheint hier vielmehr einerlei Wort mit 'Sla' zu sein, welches Spur heißt; die beiden Formen konnten von 'slagen'

und 'slahen' abgeleitet werden. Dann wäre es zu übersetzen 'allzu stark sind ihre Spuren'. — Str. 96.: 'erworbene' sollte getrennt stehen, 'erworben e', eher erworben. — Str. 102.:

Die Kiotes chint truoch und Schoysianen (samen).

Das letzte Wort hat D. mit Recht in Klammern gesetzt. Es ist ein Zusatz des Abschreibers, der nicht begriff, 'Schoysianen' sei der Genitiv und beziehe sich ebenfalls auf 'chint', und nun den Sinn und einigermaßen den Reim zu befriedigen suchte. — Str. 152.:

Der brach halt uz der winden ein teil der phâle.

Docen: 'halt; so früh hätte ich dieses oberdeutsche halt, halter, nicht zu finden vermuthet'. Diese noch jetzt volksmäßig übliche Partikel kommt mehrmals im Parcival und sonst vor, konnte also an sich nicht befremden; aber hier gehört sie gar nicht her, denn die Wortfügung fordert offenbar ein Zeitwort. D. hat den ganzen Vers mißverstanden, indem er zugleich 'Winden' für Fenster nimmt. Wie kann bei einem Zelte von Fenstern die Rede sein? Oberlin hat ihn hier irre geleitet, aber die Stelle, welche dieser anführt (Wilh. von Oranse I. S. 129.), widerlegt seine Angabe. Es wird auch ein Zelt beschrieben:

Daz gezelt von Avinn
Mit flize ufgeschlagen wart;
— — — — — —
Vil richer lest ciret die Winden,
Daran so mochte man vinden
Vil tier an den samit geweben
Von golde, als iz solde leben;
Der ougen waren perlen wiz.
An den wintselen lag ouch fliz:
Die waren von bortsiden.

Fur 'Lest' sollte vermuthlich 'Last' geschrieben sein. Reiche Last, schwere Stickerei zierte 'die Winden', die Wände des Zeltes; diese Bedeutung giebt der Zusammenhang unwidersprechlich. Das Wort 'wintsele', Windseile, die Stricke, womit das Zelt festgespannt war, bestätigt dasselbe. So steht auch in der vorhergehenden Zeile des Bruchstücks: 'Nu waz er uz geslofen durch die winden', der Hund war unter den Zeltwänden hinausgeschlüpft. Wir würden also in

dem obigen Verse zuvörderst lesen 'uz den Winden', statt 'der'. Wegen des Zeitwortes 'halt' (gedehnt auszusprechen) müßen wir zum Holländischen unsre Zuflucht nehmen, wo haalen noch jeßt in verschiednen Zusammenstellungen 'ziehen, losreißen' bedeutet. (S. Martin Nederduitsch Woordenboek.) Dann muß der Vers übersetzt werden: der Jagdhund riß einen Theil der Pflöcke von den Zeltwänden los. — Str. 164.:

> Sus heten. si mit worten ein ander ergetzet,
> Und ouch mit guotem willen, der anevanch vil chumbers, wie wart der geletzet,
> Daz freischet wol der tumbe unde ouch der grise,
> Von dem verzageten sicherboten, ob der schwebe oder sinche an dem prise.

D. bezieht 'den verzageten sicherboten' auf den Dichter; wir begreifen nicht, in welchem Sinne. Er findet die Strophe schwer zu enträthseln; mit Recht: aus den vorliegenden Lesearten wird wohl niemand eine leidliche Erklärung herausbringen. Wir lesen ohne Bedenken mit dem alten Druck: 'unverzageten', und beziehen den unverzagten 'Sicherboten', Gewährsmann, auf Schoynatulander, der das Brackenseil um jeden Preis wieder zu schaffen gelobt hatte. Es hieße also: 'So hatten sie mit Worten und auch mit gutem Willen einander getröstet. Es war der Anfang großen Kummers; wie dieser von dem unverzagten Gewährsmann beendigt ward, das wird Jung und Alt erfahren, er mag nun dabei an Ruhm gewinnen oder verlieren.'

Jetzt nach diesen kritischen Mühseligkeiten noch einige Proben in erneuerter Schreibung, um unsern Lesern von dem Ton und Geist des Gedichtes einen anschaulichen Begriff zu geben. Str. 46.:

> Die Minne hat begriffen das Schmal' und das Breite,
> Minne hat auf Erden und im Himmel vor Gott Geleite:
> Minne ist allenthalben, wann nicht zu Hölle.
> Die starke Minne erlahmt an ihrer Kräfte, wird Zweifel mit Wank ihr Geselle.

(Glossen: 'hat begriffen', begreift in sich; 'das Schmal' und das Breite', das Kleine wie das Große, das Verschiedenste; 'wann nicht', außer; 'zu Hölle', in der Hölle; 'Kräfte', dat. singul.; 'Wank', Wankelmuth.)

Wer diese Sprüche schrieb, den müßte man wohl allein deswegen für einen Dichter von hohen Gedanken erkennen. — Gamuret sagt zu seinem Zöglinge Schoynatulander, der ihm seine Liebe zu Sigu-

nen anvertraut hat, er müße sie erst durch ritterliche Thaten verdienen; doch wünscht er ihm Glück zu seiner Wahl. Str. 97.:

Doch freu ich mich der Märe, daß dein Herz so steiget.
Wo ward je Baumes Stamm an den Aesten so löblich erzweiget?
So leuchtige Blume auf Heide, in Walde, auf Felde?
Hat dich mein Mühmel bezwungen, o wohl dich der lieblichen Melde!

(Glossen: V. 3. lesen wir mit der Regensb. Hdschr. 'So' statt Sie. Der 2te V. bezieht sich auf die glorreiche Abstammung Sigunens von den Pflegern des Grals, der 3te auf ihre eigne Schönheit; 'leuchtige', leuchtende; 'mein Mühmel', meine kleine Nichte; 'wohl dich', wohl dir; 'Melde', Meldung, Nachricht.)

Sigune, das holde Kind, —

Er kos sie vor des Maien Blick, wer sie sah, bei den Thau-naßen Blumen, —

klagt Herzelauden ihre Sehnsucht nach dem abwesenden Geliebten. Str. 111...114.:

Ich hab viel Abende all mein Schauen
Aus Fenstern über Heide, auf Straße, und gen den lichten Auen
Gar verloren; er kommt mir zu selten:
Des müßen meine Augen Freundes Minne mit Weinen theuer gelten.

So geh ich von dem Fenster an die Zinnen,
Da warte ich Osten und Westen, ob ich des möchte werden innen,
Der mein Herze lange hat bezwungen.
Man mag mich für die alten Sehnenden wohl zählen, nicht für die jungen.

Ich fahr' auf einem Wage eine Weile,
Da warte ich ferne, mehr dann dreißig Meile;
Durch daß ich hörte solche Märe,
Daß ich nach meinem jungen klaren Freunde Kummers entbehre.

Wo kam meine spielende Freude? oder wie ist so gescheiden
Aus meinem Herzen Hochgemüthe? Ein Oweh muß nun folgen uns beiden,
Daß ich eine für ihn wollte leiden;
Ich weiß wohl, daß ihn wieder gen mir jaget sehnende Sorge, der mich doch kann meiden.

(Glossen: 'des', deswegen; 'gelten', vergelten; 'da warte ich', beobachte ich wie auf einer Warte; 'auf einem Wage', Gewäßer; 'der Wag', Woge, vague; 'durch daß ich hörte', um zu hören; 'wo kam', wohin kam; 'Hochgemüthe' hoher Muth; 'ich eine', ich allein.)

So hohe und zarte Schönheiten bedürfen keiner weitläuftigen Zergliederung und ertragen sie nicht. In jedem Laute athmet stolze Kraft und innige Lebensfülle, und die begleitenden Rhythmen sind wie jauchzende Pulse, die das frische Heldenblut durch jede Ader des Gesanges hinströmen.

Aus allem Obigen erhellet, daß Docen den wärmsten Dank aller Freunde der altdeutschen Dichtkunst verdient. Das Wünschenswertheste wäre freilich, wenn der alte Titurel noch ganz wieder aufgefunden werden könnte. Muß man aber diese Hoffnung aufgeben, so wende sich dann der Fleiß der Gelehrten in diesem Fache zur Herausgabe der Umarbeitung, die bei allen Mängeln immer ein unvergleichliches Werk bleibt. Wie erhaben ist gleich der mystische Eingang! An die Erwähnung der Taufe schließt sich ein Hymnus auf das Waßer (ἄριστον μὲν ὕδωρ), worin denkende Physiker die tiefsten Naturansichten finden werden. Ueberhaupt ist das Werk ein Inbegriff aller Wißenschaft und Kunst des Mittelalters, gerade wie die göttliche Komödie. Wir kennen nicht leicht in irgend einer Sprache etwas Prachtvolleres, als die Beschreibung des dem Gral zu Ehren erbauten Tempels im dritten Gesange. Docen sagt halb scherzhaft, er erwarte darüber das Urtheil eines geschickten Architekten. Wir wünschten aber in der That, ein Kenner der Baukunst möchte sich damit beschäftigen: der Grund- und Aufriß wird sich ganz genau geben laßen. Es ist ein gothischer Dom im vollendetsten Stile, nur mit überirdischer Pracht ausgestattet, z. B. statt der gefärbten Glasscheiben sind Edelgesteine zusammengefügt, die Orgeln geben ihre Töne durch belebt scheinende Gestalten, u. s. w. Manche neuere Ansichten der gothischen Baukunst, von denen wohl noch bezweifelt wird, ob solche Gedanken jenem Zeitalter zuzuschreiben seien, werden hier vollkommen bestätigt: die allegorische Bedeutung, die Abspiegelung des Ganzen in den kleineren Theilen, u. dgl. mehr.

Die Geographie des Gedichtes, sowohl die historische als phantastische, wird viel Schwierigkeiten darbieten: die Namen sind oft geflißentlich verdeutscht, oft durch die Abschreiber entstellt, welche der fremden Laute nicht Herr werden konnten. Besondre Aufmerksamkeit verdienen die Vorstellungen vom Orient, von Indien, wo der Priester Johann thront, der zuletzt mit dem Pfleger des Grals in Eine

Person zusammenfließt. Der Glaube an das Dasein dieses heiligen christlichen Königs im fernen Heidenthum war im Mittelalter so allgemein verbreitet, daß noch Vasco de Gama, wie man weiß, Aufträge vom Könige Emanuel hatte, ihn überall aufzusuchen, und wo möglich ein Bündniß mit ihm zu schließen.

Die Ausbeute für die Sprachkunde würde unermeßlich reich, und selbst an noch brauchbaren dichterischen Ausdrücken sehr beträchtlich sein. Einem Uebersetzer des Dante wäre dieses Studium besonders zu empfehlen; es finden sich im Titurel gerade wie in der göttlichen Komödie viele aus dem Lateinischen zu einem geheimnißvollen Gebrauch in einheimische Formen übertragene Wörter: z. B. 'tempern, Temperung, firmen, sich lucernen, sich crystallen, verklarifunkelt', ein stralendes Wort, 'geparadeiset', wie beim Dante imparadisa, u. s. w. Die widerwärtige Sprachmengerei aus dem Französischen hat sich zwar daneben eingeschlichen: 'parrieren, conduwieren, movieren', und unzählige andre Wörter von diesem Schlage. An seltnen Reimen findet sich ein Ueberfluß; zum Theil sind sie durch jene glückliche Biegsamkeit der Sprache herbeigeführt, welche des Reimes wegen die Laute zu verändern erlaubt, und die wir am Italiänischen bewundern, im Deutschen aber nicht gelten laßen wollen.

Noch eine allgemeine Bemerkung zum Schluß. Bei den starken Lobeserhebungen, die jetzt den altdeutschen Gedichten von allen Seiten ertheilt werden, mögen wohl manche Leser noch immer ungläubig bleiben. Wir bitten diese zu erwägen, daß zwar für die Rettung dieser Denkmale vom völligen Untergange durch den Druck schon sehr viel, für ihre Herstellung, Auslegung und den freien Genuß aber noch fast gar nichts geschehen ist. Sie werden also wohl thun, ihr Urtheil zurückzuhalten, bis durch gelehrten Fleiß alle Hülfsmittel herbeigeschafft sind, welche sie in den Stand setzen können, in den oft tiefen Sinn der alten Dichter ohne mühseliges Grübeln, ja mit Leichtigkeit einzudringen. Es ist uns nicht unbekannt, daß unter andern Herder und Schiller sehr ungünstig über die Minnesinger urtheilten. Wir haben hierauf nur eine ganz einfache Antwort zu geben: diese vortrefflichen Männer verstanden nicht gehörig, was sie verwarfen. Adelung verstand das Altdeutsche leidlich: aber er las es bloß mit grammatischen Zwecken, nicht mit genugsamer Folge, und in der Schätzung solcher Dinge war er

recht eigentlich ὄνος πρὸς λύραν. Lessing hat sich über den dichterischen Werth wenig geäußert; allein er erkannte die Wichtigkeit der Untersuchung, und sah ein, daß man eben die kritische Genauigkeit hinzubringen müße, die man sich bei so vielen unbedeutenden Ueberbleibseln des klassischen Alterthums nicht verdrießen läßt. Es ist zu bedauern, daß andre Beschäftigungen ihn von seinen Arbeiten über das Heldenbuch und die Romane vom Gral abgelenkt haben. — Man sollte der Stimme so mancher bekannten Dichter hierüber doch einiges Zutrauen schenken: Einsicht in das Wesen ihrer Kunst läßt sich von ihnen erwarten, und ihr Zeugniß ist uneigennützig, denn sie hätten ja persönliche Gründe, zu behaupten, die Dichtkunst habe in Deutschland vor der jetzigen Zeit noch niemals geblüht. Auf das, was wir selbst hervorzubringen vermögen, legen wir geringen Werth: aber alles Große und Schöne, was die Verwahrlosung der letzten Geschlechter in Vergeßenheit begraben hat, aus welchem Jahrhundert und Himmelstrich es auch herstammen, wie fremd seine Gestalt zuerst erscheinen möge, ans Licht zu ziehen, es unsern Zeitgenoßen in frischer Lebendigkeit vorzuführen, ihnen dessen Sinn aufzuschließen: das achten wir für unsern Beruf, dem wir gern jede Anstrengung widmen.

Winckelmanns Werke, herausg. von C. L. Fernow. 1. 2. Band. 1808. 3. 4. Band, herausg. von Heinrich Meyer und Joh. Schulze. Dresden 1809. 1811.

Eine vollständige Sammlung von Winckelmanns Werken war längst ein Bedürfniß. Seine kleineren Schriften waren vergriffen und schwer zu haben, und die ursprünglichen Ausgaben seiner Geschichte der Kunst, die Dresdner und Wiener, haben, wie man weiß, jede ihre besondern Mängel. Verleger und Herausgeber machen sich also ein Verdienst durch dieses Unternehmen. Was sie bei dessen Ausführung geleistet, davon wollen wir einen getreuen Bericht erstatten.

Unsere Aufmerksamkeit fällt zuerst auf das Aeußere. W. legte, wie man aus verschiednen Stellen seiner Briefe sieht, eine ungemeine Wichtigkeit darauf. Alle seine Schriften, selbst die kleineren Abhandlungen, sind in Quart erschienen, in großem leserlichem Druck, und mit Kupferstichen verziert. Nach dem Maßstabe dessen, was man damals im typographischen Fache zu leisten gewohnt war, zeichnen sie sich vortheilhaft aus. Wir sind überzeugt, daß diese Sorgfalt für eine würdige Form nicht ohne Einfluß auf das Schicksal dieser Schriften gewesen ist. W. erklärte dadurch stillschweigend, daß sie nicht bloß eine Unterhaltung für den Augenblick, sondern ein Besitzthum auf die Dauer sein sollten, und der Erfolg hat seine Ansprüche bewährt. W. ist einer von den wenigen deutschen Schriftstellern, die ein europäisches Publikum gefunden haben, wie die vielen Uebersetzungen seiner Werke in fremde Sprachen beweisen. Auch bei diesen hat man viel Fleiß auf die äußere Auszierung gewandt: die italiänische Uebersetzung der Geschichte der Kunst von Fea, und die französische von Jansen übertreffen hierin bei weitem die früheren deutschen Ausgaben. Die Herausgeber erklären, daß sie nicht eine prachtvolle, sondern bloß eine anständige und zum Gebrauch bequeme Ausgabe haben liefern wollen. Wie uns dünkt, hätte, diesem Zweck unbeschadet, wohl etwas mehr geschehen können. Zuerst haben sie das Quartformat mit dem Oktav vertauscht. Jenes findet wenig Liebhaber unter uns, wir wißen nicht warum: die Engländer, die sich doch gewiß auf Zierlichkeit beim Druck verstehen, gebrauchen es häufig bei Werken von wißenschaftlichem oder überhaupt ernstem Inhalt. W.s Schriften waren nun einmal im Besitz, man hätte dabei bleiben sollen. Das Oktavformat hat noch die große Unbequemlichkeit, daß

nun die Kupfer nicht dem Buche selbst eingefügt werden konnten, sondern in besondern Heften in quergelegtem Quart geliefert werden mußten. Die Schrift ist ziemlich scharf, aber der Durchschuß im Text verhältnißmäßig zu weit: sollte einmal gespart werden, so konnte es hier geschehen; die Seite würde füglich ein Fünftel Zeilen mehr faßen. In den beiden ersten Bänden sind auch die Ueberschriften über den Seiten und einige Register weggeblieben; man achtet jetzt zu wenig auf solche Erleichterungsmittel des Gebrauchs gelehrter Bücher. Die Kupfer sind weniger zahlreich, als die in den Ausgaben von Fea und Jansen, und stehen auch zum Theil in der Ausführung gegen diese zurück. Doch dieß ist eine Nebensache: wer W.s Schriften mit anschaulicher Kenntniß lesen will, muß doch, in Ermangelung der Kunstwerke selbst oder ihrer Abgüße, zu größeren Kupferstichwerken seine Zuflucht nehmen.

Wenn diese Ausgabe also von Seiten des Angenehmen noch viel zu wünschen übrig läßt, so leistet sie dagegen desto mehr Nützliches. Das Schwerste ist gethan: wenn der Druck erst beendigt ist, so wird alsdann eine schöne Ausgabe in Quart, mit großer deutscher Schrift (denn das Zwitterwesen der ausländischen Buchstaben würde unserm W. übel stehen), mit wiederhergestellten oder neu hinzugefügten Verzierungen nachfolgen können, wobei durch mehrmaliges Ueberarbeiten größere Vollendung möglich sein wird. Es wäre doch betrübt, wenn die Lage unsers Buchhandels nicht gestattete, einem unserer ersten Schriftsteller, dem im Auslande längst diese Ehre widerfahren ist, ein würdiges Denkmal zu setzen, während täglich die werthlosesten Büchlein mit überflüßigen Zierraten erscheinen.

In Bezug auf das Folgende erklären wir uns zuvörderst über die etwas geharnischte Vorrede zum dritten Bande,

wo die Herausgeber (S. 8.) sagen: 'Was wir theils durch eigene Anschauung der Kunstdenkmäler des Alterthums, theils durch die Schriften eines Heyne, Lessing, Visconti, Millin, Böttiger und anderer sachverständiger Männer belehrt, für oder wider Winckelmanns Meinung in gedrängter Kürze beigebracht, verzeihe uns sein Genius, und sehe aus unserm im Ganzen herrschenden Ton, wie wenig wir zusammenstimmen mit der in unsern Tagen so häufigen Menschenbrut, welche undankbar gegen frühere unsterbliche Verdienste, voll Anmaßung und Eigendünkels, vorwitzig modelnd und meisternd, gerade gegen die Männer auftritt, welche ihr zuerst die blöden Augen geöffnet und es ihr möglich gemacht haben, selbst das Wenige zu sehen, was ihr beschränkter, stets vom Einzelnen befangener Blick zu faßen vermag.' Wir bekennen, nicht zu wißen, worauf dieses zielt, und möchten um nähere Nachweisungen bitten. Unsers Wißens ist in Deutschland noch nie ein namhafter Angriff auf W.s Ruhm geschehen. Im Gegentheil, es ist allgemeiner Ton, mit Verehrung von ihm zu sprechen, und Schriftsteller von sonst sehr abweichenden Meinungen stimmen hierin überein. Schonung gegen Andere war eben nicht W.s Sache. Er läßt verdiente Gelehrte oft sehr schnöde an, wegen vermeinter oder wirklicher Irrthümer, er streut sarkastische Anspielungen gegen einzelne Menschen und ganze Völker und Zeitalter mit vollen Händen aus. Wir sehen also nicht ein, wodurch seine häufigen Mißverständnisse und Irrthümer, seine Einseitigkeit, seine offenbaren Ungerechtigkeiten eine so zarte Schonung verdienen sollten; und wir glauben über die Mängel seiner Werke mit aller Freimüthigkeit nach unserer Ueberzeugung reden zu dürfen.

Die Arbeit der Herausgeber theilt sich in das, was sie am Text gethan haben, und in die beigefügten Anmerkungen.

Das erste könnte befremden, allein es hat mit W.s Schriften eine eigene Bewandtniß. Wir sind arm an musterhaften Prosaikern, W. ragt unter den wenigen hervor. Einfachheit und Strenge, eine gewisse alterthümliche Würde, und besonders eine großartige Ruhe in der Begeisterung sind die Tugenden seiner Schreibart. Daneben hat sie aber fast alle grammatischen Unvollkommenheiten, die sich nennen laßen: schielende Ausdrücke, ungeschickte Wortstellungen, schleppende Wortfügungen, daraus entstehende Verworrenheit, und überhaupt eine gewisse Steifheit und Unbeholfenheit. Ungeachtet er großen Fleiß auf seine Schreibart wandte, so daß ihm nach seiner eignen Versicherung die Beschreibung des Torso und des Apollo sehr viel Zeit gekostet, läßt sich doch wohl begreifen, wie dieß zugieng. Er war im Brandenburgischen geboren, einer Gegend, wo das reine Deutsch eben nicht zu Hause ist; nachher beschäftigte er sich als Schullehrer mehr mit den alten Sprachen, als mit seiner eignen; er verließ Deutschland, als unsre Prosa noch wenig entwickelt war, und während seines vieljährigen Aufenthalts in Italien las er wohl wenig deutsche Bücher, und bediente sich mündlich und schriftlich meistens fremder Sprachen. Ueberhaupt hatte W. wenig natürliche Anlage, die Sprache zu handhaben. Sein geringes philologisches Talent verräth sich in den häufigen falschen Auslegungen und unglücklichen Versuchen zu Verbeßerungen des Textes der alten Schriftsteller, die er doch unaufhörlich las. Augenscheinlich ist seine Prosa weit mehr veraltet als die andrer Zeitgenoßen, z. B. Lessings. Indessen seine veralteten Wendungen kann

man ihm schon laßen, so wie alles, was irgend eigenthümlich ist; nur ein Widerspruch mit den Gesetzen der Sprache kann Niemanden verstattet werden, um seine Eigenthümlichkeit kund zu geben. Die Herausgeber sagen in der Vorrede zum dritten Bande S. 3.: 'Weil ein großer Geist sich auch in solchen Dingen offenbart, welche man bei weniger begabten Naturen für zufällig und gleichgültig halten könnte: so haben wir selbst in der Bildung der Sprachformen und der Orthographie, wie sie Winckelmann in allen seinen deutschen Schriften folgerecht beobachtet, uns keine Aenderung erlauben wollen, so wenig auch der Sprachgebrauch und die in unsern Tagen eingeführte Art zu schreiben dieses billigen mag.' Wir sind gar nicht dieser Meinung. W. scheint weder die Grammatik der deutschen Sprache, noch ihre Schreibung jemals zum Gegenstande eines gründlichen Nachdenkens gemacht zu haben. Wie können die Herausgeber nur von folgerechter Orthographie sprechen? Der Augenschein lehrt das Gegentheil. In dem Versuch einer Allegorie steht S. 46. 'Wurfspiese', und S. 48. 'Spiesse', beides falsch statt 'Spieße', und so in unzähligen Fällen. Fast durchgängig schreibt W. 'Ertzt'; das zweite überflüßige t zugegeben, so hätte er dann wenigstens auch schreiben müßen 'Hertz, Schmertz', was er doch nicht thut. Will man dergleichen auf die Drukker schieben, da W. meistens in weiter Entfernung vom Druckorte war, so läuft es auf Eins heraus: warum soll man alte Druckfehler hegen und pflegen? Die Herausgeber haben sogar eine offenbar fehlerhafte Schreibung der Namen nicht selten beibehalten, z. B. B. II. S. 448. 'Harpyen' statt 'Harpyien', S. 491. 'Hygiäa' statt 'Hygiea', S. 499. 'Pirenus' statt 'Pyreneus', S. 562. 'Eumeus' und 'Siria', statt 'Eumäus' und 'Syria'; B. III. S. 8. 'Plateäa' statt

'Platäa' u. dgl. mehr. Dagegen haben sie selbst W.s richtige Schreibung nicht immer genau befolgt. B. III. S. 22. 'Bakchus' (dann müßte es wenigstens 'Bakchos' heißen), wogegen dann S. 24. 'Boeozien', S. 61. 'Mazedonien', und S. 183. 'Alzibiades', seltsam absticht. Wenn man nicht gerade griechische Dichter nachbilden will, so ist es wohl am gerathensten, bei den griechischen Namen, die wir von den Römern überkommen haben, die Schreibung dieser beizubehalten, da ja doch unser Alphabet dem griechischen keineswegs entspricht. So beobachtete es auch W., einzelne Nachläßigkeiten ausgenommen. Verschiedentlich sind Druckfehler beibehalten, z. B. B. II. S. 586. ὐός für υἱός, S. 595. *Λοῦ* für *Λοῦς*. B. I. S. 262. Z. 16. 'wird' für 'werden', S. 400. Z. 11. 'deren' für 'dessen'; B. II. S. 448. Z. 4. 'soll' für 'sollen', sind Schreibfehler, die, wie eine Menge andre, stehen geblieben sind. Noch schlimmer sind B. I. S. 248. Z. 2. 'im Deutschen', und B. II. S. 394. Z. 8. 'im Gesichte'; Schreib- oder Druckfehler die den Sinn ganz entstellen. B. IV. S. 5. 'der vorzügliche Himmel bestand in einer 'gemäßen' Witterung'. Ohne Zweifel wollte W. schreiben 'gemäßigten'.

Daß viele solcher Versehen auf die Rechnung der Drukker der ersten Ausgaben kommen, machen einige Stellen glaublich, wo durch mehrere ausgefallene Worte der ganze Gedanke verdunkelt ist. B. III. S. XXXVI. 'Da man nun zwischen dem Kopfe der Niobe und jenem einzelnen Abguße, und in diesem mehr Rundung bemerket, auch den Mund beßer gebildet gefunden, haben einige daraus schließen wollen', u. s. w. Hier fehlen offenbar nach 'Abguße' die Worte 'eine Vergleichung angestellet'. B. III. S. 7. 'Wenn man also auch zugestehen wollte, daß die Griechen die Kunst von

den Aegyptern erhalten, so muß man wenigstens auch bekennen, daß es mit jener, wie mit dieser ergangen sei; denn die Fabeln der Aegypter wurden unter dem griechischen Himmel gleichsam von neuem geboren', u. s. w. Hier fehlen nach 'Kunst' die Worte 'sowohl als die Mythologie', oder 'die Götterlehre'. B. IV. S. 151. 'So wie die zwo berühmten Schulen der alten Weltweisen, in einem der Natur gemäßen Leben, die Stoiker in dem Wohlstande das höchste Gut setzten' u. s. w. Hier ist ein doppeltes Versehen eingeschlichen, eine Versetzung und eine Auslaßung: es sollte heißen 'die Stoiker in einem der Natur gemäßen Leben, die Peripatetiker in dem Wohlstande'. — Die Herausgeber haben diese Stellen ohne Berichtigung, ja sogar ohne Bemerkung der Lücke vorbeigehen laßen.

Wahre und derbe Sprachfehler sind jedoch zu häufig in allen deutschen Schriften W.s, als daß sie nicht von ihm selbst herrühren sollten. Falscher Gebrauch der Vorwörter: B. II. S. 436. 'ohne der von mir gemachten Bemerkung', statt 'die' und 'gemachte'; S. 456. 'vor neu halten', statt 'für', vielmals; S. 459. 'unter die Tugenden scheinet auch die Beständigkeit zu sein', st. 'den'; S. 482. 'wurden in dasselbe Geschichten angebracht', st. 'demselben'; B. III. S. VI. 'die neben dem Schlafe gesetzet sind', st. 'den Schlaf'; S. XXV. 'mit dem rechten Arme auf seinem Haupte geleget'; B. I. S. 243. 'eine Begebenheit in einer einzigen oder in ein paar Figuren, und dieses in groß gezeichnet, vorzustellen', st. 'diese ins Große', oder 'groß gezeichnet'. B. I. S. 245. 'nähere dich zu den Werken des Alterthums'. — Falscher Gebrauch des Zeitwortes: B. II. S. 467. 'daß das beziehende Bild, auf diejenige Sache, auf die es sich beziehet, führe'; muß heißen 'das sich beziehende', oder beßer

bliebe das müßige Beiwort ganz weg. Man bemerke zugleich die schleppende Wortfügung. Der Satz würde an Kürze, Nachdruck, Deutlichkeit und Wohlklang gewinnen, wenn es hieße 'daß das Bild auf die Sache führe, worauf es sich beziehet'. B. III. S. 63. 'die erstaunenden Bilder', st. 'erstaunlichen'. Das Zeitwort 'erstaunen' kann nie transitive sein. — Falscher Gebrauch der Fürwörter: B. II. S. 476. 'Aus einer Arbeit, wie die des Ripa seine ist', st. 'wie die des Ripa ist'. S. 507. heißt es vom Vulkanus 'Sein eigenes Opfer' st. 'das ihm eigene'. B. III. S. XVII. 'Menschen von dieser Art sind eines ewigen Gedächtnisses würdig, welches sie ihre eigenen Verdienste versichern', st. 'dessen'. S. XXIX. 'das Leichenbegängniß des Meleagers' (Meleager) 'und dessen Ehegenoßinn Cleopatra'; es muß 'seiner' heißen, sonst ist der Genitiv nicht bezeichnet. — Falsches Geschlecht der Nennwörter: B. II. S. 513. 'hat Pallas ihren Aegis'; mit der griechischen Endung sollte auch das Geschlecht beibehalten sein: die deutsche Endung 'Aegide' macht das Wort von selbst weiblich. B. I. S. 205. 'der Eck', mehrmals für 'die Ecke'. B. IV. S. 83. 'ohne sichtbaren Band, der sie halten konnte', st. 'sichtbares Band, das'. — Falsche Biegungen: B. I. S. 257. 'nach erlangter wahren Kenntniß', statt 'wahrer'. B. I. S. 354. u. f. 'Gewölber', durchgängig für 'Gewölbe'. B. II. S. 409. 'von weiten', st. 'weitem', mehrmals. B. IV. S. 56. zählt man in drei Worten zwei grammatische und einen orthographischen Fehler: 'Ihr vielvergnügende Mädgens'. Es sollte heißen 'Ihr vielvergnügenden Mädchen': die Bildung der Mehrzahl durch s gehört nur den gemeinsten Spracharten an. Es wird einem ordentlich schlimm zu Muthe, die anmuthigen Worte Pindars *πολύξενοι νεανίδες* so übersetzt zu sehen.

Auch 'vielvergnügend' ist unzart, und nicht einmal treu. — Undeutsche Gallicismen: B. III. S. IV. 'man findet es schlechter, als es nicht ist'. B. IV. S. 150. 'eine Frau, die kaum an die Rückkehr ihrer Blüthe gelangt ist.'

Alle diese Sprachfehler und hundert andre haben die Herausgeber stehen laßen. Fernow hat Einiges stillschweigends verbeßert, er sah folglich die Nothwendigkeit ein. Seine Nachfolger hätten diesen Grundsatz nur mit Fleiß und Genauigkeit durchführen sollen, und wir wünschen, das hierin Versäumte möge in den folgenden Bänden, und bei einer zu hoffenden neuen Ausgabe der schon erschienenen nachgeholt werden.

Man behält im Sallustius die älteren Formen bei, weil man weiß, daß er sie mit Absicht vorzog: Winckelmann ist billig dasselbe Vorrecht zu gönnen, wiewohl Manches mehr ein altfränkisches, als ein alterthümliches Ansehen hat. Dahin rechnen wir den häufigen Gebrauch des Fürwortes 'derselbe', wo es ohne allen Nachdruck steht, und ungefähr wie das veraltete französische icelui herauskommt. Manchmal wird die Wiederholung dem Ohre doch gar zu mißfällig; z. B. B. II. S. 431. Dahin rechnen wir ferner die gedehnten Biegungen der Zeitwörter, wiewohl sie manchmal sehr fremd sind, als 'machet, liebet', und auch sonst, durchgängig gebraucht, unsre Prosa mit weiblichen Endungen überhäufen. Ganz unstatthaft scheint es hingegen, bei lateinischen Namen und Wörtern die fremde Biegung beizubehalten: auf einem 'Suggestu', in dem 'Foro', mit dem 'Caduceo', des 'Musei Capitolini', die 'Antiquarii' und unzählige andre. Wenn man einmal so schreibt, so hat man keinen Grund, nicht auch zu sagen 'zur Zeit des Consulis Bruti'. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts that man

dieß wirklich, aber man kündigte die Sprachvermengung durch lateinische Buchstaben an, und diese pedantische Zierlichkeit ist mit Recht längst abgeschafft. W. war darin so wenig folgerecht, daß er setzt 'die Censors'; B. IV. S. 86. 'Mutter von zween Lares' und S. 112. 'nebst den Horae', wo es dann wenigstens 'Laribus' und 'Horis' heißen müßte. Sprachwidrig ist auch 'des Jupiters, des Meleagers' u. s. w., denn der Artikel wird vor eigenen Namen bloß in Ermangelung der Biegung zu Hülfe genommen: außerdem ist es eine gemeine Sprechart. Bei dem langen Aufenthalt im Auslande war W. einer andern Sprachvermengung ausgesetzt: die italiänischen Benennungen wurden ihm geläufiger; er glaubte wohl gar, es gebe keine deutschen für dieses und jenes, wie er einmal (B. IV. S. 142.) neben 'betäubt' intronato in Klammern setzt, als ob es etwas mehr bedeutete. 'Amorini, Medaglioni, Campidoglio' u. dgl. würden wir ohne Umstände verdeutschen. 'Conturn' ist nun weder italiänisch noch französisch; das Wort würde beßer ganz beseitigt, da wir ein eben so gutes haben. 'Der Trunk' einer Statue (B. III. S. XIII.) ist äußerst fehlerhaft aus truncus gebildet, wegen des Gleichlautes mit 'Trunk' von 'trinken'; überhaupt haben wir Ueberfluß an deutschen Wörtern, der Rumpf, der Sturz.

Wir glauben, man könnte noch weiter gehn, und ungeschickte Wortstellungen behutsam verbeßern. W.s erste Schrift 'über die Nachahmung' hebt gleich mit einer solchen an: 'Der gute Geschmack, welcher sich mehr und mehr durch die Welt ausbreitet, hat sich angefangen zuerst unter dem griechischen Himmel zu bilden'. Es sollte heißen 'hat unter dem griechischen Himmel zuerst angefangen sich zu bilden'. B. II. S. 386. 'Seine Entschuldigung war, daß er in jun-

gen Jahren die Werke der alten Kunst, in Gesellschaft zweier noch lebender' (lebenden) 'Künstler jenseit der Gebürge gesehen'. Sollte man, wie der Satz steht, nicht glauben, Herr von Stosch habe die alten Kunstwerke nicht in Italien, sondern im Norden der Alpen kennen gelernt?

Bedenklicher ist es mit den schielenden Ausdrücken, weil sie oft aus der Verworrenheit und Unreife der Gedanken entspringen. B. II. S. 151. 'die ältesten Künstler der Griechen entwarfen ihre Bilder mehr nach der Deutung als wechselsweise'. Was heißt dieß? Wie kann man die Bilder und ihre Deutung wechselsweise nach einander entwerfen? Vermuthlich steht 'wechselsweise' für 'umgekehrt', allein auch dieß möchte unmöglich sein, die Deutung nach den Bildern zu entwerfen; denn die Deutung ist ja nicht willkürlich. W. erklärt sogleich näher, was er eigentlich sagen will, aber der ganze Satz bis zum Schluße bedürfte einer Umschmelzung, um logisch richtig geschrieben zu sein. B. I. S. 157. 'Diese Verschiedenheit der Empfindung lieget entweder in der Eigenschaft der Nachahmung überhaupt, welche desto mehr rühret, je fremder sie ist, als das Nachgeahmte, oder mehr an ungeübten Sinnen' u. s. w. Soll dieß etwa heißen 'welche mehr rühret, als das Nachgeahmte, und um so mehr, je fremder dieses uns ist'? Auch so bringen wir noch keinen leidlichen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden heraus. B. II. S. 382. 'Die Fähigkeit das Schöne in der Kunst zu empfinden, ist ein Begriff, welcher zugleich die Person und Sache, das Enthaltende und das Enthaltene in sich faßet, welches ich aber in eins schließe, so daß ich hier vornehmlich auf das erstere mein Absehen richte' u. s. w. Dieß sieht aus wie ein Räthsel für einen Oedipus, und doch wollte W. vermuthlich etwas ganz Gewöhnliches sagen, nämlich

'Bei der Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, kommt zweierlei in Betracht, das Schöne als deren Gegenstand, und dann die Eigenschaften der Sinne und des Geistes, wovon sie abhängt'. — Solche Sätze bleiben unheilbar, weil man nicht mit Sicherheit weiß was der Vf. gewollt hat. B. IV. S. 91. 'der Kopf der höchsten Schönheit in demselben (dem Bacchus) ist mit dessen ergänzter Statue, die etwas größer als die Natur ist, nach England gegangen.' Es reut uns die Zeit, alle in diesen Zeilen enthaltenen Fehler der Schreibart zu entwickeln.

Wer durch Wegräumung solcher logischen und grammatischen Mängel W.s Eigenthümlichkeit für gefährdet hält, lobt sie nicht zum Besten. Der große Eindruck, denn seine Schreibart macht, beruht auf ganz andern Eigenschaften, und diese würden, von störenden Versehen gereinigt, nur desto glänzender hervortreten. Wollte man die Gewißenhaftigkeit auf das Aeußerste treiben, so könnte man ja die ursprünglichen Lesearten am Schluße beifügen.

Bei einem gewöhnlichen Schriftsteller würde solche Sorgfalt nicht der Mühe lohnen. Allein W.s Prosa ist in allen wesentlichen Stücken klassisch; man helfe ihr also nach, auf daß sie es auch in Nebendingen werde, für deren Berichtigung W. selbst einen Grammatiker hätte sorgen laßen sollen, wie er es bei seinen italiänischen Schriften that.

Unsers Erachtens ist demnach diese Ausgabe in Bezug auf die Durchsicht des Textes noch weit von der Vollendung entfernt. Hängen manche Leser so fest am Buchstaben W.s, daß sie durchaus auf einem ganz unveränderten Abdrucke der ältern Ausgaben mit ihren zahlreichen Fehlern bestehen, so geschieht auch diesen keine Genüge.

Wir kommen auf die Anmerkungen, und hier müßen wir unterscheiden, was Fernow, und was seine Fortsetzer gethan. Der verstorbene Fernow scheint auf das ganze Unternehmen keine sonderliche Mühe verwandt zu haben. Ein Leben W.s, wie er es abgefaßt, ließ sich nach Huber und Goethe leicht schreiben; seine Anmerkungen sind meistens unbedeutend, und wenn man alles abrechnet, was er von Fea, Lessing, Heyne und Andern entlehnt hat, so wird ihm wenig Eignes übrig bleiben. Bei der Schrift über die Allegorie am Schluße des zweiten Bandes kommen zuerst mit M. unterzeichnete Anmerkungen vor, ohne Zweifel von Hrn. Meyer, der sich erst auf dem Titel des dritten Bandes nennt. Wir vermuthen, daß hier Fernows Arbeit durch den Tod unterbrochen worden sei, wiewohl es nirgends ausdrücklich angezeigt ist. Die Anmerkungen der Herausgeber des dritten und vierten Bandes sind weit bedeutender, und von sehr schätzbarem Gehalt. Zwar haben sie einen gründlichen Vorarbeiter an dem fleißigen Fea gehabt, so wie schon Fernow bei der Schrift über die Baukunst, und bei den Briefen über die herkulanischen Entdeckungen. Es wird diesem belesenen Alterthumsforscher von den Herausgebern etwas unfreundlich vorgerückt, er verstehe kein Griechisch, und helfe sich mit schlechten Uebersetzungen. Er hat doch Winckelmann bei einer Stelle, wo dieser behauptet, Stephanus, Rhodomann und sogar Weßeling hätten den Diodor nicht verstanden (B. I. S. 323. Anm. 32.), und bei manchen andern treffend zurecht gewiesen. Daß der Abate Fea eine nicht nur gründliche, sondern kritische Kenntniß der lateinischen Sprache besitzt, davon hat sich der Vf. dieser Anzeige in Gesprächen mit ihm öfter überzeugt. Die Herausgeber haben daher recht wohl gethan, seine Anmerkungen ganz oder im Aus-

zuge zu geben. Feas Berichtigungen und Zusätze betreffen mehr den antiquarischen, die ihrigen den künstlerischen Theil, Urtheile über einzelne Kunstwerke, Nachweisungen der seitdem entdeckten, Nachricht von dem Schicksale der verlorengegangenen oder verpflanzten u. s. w. Es ist also für Leser jeder Art bei dieser Ausgabe reichlich gesorgt.

Die Anmerkungen sind an den Schluß der Schriften und Bände gesetzt, weil sonst freilich der Text zuweilen nur wenige Zeilen auf einer Seite eingenommen hätte. Indessen wünschten wir, solche Anmerkungen, die bloß in Citaten bestehen, möchten durch eine andre Bezeichnungsweise unterschieden sein, damit der Leser nicht durch das beständige Nachschlagen gestört würde. Wahrscheinlich um diese Unterbrechung zu verhüten, verbat sich W. in seinem letzten Willen alle ferneren Anmerkungen. Hierin konnte man ihm freilich nicht willfahren: der Versehen sind zu viele, und dem Leser, der erst Belehrung sucht, ist doch nicht zuzumuthen, daß er Wahrheit und Irrthum so ganz ungesichtet hinnehme. Bei der Geschichte der Kunst sind die Anmerkungen fast bis zur Hälfte jedes Bandes, und zwar in engerm Druck, angewachsen. Dieß war unvermeidlich, wenn alles, was in dieser Wißenschaft seitdem geleistet worden (freilich großentheils auf W.s Veranlaßung) nachgetragen werden sollte. Wir schlugen oben vor, den Text in grammatischer Hinsicht durchgehends zu berichtigen; unsers Bedünkens könnten auch manche Sachberichtigungen dem Texte ohne weiteres eingerückt werden. Es ist in der That verdrießlich, wenn man sich erst bei Lesung des Werkes bemüht hat, eine Angabe seinem Gedächtnisse einzuprägen, und nachher beim Nachschlagen der Anmerkungen erfährt, man habe sich vergeblich bemüht, und müße etwas ganz Anderes an die Stelle setzen.

Wo W. auf seine irrigen Annahmen weiter fortbaut, und sie in seine Schlußfolgen verflicht, da läßt sich freilich nichts ändern. Oft aber betrifft der Irrthum bloß Nebendinge, und hat keinen weitern Einfluß. Von dieser Art ist es, wenn B. III. S. 13. steht 'dergleichen Augen hat vermuthlich Diodorus anzeigen wollen, wo er von den Figuren des Dädalus sagt, daß dieselben gebildet gewesen ὄμμασι μεμυκότα'. Hier konnte durch die geringe Veränderung 'von den Figuren vor der Zeit des Dädalus', die Anmerkung erspart worden. Eben so S. 8., 22., 29., 36. bei den Stellen, wozu die Anmerkungen 9., 68., 109. und 152. gehören, und bei vielen andern. B. I. S. 378. giebt W. den Zeitraum von zehn Olympiaden auf mehr als neunzig Jahre an. Auch dieser Schreibfehler ist beibehalten, und durch eine Anmerkung Feas berichtigt. Wo W. so starke Uebereilungen entschlüpft sind, wie die, daß er berühmte Dichter satyrischer Dramen und sogar den Tragiker Aeschylus für Bildhauer ausgiebt, die sich in Statuen von Satyrn ausgezeichnet (B. IV. S. 76.), da könnte man wohl, aus Sorgfalt für seinen Ruhm, einige Zeilen ganz ausstreichen. Dem Lehrer großer Wahrheiten muß Manches hingehn, einen Andern würde man nach solch einer Probe unfehlbar für einen Fremdling in der griechischen Litteratur halten.

Wir wollen die verschiedenen Schriften nach der Reihe durchgehen, und nur einige von den dadurch veranlaßten Bemerkungen mittheilen.

B. I. Nr. 1. Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst. II. Sendschreiben über die Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke. III. Nachricht von einer Mumie in dem königl. Kabinet der Alterthümer zu Dresden. IV. Er-

läuterung der Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke, und Beantwortung des Sendschreibens über diese Gedanken.

Gleich in seiner frühesten Schrift 'über die Nachahmung' hat W. die Grundsätze ausgesprochen, die ihn nachher immerfort leiteten. Beharrlichkeit ist das erste Erforderniß für Geister, die auf ihre Zeit wirken wollen. Auch die Eigenthümlichkeit seiner Schreibart kündigt sich schon entschieden an, doch spürt man noch hier und da einen leichten Anstrich französischer Wendungen. In dem 'Sendschreiben', worin W. zum Schein sich selbst angriff, sieht man ein nicht recht gelungenes Streben nach schalkhafter Ironie: W.s Munterkeit ist etwas steif und gravitätisch. In den Urtheilen findet sich noch viel Unreifes. Er schrieb damals gewissermaßen unter der Vormundschaft Oesers, und was dieser würdige Mann, dem wir in Rücksicht auf W. so viel verdanken, selbst zu malen vermochte, das wißen wir alle. Indessen erstreckten sich seine Einsichten in die Kunst unstreitig weiter als seine Mittel der Ausübung. Und dennoch, was bewunderte W. nicht noch Alles nach Anleitung dieses Lehrers! Die manieriertesten Erzeugnisse seiner oder der jüngstvergangnen Zeit, die nun schon in Vergeßenheit begraben sind. W. kam nach Italien, und die bisherigen Brillen fielen ihm plötzlich ab, aber nur um mit anders gefärbten vertauscht zu werden. Nun sollte im Norden der Alpen kaum irgend etwas Schönes vorhanden sein, oder hervorgebracht werden können: es fehlte nicht viel so hätte er sich wie ein nie gereister Italiäner eingebildet, jenseit der Gebirge fange gleich der ewige Schnee an. Nun verkannte er den Geist der großen neuern Meister, oder lobte sie bloß als unvollkommene Nachahmer der Alten. In dieser Denk-

art, die Kunst der Neuern ganz gegen die der Alten zurückzusetzen, wäre ein gewisser Zusammenhang gewesen. Aber zum Unglück maß W. mit verschiedenen Maßen. Wie er vorhin Oesern mit dem Aristides verglichen, und ihn den Maler der Seele genannt hatte, so war ihm nun Mengs der große Wiederhersteller, ja der erste Schöpfer ächter Kunst, der alle Meister des sechszehnten Jahrhunderts verdunkelte. (B. IV. S. 230.) Seine Lobrede ist so sehr außer allem Verhältniß mit dem Gegenstande und mit der Schätzung der nächsten Nachwelt, daß sie W. um den Ruf eines Kenners bringen müßte, wenn ihn nicht eine liebenswürdige Verblendung der Freundschaft entschuldigte. Auch auf W.s Urtheile über die alten Kunstwerke hatte Parteilichkeit, unter andern für die Sammlung seines Gönners, des Kardinals Albani, einen ungebührlichen Einfluß.

Kleine Aufsätze über Gegenstände der alten Kunst aus Zeitschriften: I. Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst. II. Von der Grazie in den Werken der Kunst. III. Beschreibung des Torso im Belvedere in Rom. IV. Nachrichten von dem berühmten stoschischen Museo in Florenz. V. Anmerkungen über die Baukunst der alten Tempel in Girgenti in Sicilien.

Die beiden ersten Aufsätze enthalten manches goldne Wort; die Beschreibung des Sturzes vom Herkules ist ein hinreißender Dithyrambe. W. hat in dieser Art nur noch eine Schilderung des vatikanischen Apollo geliefert, die aber in der 'Geschichte der Kunst' nicht ganz an ihrer Stelle steht. Es wäre zu wünschen, er hätte sein Vorhaben ausgeführt, die schönsten Statuen so zu beschreiben. (B. I. S. 287.) So viel sich W. mit diesem herkulischen Sturze beschäftigt, so hat er doch dessen Deutung nicht erschöpft.

Dieses Bruchstück ist, in Bezug auf das Ganze, das man sich dabei vorstellen muß, vielen Mißdeutungen ausgesetzt gewesen. Bernini hielt es für einen spinnenden Herkules; Heinse behauptet im Ardinghello, Herkules habe die Hebe auf seinen Knieen gewiegt, als ob die alten Künstler ihre Götter 'Wie gefällt dir dein Nachbar?' hätten spielen laßen. W. hatte richtig erkannt, der Held sei schon vergöttert dargestellt, aber nun blieb er bei dem Begriffe eines ruhenden Herkules stehen. Nach ihm (B. III. S. XXV.) soll der linke Arm über das Haupt gelegt gewesen sein, was bei der Neigung vorwärts eine gezwungene Stellung hätte sein müßen. Ohne von Flarmans Vermuthung zu wißen, wurde es uns bei Betrachtung dieses herrlichen Ueberrestes im Museum zu Paris klar, daß es einer Gruppe des Herkules und der Hebe angehöre. Die Göttin stand zur Linken neben ihm, seine Rechte von der gesenkten Schulter herab empfieng die dargebotene Nektarschale, seine Linke ruhte vielleicht auf ihrer Schulter, und das vorwärts gewandte Haupt schaute in trunkener Entzückung zu ihr hinauf. Wir haben die flarmansche Zeichnung nicht gesehen, und wißen nicht, wie nahe sie mit unsrer Annahme zusammentrifft; doch zweifeln wir, ob der geistreiche Mann ein so gelehrtes Werk mit gleicher Kraft der Zeichnung wird haben ergänzen können.

'Anmerkungen über die Baukunst der Alten.' Eine der unbedeutendsten Schriften W.s, die seit ihrer Erscheinung noch beträchtlich an Werth verloren hat. Theils zufällig, wegen der vielen seitdem entdeckten und beschriebenen Denkmale in Sicilien und Griechenland; dann auch, weil viel und zum Theil vortrefflich über den Vitruvius gearbeitet worden ist, unter andern durch Hrn. Architekt Genelli

in Berlin. Die Baukunst war nicht eben W.s Stärke: er verwechselt sogar einmal unter den verschiedenen Arten von Tempeln den Amphiprostylos mit dem Peripteros (B. I. S. 332.). Ueber den Geist der alten Baukunst sagt er wenig, und in ihre Technik tief einzudringen, dazu besaß er ohne Zweifel nicht genug mathematische Kenntnisse. Wo seine Beschreibungen nur irgend an das Geometrische hinstreifen, werden sie verworren. In dem Aufsatze über den Tempel zu Girgenti heißt es S. 290.: 'Der englische Fuß ist kleiner als der alte griechische; aber der Unterschied ist sehr geringe: der englische Fuß, welcher zwölf Zolle hat, ist um 875/10000, oder um das zehntausendste achthunderste und fünf und siebenzigste Theil eines Zolles kleiner als der griechische. Der Pariser Fuß ist größer als der englische, und jener enthält mehr als dieser um 8160/10000, oder um den achttausendsten hundert und sechszigsten, zehntausendsten Theil eines seiner Zölle. — Diese genaue Bestimmung hat mir Hr. Henry Esq. mitgetheilt' u. s. w. Wie kann man nur in eine so leichte Sache so viele Verwirrung hineinbringen? Die Umschreibung in Worten war ganz unnöthig; jedermann weiß ja einen Decimal-Bruch zu lesen. Wollte man sie aber setzen, so mußte es heißen 'der englische Fuß, welcher zwölf Zolle hat, ist um 0,0875 Zoll, oder um achthundert fünf und siebenzig Zehntausendtheilchen eines Zolles kleiner als der griechische Fuß' u. s. w.; und so hätten es die Herausgeber nur gleich setzen sollen. Nachher sagt W. S. 299. 'Die Länge dieses Platzes kommt mit dem Maße des Diodorus überein, welcher die Länge des Tempels auf 340 Fuß setzt; nach dem englischen Maße sind es 345 Fuß.' Dieß ist wieder falsch, denn 0,0875 . 345 = 30,0875; also trägt der Unterschied nur etwas über 2½ Fuß aus.

In den 'Anmerkungen über die Baukunst' S. 346. hat Fernow einen wunderlichen Irrthum ohne Rüge vorbeigehen laßen. W. redet von Steinen, die nachwachsen, wie es von den tiburtinischen Steinbrüchen bekannt ist, und fügt hinzu: 'Noch außerordentlicher aber ist der Porphyr, in welchem man vor dreißig Jahren eine goldne Münze des Augustus fand.' In der angefangenen Umarbeitung dieser Schrift heißt es 'Noch außerordentlicher aber ist ein Stück einer Säule von Granit, in welchem man zu Rom vor dreißig Jahren eine güldene Münze fand, da man es zersägte. Diese Münze war in den Händen des bekannten Antiquarius Ficoroni, folglich muß sich dieser Granit innerhalb dreihundert Jahren erzeugt haben; denn' u. s. w. Da diese Stellen auf den Zusammenhang keinen Einfluß haben, so hätte man sie billig ausstreichen, und es solchergestalt mit dem Mantel der Liebe bedecken sollen, daß sich W. ein höchst abgeschmacktes Märchen aufbinden laßen. Man weiß schon, daß die Antiquare vom Gewerbe sich kein Gewißen daraus machen, den Werth eines Fundes durch fabelhafte Erfindungen zu erhöhen.

Ferner S. 346. 'Wenn die alte römische Geschichte meldet, daß es zuweilen bei Albano Steine geregnet habe, so ist dieß wahrscheinlich von einem Auswurfe der Gebürge zu verstehen.' Keinesweges: vulkanische Ausbrüche waren zu auffallende Erscheinungen, als daß sie Livius nicht ausdrücklich unter den Wunderzeichen hätte erwähnen sollen. Er redet von gefallenen Steinen, von den bekannten Boliden, die, wenn die glühende Masse in der Luft zersprengt wird, die Erscheinung eines Steinregens geben. Auch hier keine berichtigende Silbe von Fernow!

Von den sogenannten cyklopischen Mauern redet Winckelmann S. 357. und 534. sehr flüchtig. Es wird unsern Lesern angenehm sein, zu erfahren, daß man über diesen Gegenstand ein ausführliches Werk aus England zu erwarten hat. Ein Amerikaner, Middleton, ein Liebhaber der Alterthümer und der Landschaftmalerei, hat die sämmtlichen in Italien vorhandenen cyklopischen Mauern mehrmals bereiset, auf das genaueste vermeßen, und sowohl geometrische als malerische Zeichnungen davon entworfen, die der Verfaßer uns bei seiner Rückreise nach England mitgetheilt hat. Ob sein Werk, mit vielen großen Kupfertafeln verziert, schon erschienen oder noch in der Arbeit ist, wißen wir nicht. Das Merkwürdige an diesen riesenhaften und unbezweifelt ältesten Denkmälern der Vorwelt in Italien (sie sind es in Griechenland ebenfalls) ist der Gegensatz zwischen dem rohen Geschmack und der scheinbaren Zwecklosigkeit der Bauart, und den beträchtlichen Fortschritten in der Mathematik und Mechanik, welche daraus erhellen. Denn wegen der großen Schwere ließ sich das Zusammenfugen der unregelmäßigen viereckigen Steine nicht verschiedentlich versuchen, wie etwa bei einem dergleichen Steinpflaster, sondern die Ecken und Seiten der zu behauenden Steine mußten in Bezug auf einander vorher genau berechnet werden. Bildnerei ist nicht an diesen Mauern, außer dem Phallus über einigen Thoren. Die Untersuchungen darüber versprechen unerwartete Aufschlüße über den ältesten Anbau Italiens.

'Fragment einer neuen Bearbeitung der Anmerkungen über die Baukunst der Alten.' Aus W.s Handschrift von Hrn. Hofrath Blumenbach mitgetheilt. Nach dieser Probe ist es kein großer Verlust, daß W. die Umarbeitung der obigen Schrift nicht zu Ende gebracht hat. Er wiederholt

fast durchgängig seine früheren Irrthümer. So führt er es S. 530. als Empfehlungswerthes an, daß die Alten, um die Füllung der Gewölbe leicht zu machen, leere Töpfe unter den Mörtel hineingesteckt. Er vermuthet dabei einen akustischen Zweck, und will es mit den Schallgefäßen in den Theatern, wovon Vitruvius spricht, in Beziehung setzen. Aber wo finden sich dergleichen Töpfe? An dem Circus der Caracalla, bekanntlich einem sehr schlechten und tumultuarisch errichteten Gebäude. Wozu in aller Welt sollten in einem Circus zum Pferderennen akustische Vorrichtungen dienen, gesetzt auch, die Töpfe könnten eine solche Wirkung haben? Wir sehen darin nichts weiter, als eine Betrügerei der Bauunternehmer, welche sich die Arbeit so leicht und wohlfeil, aber sie freilich zugleich so wenig dauerhaft als möglich zu machen suchten.

B. II. Schriften über die herkulanischen Entdeckungen: I. Sendschreiben von den herkulanischen Entdeckungen an den Reichsgrafen von Brühl. II. Nachrichten von den neuesten herkulanischen Entdeckungen an Fueßly (Fueßli). III. Briefe an Bianconi über die herkulanischen Entdeckungen.

Diese Schriften werden auch nach Erscheinung der größeren Werke immer ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte einer der wichtigsten Entdeckungen in der Alterthumskunde bleiben; um so mehr, da das Museum zu Portici zerstreut ist, und man es vielleicht nie wieder vollständig beisammen sehen wird. Als der Verfaßer dieser Anzeige vor sieben Jahren in Neapel war, waren viele der kostbarsten Stücke, ungeachtet der Zurückkunft des Hofes, in Sicilien geblieben, wohin man sie geflüchtet hatte. Vermuthlich wird bei der zweiten Ueberfahrt des Hofes nach Palermo noch Mehreres, sowohl aus dem Museum, als den Gemälde- und Antiken-

Sammlungen in Neapel, fortgeschafft worden sein. Indessen die Fundgrube ist nicht erschöpft, und der Verlust wäre also durch neues Nachgraben einigermaßen zu ersetzen. Wir sahen in Pompeji verschiedene damals vor Kurzem aufgegrabene Bilder, unter andern eine Diana mit dem Aktäon, beinahe in Lebensgröße, die leicht an Werth den meisten bisher bekannt gewordnen herkulanischen Gemälden gleichkommen mochte. Es würde weder übermäßig schwierig, noch kostbar, und gewiß belohnend sein, die ganze Stadt Pompeji offen darzulegen: aber solche Unternehmungen erfordern friedliche Zeiten. — Bei den Anmerkungen hat Fea wiederum das Beste, oder richtiger zu sagen, Alles gethan.

'Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst.'

Diese kleine Schrift enthält eine allgemeine Anweisung zur Bildung des Geschmacks in einer belebten Schreibart, und einige schöne Züge von Begeisterung. S. 400. 'Statuen verheiligter Mönche in der S. Peterskirche.' Dieses von W. erfundene Worte drückt die verschwendete Heiligsprechung kräftig aus. Die Statuen sind freilich schlecht, aber warum müßen es nun die armen Heiligen entgelten, denen W. nach seinen äußern Verhältnissen Ehrerbietung schuldig war? S. 403. sagt er bei Gelegenheit der Wegführung einiger Kunstwerke nach England: 'man kann aber versichert sein, daß das Beste in Rom geblieben ist, und vermuthlich bleiben wird.' Wem drängt sich hierbei nicht die Betrachtung auf:

Nescia mens hominum fati sortisque futurae!

Hundert der besten Stücke aus dem Vatikan und Kapitol, verschiedene aus der Villa Albani, die sämmtlichen Schätze der Villa Borghese, sind nun schon nicht mehr in Rom;

ohne zu erwähnen, was von Privatpersonen, z. B. aus dem Pallast Giustiniani, veräußert oder weggebracht worden. S. 407. Von W.s oben erwähnter Sinnesänderung seit der Schrift 'über die Nachahmung' finden sich hier auffallende Spuren: Raphaels Madonna in Dresden, die er damals mit Recht erhoben hatte, soll nun 'nicht von dessen besten (bester) Manier' sein. Welche Parteilichkeit! S. 409. sagt W., das Schöne sei in der Baukunst unter allen Künsten am leichtesten einzusehen. Wir bezweifeln diesen Satz gar sehr, und W.s Urtheile über die St. Peterskirche und den Saal in der Villa Albani, welche er kurzweg, jene für das schönste Gebäude, diesen für den schönsten Saal 'in der Welt' erklärt, bestätigen seine Behauptung eben nicht. Das gröste, prächtigste, und wegen der Kühnheit seiner Kuppel verwundernswürdigste Gebäude ist die St. Peterskirche allerdings.

'Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst.' Man kann wohl ohne Bedenken sagen, daß der Gegenstand dieser Schrift W.s theoretisches Vermögen überstieg. Ohne leitende Grundsätze steuert er aufs Gerathewohl auf dem weitem Meere der schon vorhandnen oder möglichen Allegorien umher. Das Wesen und die verschiedenen Arten der menschlichen Zeichensprache zu ergründen, die Anlage dazu in unserm Geiste und in der Natur nachzuweisen, dieß hat er versäumt. Die Frage zu erörtern, in wiefern die alte Götterlehre schon an sich allegorisch war oder nicht (wobei die verschiedenen Epochen wohl zu unterscheiden sind), und wie sie es durch eine besondre Behandlung noch auf andre Weise werden könne, fällt ihm gar nicht ein. Er mischt Alles durch einander, Personifikationen allgemeiner Begriffe, beigelegte Zeichen, sinnbildliche Handlungen, endlich bloße An-

spielungen auf einzelne Ereignisse. Zuweilen sollte man denken, es sei ihm nicht um Vorschläge für die Kunst zu thun, sondern um die Erfindung einer neuen Hieroglyphenschrift; und einigemale wird man sogar an die bekannten abgeschmackten rebus erinnert, die man in Ermangelung beßeren Zeitvertreibs in Frankreich zuweilen beim Nachtisch enträthselt.

Hr. Meyer sucht der Verwirrung abzuhelfen durch den aufgestellten Unterschied zwischen Allegorie und Symbol, worüber schon in den Propyläen Manches beigebracht worden ist, das Erwägung verdient. Doch zweifeln wir, ob es gelingen werde, durch diese fremden Wörter die in der That etwas verwickelte Sache ins Klare zu setzen. Man hat im Deutschen das vortreffliche Wort 'Sinnbild'. Keinesweges möchten wir der Kunst die Allegorie zum allgemeinen Gesetz machen, wie es W. zu beabsichten scheint; aber wohl kann man sagen, alle Kunst soll sinnbildlich sein, d. h. sie soll bedeutsame Bilder aufstellen. Die Natur schafft durchaus sinnbildlich, sie offenbart immer das Innere durch das Aeußere; jedes Ding hat seine Physiognomie, und dieses gilt von den leblosesten Erzeugnissen, den geometrisch begränzten Körpern an, durch die Pflanzen- und Thier-Welt bis zu den beseeltesten Geschöpfen hinauf. Diese Physiognomie der Dinge soll der Künstler hervorheben, er soll dem Betrachter seinen Sinn für die Durchdringung des Innern leihen. Da aber die Kunst nicht bei Abbildung des einzelnen Wirklichen stehen bleiben darf, wenn sie ihren höchsten Flug nehmen soll, so ist es das Wünschenswertheste, wenn ihr Urbilder gegeben sind, an deren Wirklichkeit geglaubt wird, und die zugleich sinnliche oder geistige Eigenschaften, Triebe, Bedürfnisse und Ahndungen des menschlichen Ge-

müths ausdrücken. Solche Urbilder kann nur eine geheiligte Ueberlieferung darbieten. Auf der unauflöslichen Verschmelzung eines wirksamen Daseins mit einer allgemeinen, für alle Menschen Eines Zeitalters, Eines Stammes, Eines Glaubens gültigen Bedeutung beruht alle übernatürliche und überhaupt alle wahrhafte Dichtung. Es ist aus damit, sobald der Glaube an jene Urbilder und der Sinn dafür verloren geht. Alsdann pflegt die eigentliche mit Freiheit und oft mit Willkür erfundene Allegorie an deren Stelle zu treten. Aber umsonst: Dichten ist schaffen, ποιεῖν, und der Verstand ist ohnmächtig zum Schaffen; er kann seinen Einkleidungen nackter Begriffe keine lebendige Seele einhauchen.

Eine so untergeordnete Stelle nimmt im Gebiete der Kunst die Allegorie im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein, welche W. schon in den Schriften 'über die Nachahmung' zum Hauptzweck erheben wollte.

Daß er nicht auf einen methodischen Unterricht gefaßt war, beweiset er unter andern schon dadurch, daß das Wort 'Allegorie' bei ihm in nicht weniger als vier verschiedenen Bedeutungen vorkommt. 1) 'Versuch einer Allegorie'; hier heißt es Theorie der allegorischen Vorstellungsweise, oder wenn man nach dem urtheilen soll, was W. geleistet, Repertorium der Allegorien. 2) 'Allegorie der Begriffe', für allegorische Einkleidung. 3) 'Allegorie der Götter', für allegorische Abbildung. 4) 'Allegorie der Alten', für Erfindung allegorischer Darstellungen.

Ferner unterscheidet W. nicht genug die verschiedenen Gattungen von Werken, wovon seine Beweise hergenommen sind. In Hinsicht auf die Tauglichkeit der Allegorien gelten weit strengere Gesetze für Kunstwerke, die bloß dem allge-

meinen Zweck zu ergötzen und zu belehren gewidmet sind, als für Gelegenheitswerke, deren Bestimmung und Stelle manches an für sich Zweideutige erklären kann. Hier sind bloß durch Uebereinkunft festgesetzte und in gewissem Grade willkürliche Bezeichnungen an ihrem Platze. Dieß gilt insbesondre von den Denkmünzen: sie sind, möchte man sagen, allegorische Epigramme; der beschränkte Raum entschuldigt viele Freiheiten, und am Ende kommt eine Umschrift den unzulänglichen Andeutungen zu Hülfe.

Der Eifer W.s, recht viele Wörter für sein allegorisches Glossar zusammenzuraffen, hat ihn zuweilen bis an die Gränze des Lächerlichen geführt. Ein Eselskopf soll nach S. 566. die Unerschrockenheit angedeutet haben. Hierbei möchte noch Simsons Eselskinnbacken angeführt werden, und der Esel, welchen, wie die Dacier, die Bewohner eines spanischen Dorfes nach der Erzählung des Cervantes (Don Quixote P. II. c. 27.) in ihrem Feldpanier führten. Unsers Bedünkens taugt aber ein Eselskopf zu gar nichts, als einen Eselskopf buchstäblich oder figürlich vorzustellen. W. findet es selbst S. 623. erzwungen, wenn Hyginus sagt, 'ein Eselskopf, welcher an der Lehne eines Tricliniums oder Ruhebettes angebunden war, bedeute, suavitatem invenisse, daß die Alten die Süßigkeit gefunden'. Ein mit Blumen bekränzter Eselskopf könnte schicklich einen geschmacklosen Reichen vorstellen, der sich anmaßt, die Künste zu beschützen, und dafür mit unverdienten Schmeicheleien belohnt wird. Hierher gehört wohl Zettels bekränzter Eselskopf beim Shakspeare.

Bei den Namens-Allegorien, wovon W. im fünften Kapitel handelt, hätte noch das Basrelief auf Eulenspiegels Grabe angeführt werden können. Doch dieß geht tiefer ein:

Die Eule bedeutet, daß er ein wunderlicher Kauz gewesen; der Spiegel, daß er aber dennoch den Leuten die Wahrheit vorgehalten.

'Die Geräthe der Alten', sagt W. S. 596., 'sind allegorisch von den Lampen an bis zu den Rüstungen'. In der 'Erläuter. d. Ged. v. d. Nach.' drückte er sich noch nicht so entschieden aus. S. 208. 'Es ist nicht zu verlangen, daß alle Verzierungen und Bilder der Alten, auch sogar auf ihren Vasen und Geräthen, allegorisch sein sollen.' Den Vers. einer Alleg. schrieb er aber in seinen reifsten Jahren, nach der Gesch. d. K. Hier sieht man also seine Meinung, wie sie sich schließlich festgesetzt. Der Satz ist von der größten Wichtigkeit, denn, je nachdem er als wahr angenommen wird oder nicht, muß die Auslegung der Ueberreste des Alterthums eine ganz andere Richtung nehmen. Wir können W.s Ueberzeugung nicht unbedingt zu der unsrigen machen, und die Kunst der Alten würde uns weniger erfreulich werden, wenn wir annehmen müßten, sie hätten der Einbildungskraft nie vergönnt, ganz frei zu spielen. Sie liebten heitre und belebte Zierraten an bloß mechanischen Geräthschaften, sie entlehnten dergleichen aus der Pflanzen-, Thier- und Götter-Welt, und ließen nicht leicht einen Theil davon leer, dessen Form durch den Gebrauch nicht vorgeschrieben war. Solche Zierraten mochten auf Manches anspielen, dem Geiste Manches vergegenwärtigen, aber daß sie immer mit dem Zwecke einer bestimmten Deutung angebracht gewesen wären, dieß scheint uns mehr als zweifelhaft.

Wenn sich auf einem Gemälde der Pest eine Figur die Nase zuhält (S. 644.), so ist dieß ganz und gar keine Allegorie, sondern ein natürlicher Umstand, welchen zu ergreifen man eben kein Raphael zu sein brauchte. Ueber-

haupt ist, was W. im zehnten Kapitel von Allegorien der Neueren anführt, kaum der Rede werth. Die Kunst der Neueren war ihm ein versiegeltes Buch; sonst hätte er sehen können, daß die großen Meister längst und weit über seinen Begriff geleistet hatten, was er von der Malerei begehrte, nämlich 'die Vorstellung unsichtbarer, vergangner und zukünftiger Dinge'. Wenige Beispiele werden hinreichen, dieß darzuthun. Leonardo da Vincis Bescheidenheit und Eitelkeit ist ein vortreffliches allegorisches Bild: es ist sehr fein gedacht, daß die Eitelkeit auf den ersten Blick schöner zu sein scheint, die Bescheidenheit aber durch wahre Schönheit der Züge ihr weit überlegen ist. Der jugendliche Christus unter den Pharisäern von eben diesem Meister hat neben seinem historischen Inhalt eine höhere allgemeine Bedeutung. Dieses Bild stellt die Aufnahme des Christenthums bei den verschiedenen Religionsparteien sinnbildlich dar. Die abstechenden Trachten und Physiognomien laßen in dem einen Pharisäer das unerleuchtete, aber willige Heidenthum, in einem dritten, der mehr von ferne zuhört, den Mohammedanismus erkennen. Der Heiland deutet ihnen, nach der Geberde seiner Hände, das Geheimniß der Dreieinigkeit; eben so bedeutsam sind die Geberden der Uebrigen: der Jude z. B. hält seine aus einander gespreizten Finger fest auf ein Buch geklammert, zum Zeichen, daß er, auf das Ansehen des alten Testamentes gestützt, diese Lehre verwerfe. Auch die bewundernswürdige Medusa Leonardos darf man wohl eine Allegorie auf die Erzeugung des Häßlichen und Bösartigen in der Natur nennen. Wer kann Raphaels heil. Cäcilia mit Sinn betrachten, ohne zu erkennen, daß dieses Bild, wiewohl die Zusammenstellung der Heiligen dem Künstler zufällig aufgegeben war, das Wesen der Musik,

und insbesondre den Triumph der geistlichen Musik über die weltliche allegorisch vorstellt? Verschiedne von den Stanzen Raphaels sind anerkannt allegorisch, und die, welche bloß historisch zu sein scheinen, haben durchgehends eine allgemeinere Beziehung. Die sogenannte Disputa umfaßt das ganze Mysterium des Christenthums. Der berühmte Alterthumsforscher d'Hancarville hat eine ausführliche Deutung der Stanzen geschrieben, woraus dem Verfaßer dieser Anzeige, als er den würdigen Greis in Padua kennen lernte, Einiges in der Handschrift mitgetheilt ward. Wir bewunderten daran den Scharfsinn, womit auch die geringsten Nebenwerke in diesen Gemälden als bedeutsam gerechtfertigt wurden. D'Hancarville hatte auch über merkwürdige allegorische Bilder des Giotto zu Padua gearbeitet; wir wißen nicht, ob diese Schriften im Druck erschienen sind. Von den allegorischen und zum Theil mystischen Vorstellungen anderer alten Meister wollen wir nicht reden: es war das Jahrhundert tiefer Gedanken. Die Allegorien des Mantegna verdienen vorzüglich Aufmerksamkeit. Aber er hat die Laster mißgestaltet gemalt, und dieses verbietet W., der die Ketzerei (die vielleicht beßer ungemalt bliebe) hübsch gemalt wißen will. Ist der Begriff des Bösen einmal anerkannt, so steht er schwerlich anders als durch die Häßlichkeit auszudrücken. Dieß kann auf eine erhabene Weise geschehen, wie Raphael in dem Gesichte Satans, der von dem Erzengel niedergestürzt wird, und Michelangelo vielfältig gezeigt haben. Wenn die Alten der Bedeutung zu Lieb sich nicht gern etwas von der Schönheit abdingen ließen, so muß man gestehen, sie waren genügsam in der Charakteristik: wie hätte sonst, nach der bekannten Geschichte, Agorakrit seine bekleidete Venus eine Nemesis umtaufen dürfen.

Zu dem 'Vers. einer Allegorie' hat Hr. Meyer schätzbare Anmerkungen geliefert, welche meistens die Brauchbarkeit der Allegorien, und die angeführten Kunstwerke betreffen. In Bezug auf die Beweisstellen aus den Klassikern aber erwartet diese Schrift noch ihren Fea, der sie aufsuchte, vergliche, und wo es nöthig, die Angaben berichtigte. Wir geben nur ein Paar Beispiele. S. 542. 'Prometheus bedeutet auch die Sonne, wie uns Sophokles lehret, welcher ihm den Beinamen Titan giebt.' W. hat den Dichter (Oedip. Col. v. 55.) in dieser Stelle ganz mißverstanden; *Τιτὰν Προμηθεύς* bedeutet bloß, daß er aus dem Geschlechte der Titanen war. S. 517. 'Venus wurde gebildet mit einer Taube auch bei den Hetruriern, weil, nach dem Aristophanes, die Verliebten das Vogelwerk liebten.' Wie kann nur W. über einer so weit hergeholten und noch dazu lächerlich ausgedrückten Beziehung das nahe Liegende übersehen? Daß die Tauben wegen ihrer wollüstigen Zärtlichkeit der Venus zugeeignet worden, so wie die Sperlinge aus ähnlichen Ursachen, leuchtet ja jedem ein.

B. III. u. IV. enthalten die erste Hälfte der 'Geschichte der Kunst des Alterthums' nach der angenommenen Eintheilung bis zum Schluße des fünften Buchs, nach der Dresdner Ausg. bis Th. I. S. 189. Hier hatten die Herausgeber das schwierigste Geschäft. Man weiß, daß W., durch den Tod übereilt, an dieses Werk nicht die letzte Hand hat legen können. Früher hatte er Nachträge und Berichtigungen geliefert; ('Anmerkungen über die Geschichte der Kunst.' Dresden 1767.). Die Wiener Herausgeber arbeiteten nach seiner Handschrift, aber, wie man sie beschuldigt, nachläßig und verfälschend. Aus diesen verschiedenen Bestandtheilen mußte also der Text nach den wahrscheinlichen

Absichten des Verfaßers zusammengestellt werden, und die Herausgeber haben dieß mit behutsamer Sorgfalt geleistet. Wo der Zusammenhang sie nöthigte, etwas wegzulaßen, haben sie es in die Anmerkungen gebracht. Wir gehen die Abschnitte nach einander durch.

Beide Vorreden, die zu der ersten Ausgabe und die zu den Anmerk. über die Gesch. d. K., sind voran gesetzt; mit Recht: jede enthält wichtige allgemeine Ansichten.

Buch I. 'Von dem Ursprunge der Kunst und den Ursachen ihrer Verschiedenheit unter den Völkern'.

S. 14. will W. den Einfluß der ägyptischen Kunst auf die griechische leugnen: 'Aber daraus läßt sich nicht beweisen, daß die Griechen die Kunst von den Aegyptern erlernt haben. Es mangelte ihnen sogar an Gelegenheit dazu; denn vor den Zeiten des Psammetichus, eines der letzten ägyptischen Könige, war allen Fremden der Zutritt in Aegypten versaget, und die Griechen übeten die Kunst schon längst vorher'. Die Herausgeber weisen (Anm. 47.) den Abate Fea mit seinen Einwendungen ab, und sagen, die Richtigkeit der Behauptung liege am Tage. Wie uns dünkt, laßen sich vielmehr sehr bedeutende Zweifel dagegen erheben. Wenn die Griechen vor Psammetichus so gar keinen Verkehr mit den Aegyptiern hatten, woher nahm denn Homer seine Kenntniß vom Nil, von der ägyptischen Arzneikunde, von dem hunderttorigen Thebe in Oberägypten? Man hat die Sagen vom Danaus und Cekrops bezweifeln wollen, weil die Aegyptier nie ausgewandert seien. Aber vielleicht muß man sich unter diesen Ansiedelungen nicht sowohl Kolonien, als priesterliche Missionen denken. Daß die Priester der alten Welt, wo sie als Kaste mächtig waren, ganz eigentlich dergleichen gehabt, ist nach den neuesten Untersuchungen über Indien

unleugbar. Mehrere griechische Priester-Familien rühmten sich eines ägyptischen Ursprungs, und blieben Jahrhunderte lang im Besitz gewisser Religionsgebräuche. Noch in der persischen Zeit schickten die Priester des Jupiter Ammon zur Ehrenrettung ihres Orakels eine Gesandtschaft nach Lacedämon (Cornel. Nep. Lysand. c. 3.). Wenn ägyptische Priester in Griechenland einwanderten, so brachten sie vermuthlich auch Künstler mit, oder hatten wenigstens Einfluß auf die Abbildung der Götter. Herodot bezeugt (II. 46.) die vollkommene Aehnlichkeit der ägyptischen und der damaligen griechischen Bilder des Pan. Er bezweifelt nicht im geringsten (II. 4.) was ihm die Priester zu Memphis, Thebe und Heliopolis einstimmig versicherten, daß die Griechen von ihnen einen großen Theil ihres Götterdienstes empfangen, daß die Aegyptier zuerst vor allen Völkern (die indischen Alterthümer kannte Herodot nicht) den Göttern Altäre, Bildsäulen und Tempel errichtet, und zuerst die Kunst besessen, lebendige Gestalten in Stein zu hauen. Allein gesetzt auch, man könnte allen Verkehr bis auf den Psammetichus leugnen: wie mochte denn die griechische Bildhauerei (von der Baukunst nicht zu reden) zwei Jahrhunderte vor dem Phidias beschaffen sein? Die beiden ersten namhaften Bildner in Marmor, Scyllis und Dipoenus, werden in die fünfzigste Olympiade gesetzt, und die Regierung des Psammetichus hatte in der sieben und zwanzigsten angefangen. Die Griechen konnten also damals, als sich eine Kolonie von ihnen unter den Aegyptiern niederließ, noch viel von diesen lernen. Daß jene ihre Kunst fabelhafter Weise weit älter machten, als sie wirklich war, läßt sich kaum bezweifeln. In dem ägyptischen Tempelbau war nicht nur die Ordnung der Säulen, sondern auch die drei architektonischen Glieder über den

Säulen waren vollständig entwickelt. Man sehe, was Denon über die Herleitung der griechischen Kapitäle von den weit mannichfaltigeren ägyptischen sagt (Voyage dans la basse et haute Egypte. T. III. p. 97. 99. 121.). Die Griechen haben eigentlich bloß den Giebel hinzugefügt, der unter dem regenlosen Himmel Aegyptens ohne Zweck gewesen wäre.

Der ursprüngliche Einfluß der ägyptischen Kunst auf die griechische steht demnach gegen W.s Ableugnung hinlänglich fest. Daß sich die Baukunst sowohl als die Bildnerei nachher in Griechenland selbständig entfaltet, wird damit nicht geleugnet. Die Aegyptier waren ein mittheilendes Volk, ohne zu empfangen; die Griechen hingegen waren bildsam: ihre Eigenthümlichkeit bestand darin, das von außen Empfangene zu verschönern und zu vervollkommnen.

S. 23. Wohl nicht von den roth angestrichnen Statuen der Götter nannte Pindar die Ceres φοινικόπεζα, sonst wäre es ja kein unterscheidendes Beiwort gewesen, wie ἀργυρόπεζα der Thetis; sondern von der röthlichen Farbe der Wurzeln und untern Theile der Halme an manchen Getreidearten. Noch anders und ganz allgemein erklären es die Scholiasten.

Anm. 89. zu S. 27. Zu den Beweisstellen, die Fea anführt, daß Thon die älteste Materie der Künstler gewesen, hätte mit besonderer Beziehung auf Italien hinzugefügt werden können Propert. IV. El. I. 5.

Fictilibus crevere deis haec aurea templa.

Im dritten Kapitel, 'Von den Ursachen der Verschiedenheit der Kunst unter den Völkern', hat W. die Einseitigkeit vermieden, Alles entweder den physischen oder den moralischen Einwirkungen zuzuschreiben. Allein er befaßt die Gesammt-

heit jener unter dem Namen des Klimas, und nimmt wenig Rücksicht auf die Abstammung, da doch die Einerleiheit der Abstammung unter den verschiedensten Himmelstrichen, und die Verschiedenheit unter demselben, noch nach Jahrhunderten, ja vielleicht nach Jahrtausenden kenntlich ist. Je einfacher die Lebensweise der Menschen, desto kräftiger wirkt in ihren Zeugungen die Natur, desto entschiedner und unveränderlicher sind die National-Physiognomien.

S. 51. 'Die unglaubliche Bevölkerung machte die alten Aegyptier mäßig und arbeitsam; ihre vornehmste Absicht gieng auf den Ackerbau; ihre Speise bestand mehr in Früchten, als in Fleisch'. Wem fallen hiegegen nicht sogleich die Fleischtöpfe Aegypti ein? Nach dem Herodot (II. 37.) waren wenigstens die Priester starke Fleischeßer; auch redet er (II. 77.) vom häufigen Genuß frischer und gesalzener Fische und Geflügels. Ueberdieß tranken die Aegyptier Bier. Wenn sie demungeachtet, nach ihren Statuen zu schließen, eher mager als fett waren, so rührt dieß wohl daher, daß sie häufige, durch medicinische Mittel bewirkte Ausleerungen zur Gesundheit für nöthig hielten. (Ibid.)

Buch II. 'Von der Kunst unter den Aegyptiern, Phöniciern und Persern.'

S. 68. Daß die Farbe der alten Aegyptier nach den Provinzen verschieden gewesen sei, behauptete Gordon wohl ohne Grund, wie W. sagt. Aber die Verschiedenheit ihrer Bildung nach den Kasten ergiebt sich aus anatomischen Untersuchungen der Mumien-Schädel. Die Schädel der gemeinen Mumien verrathen eine ganz andere Stammesart, als die der kostbar geschmückten. Vermuthlich war also die Bevölkerung des Landes doppelter Art: das Volk aus äthiopischem, die Kasten der Priester und der Krieger oder Adli-

chen aus asiatischem, vermuthlich indischem Geblüt. Dieß ließe sich durch viele andre Beweisgründe unterstützen. Die an den Statuen bemerkte ungemeine Schmächtigkeit der Weiber über den Hüften ist auch ein indischer Zug, wie man an den Bildern der Bajaderen sehen kann. Wiewohl die ägyptische Bildung bei weitem nicht so schön und so günstig für die Kunst war, als die griechische, so scheint uns doch W.s Ausdruck S. 66., 'eine Art sinesischer Gestaltung', gar nicht treffend.

S. 69. 'Was zum zweiten die Gemüths- und Denkungsart der Aegypter betrifft, so waren sie ein Volk, welches zur Lust und Freude nicht erschaffen schien.' Nachher bringt W. die Eremiten der christlichen Zeit in Erinnerung, um die Melancholie der alten Aegyptier zu beweisen. Aus den ältesten und glaubwürdigsten Berichten, denen des Moses und Herodot, haben wir einen ganz andern Eindruck von einem gesunden, heitern und sinnlich genußreichen Leben unter dem reinsten Himmel und in dem damals fruchtbarsten Lande der Welt gewonnen. Man lese nur die Beschreibung von dem ausgelaßenen Jubel bei manchen Festen (Herod. II. 48. 60.), und dergleichen Feste waren häufig. Die große Freiheit, welche die Frauen genoßen, darf auch nicht vergeßen werden. Es ist irrig, daß die Aegyptier die Musik nicht sonderlich geübet, wie W. sagt: sie liebten Gesang und Musik, und zwar sehr rauschende Instrumente. Der Ernst mancher Gebräuche war wohl mehr priesterliche Zucht, als natürliche Anlage; das Herumzeigen eines Mumienbildes bei Gastmählern war ja sogar eine Aufmunterung zum Genuß (Herod. II. 78.). Doch wußten die Priester auch für die Freude des Volkes zu sorgen, und die Zeit, wo einige Könige die Priester unterjocht, die Tempel geschloßen hatten,

wird als die mühseligste und traurigste geschildert, welche Aegypten jemals erlebt.

In der Anm. 274. zu S. 77. verwerfen die Herausgeber Feas Eintheilung der ägyptischen Kunstgeschichte, und behaupten die von W. gegebene. Eine Epoche noch vor dem Sesostris zu unterscheiden, ist freilich nicht thunlich, weil Sesostris selbst schon in ein dunkles Alterthum zurücktritt. Sonst aber stimmt, so viel wir wißen, Feas Eintheilung mit der des gelehrtesten Kenners ägyptischer Alterthümer, Zoëga, ziemlich überein. Den ältesten Zeitraum benennt dieser schicklich vom Sesostris, den zweiten vom Psammetichus, mit dessen Regierung er anhebt; dann kommt die Zeit der Ptolemäer, und endlich die der römischen Nachahmungen. So viel ist einleuchtend, daß die Eroberung des Kambyses keinen gültigen Eintheilungsgrund abgeben kann, wie W. will. Die persische Herrschaft bewirkte nur einen allgemeinen Druck; auf die Art, die Kunst auszuüben, konnte sie aus bekannten Ursachen nicht den mindesten Einfluß haben. Die Ansiedelung der Jonier hingegen unter dem Psammetichus konnte es allerdings; denn wiewohl die Aegyptier fortfuhren, die Griechen für unrein zu halten, so erfolgte doch ohne Zweifel durch königliche Begünstigung (viele Könige waren φιλέλληνες) gegenseitige Mittheilung von Kenntnissen und Künsten.

Der ganze Abschnitt von den Steinarten der ägyptischen Denkmale S. 122...140. ist ein Gewebe von Irrthümern. Die Herausgeber überheben sich Anm. 455. aller Berichtigung, mit der Erklärung, sie seien keine Mineralogen von Profession. Allein, wenn W. den Granit und den Porphyr zu vulkanischen Erzeugnissen machen will, so drücken sie sich doch gar zu schüchtern aus: 'Die Mineralogen unsrer Zeit

möchten über die Entstehung des Granits und Porphyrs andrer Meinung sein, und auch wohl Recht haben'. Es giebt ja keine ausgemachtere und gemeinere Kenntniß, als die, daß der Granit ausschließend den Urgebirgen angehört. Porphyre giebt es in andern Welttheilen, die von vulkanischer Bildung sein könnten; aber der Porphyr der alten Säulen und Statuen ist ebenfalls unbezweifelt eine Urgebirgsart. Der ägyptische Basalt führt zwar in sofern seinen Namen mit Recht, daß ihn Plinius so nennt, mit einem ägyptischen Namen, der die Eisenfarbe und Härte des Steins ausdrückte. Aber es ist doch verwirrend, daß die Antiquare eine andre Sprache führen, als die Mineralogen. Was diese Basalt nennen, ist von jenem mehr durch die Gebirgsarten, wo er sich findet, als durch Bestandtheile und Farbe verschieden. So viel der Verfaßer dieser Anzeige sich erinnert, erklärte Alexander von Humboldt, mit dem er das Vergnügen hatte, die sogenannten basaltenen Löwen am Kapitol gemeinschaftlich zu betrachten, die Steinart für Hornblende mit durchlaufenden Feldspath-Adern, dergleichen sich im Granit eingesprengt findet. Dieß letzte hatte schon Lord Montague auf seiner Reise in Aegypten bemerkt. (S. seinen Brief an W. Oeuvres de W. traduits par Jansen. T. I. p. 632.) Die Aegyptier zogen also ohne allen Zweifel ihren Basalt aus eben den Steinbrüchen, wo sie den Granit brachen.

Indeßen wegen der mineralogischen Irrthümer ist W. durch den damaligen Zustand der Wißenschaft vollkommen gerechtfertigt. Darüber muß man sich aber billig verwundern, daß er den Plinius so sehr mißverstanden. S. 127. 'Von' (Vom) 'Porphyr finden sich zwo Arten, der rothe, vom Plinius Pyropoecilon' (Pyropoecilus im Rom.) 'genannt, und der grün-

liche, welcher der seltenste, und zuweilen wie mit Golde bespritzt ist, welches Plinius von dem thebanischen' (thebaïschen) 'Steine sagt.' Eben so viel Mißverständnisse als Sätze. Der Pyropoecilus (wir möchten lieber gegen Harduins Meinung πυῤῥοποίκιλος lesen) des Plinius ist der rothe Granit, wie Fea richtig bemerkt hat. Nur sollte in der Anm. **446.** nicht 'wahrscheinlich' hinzugesetzt sein; die Sache ist ganz gewiß. Denn Plinius sagt: Circa Syenen vero Thebaïdis Syenitis, quem ante pyropoecilon vocabant. Trabes ex eo fecere reges quodam certamine, obeliscos vocantes. Alle ägyptischen Obelisken sind aber aus rothem Granit. Eben diese Steinart nennt Plinius hier nach der Lage der Steinbrüche Syenit und anderswo (Lib. XXXVI. c. 8.) lapis Thebaïcus. Porphyr ist aus porphyrites zusammengezogen, worunter Plinius aber einfärbigen rothen Marmor versteht. Der wahre plinianische Name unsers Porphyrs (wie Fea gleichfalls eingesehen) ist Leucostictos, oder nach einer andern Lesart Leptopsephos. Beide Benennungen sind schicklich: λευκόστικτος, weiß punktiert; ψηφοί heißen unter andern die zu eingelegten Fußböden zubereiteten viereckigen Steinchen: λεπτόψηφος bedeutet also eine wie mit feiner Mosaik eingelegte Steinart. Harduin erklärt das Wort falsch. Der goldglänzende Stein des Plinius gehört gar nicht hierher. Er zählt (L. XXXVI. c. 8. sect. XIII.) die verschiedenen zu Mörsern tauglichen Steinarten auf: als eine darunter den Granit, eine andre ex chalazio chrysitin. Chalazium ist vermuthlich der verfälschte oder wirkliche Name des Steinbruchs, und χρυσίτης entweder eine Granitart mit häufiger Mica, oder ein goldhaltiger Schiefer. Plinius unterscheidet also diesen goldglänzenden Stein auf das bestimmteste von dem thebaïschen, oder dem gewöhnlichen rothen Granit.

Daher, daß W. die ächte Benennung des Porphyrs verkannte, entstanden nun auch seine überflüßigen Zweifel, ob dieser Stein in Aegypten gebrochen worden sei. Plinius bezeugt es ja ausdrücklich, und die Stelle des Aristides erklärt Fea (Anm. 450.) richtig von dem an die östlichen Gebirge Aegyptens gränzenden Landstrich, der unter dem Namen Arabiens mitbegriffen ward, wie aus hundert Stellen des Herodot erhellet.

Die Untersuchung der Steinarten der alten Denkmäler ist zwar zunächst für den Mineralogen wichtig, weil die meisten Steinbrüche, woher sie gekommen, uns unzugänglich geworden sind, aber die Kunstgeschichte darf sich ebenfalls bedeutende Aufschlüße davon versprechen.

Wenn wir die sämmtlichen Abschnitte von der Kunst der Aegyptier überschauen, so scheint uns W. gegen sie ziemlich ungerecht zu sein. Von ihrer Baukunst sagt er gar nichts: und dennoch wurden ihre unzerstörbaren Riesenwerke von gebildeten Griechen, deren Baukunst dagegen nur eine Art Miniatur war, als die grösten Wunder der Welt angestaunt; und nach dem Zeugniß neuerer Reisenden, welche die Ruinen am besten gesehen, gewähren sie einen überschwenglichen Eindruck von Erhabenheit, Pracht und geheiligter Würde. Was wollen die Herausgeber nur damit sagen (Anm. 271.), die Aegyptier hätten auch in der Baukunst keinen veredelten Geschmack gezeigt? Wir verweisen sie auf Denon. Uebrigens war die Baukunst der Aegyptier weit phantasiereicher, als die der Griechen. Die Bildhauerei stand bei jenen, wie überall, wo sie ins Große geht, in dem engsten Zusammenhange mit der Architektur. Ferner sollte die Ausübung beider Künste nach der Landesart beurtheilt werden. Die Aegyptier zogen die dunkeln Steinarten vor,

weil unter ihrer blendenden Sonne das Auge unverletzt darauf ruhen konnte; an Statuen drückten diese zugleich die Farben der Haut am besten aus. Die seltnern Statuen aus weißem Marmor oder Alabaster waren wohl dazu bestimmt, gegen das Halbdunkel geschloßener Zellen abzustechen. Niemand wird es wagen, die ägyptische Bildhauerei der griechischen gleichzustellen:

Ausa Jovi nostro latrantem opponere Anubin;

aber dennoch hat jene einen Ernst, der das Land geheimer Weisheit ankündigt. Manchen Fortschritten der Kunst widersetzten sich religiöse Vorstellungsarten, denn in allem, was den Götterdienst betraf, galt der Grundsatz der Unveränderlichkeit. Die symmetrischen Stellungen waren gewiß kein Nothbehelf des Ungeschicks, sondern vorgeschrieben; man wollte an der menschlichen Gestalt mehr das Unwandelbare, als das Vorübergehende und Bewegliche ausdrücken. Daher entspringt der unwiderstehliche Reiz der hadrianischen Nachahmungen, indem hier griechische Anmuth mit ägyptischem Ernst, gelehrte Zierlichkeit in der Zeichnung des Nackten mit der feierlichen Strenge der alten Stellungen vereinbart ist. Denon versichert, daß sich der profane Stil in der Bildhauerei und Malerei der Aegyptier ganz von dem heiligen oder hieroglyphischen Stil unterscheide: in jenem, z. B. in bloß historischen Darstellungen, hätten sie allerdings Freiheit der Bewegungen und Natürlichkeit der Geberden erreicht. Ohne mehr von ägyptischen Denkmalen gesehen zu haben, als was Rom und Paris aufzuweisen hat, glauben wir ihm gern: denn an den Thiergestalten haben die ägyptischen Künstler bewährt, daß sie auch das Leben zu ergreifen vermochten. W. lobt ihre Löwen (S. 80.), aber, wie uns

dünkt, längst nicht genug; wir würden uns noch stärker als die Herausgeber (Anm. 284.) ausdrücken. Es ist wahre Natur, und doch durchaus idealisch behandelt, sofern es Thiergestalten irgend werden mögen. Nie ist das Wort des Dante:

A guisa di leon, quando si posa,

erhabener verwirklicht worden. Die zwei Löwen am Kapitol haben den Vorrang an großartiger Ruhe; die bei den diokletianischen Bädern (sowohl als jene vom alten Stil vor dem Psammetichus) sind lebendiger und künstlicher geworfen. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß sie, zu großer Störung des Genußes, an der Fontana felice unrichtig aufgestellt sind: nämlich die schmale Seite der Base nach vorn, und die Köpfe gegen einander. Auf diese Art steht man von beiden Seiten des Springbrunnens bloß den gekrümmten Rücken, die am wenigsten ausgearbeitete Seite. Der zur Rechten sollte zur Linken stehen, und umgekehrt, aber herumgewandt, nämlich die lange Seite der Base, wo man zugleich den Kopf, die vier Pfoten und den Schweif sieht, nach vorn, und die Rückseite an eine Mauer angelehnt; so lagen sie vermuthlich vor Alters am Eingange eines Tempels oder Pallastes. Canova hat in einer kleinen Schrift einen ähnlichen Fehler bei der Aufstellung der Kolossen auf Monte Cavallo gerügt, und durch Umriße einleuchtend gemacht, daß die Pferde nicht herumgewandt, was unangenehme Verkürzungen verursacht, sondern der Länge nach gegen ihre Bändiger stehen sollten.

Buch III. 'Von der Kunst der Hetrurier und ihrer Nachbarn.'

S. 164. 'Vornehmlich aber und zuerst ist darzuthun, daß die Kunst unter den Hetruriern durch die Griechen, wo

nicht gepflanzt, wenigstens befördert worden.' Dieß ist wieder einer von den bestreitbaren Sätzen W.s, dessen Prüfung uns hier zu weit führen würde. Man sollte wenigstens nicht so unbestimmt von Griechen sprechen, sondern sich erklären, ob man Pelasger oder Hellenen meint. Der Einfluß der Hellenen konnte erst sehr spät stattfinden (etwa zur Zeit der Niederlaßung des Korinthiers Damaratus*)), und was die Pelasger betrifft, so kommt Alles darauf an, was man sich unter diesem Namen, und wie man sich ihr Verhältniß zu den Etruriern denkt. Wir verweisen auf das unlängst erschienene italiänische Werk über die älteste Geschichte Italiens von Micali (L'Italia avanti il dominio dei Romani. T. III.), der alle mythologischen Einwanderungen der Griechen in Italien entschieden leugnet. Dieses Buch ist mit vielen Abbildungen etrurischer oder für etrurisch gehaltener Werke von den Herren Riepenhausen ausgestattet. Die Frage muß auf jeden Fall mehr nach geschichtlichen, als nach künstlerischen Gründen entschieden werden, wegen der anerkannten Schwierigkeit, die etrurischen und die ältesten griechischen Arbeiten bloß vermöge des Stils, ohne Hülfe der Inschriften und örtlichen Umstände, von einander zu unterscheiden. Die Aehnlichkeit des Stils in den etrurischen und den ältesten griechischen Werken erkannte schon Strabo. Selbst die Schrift

*) Die Ansiedelung griechischer Kolonien in Etrurien beweiset nichts, so lange nicht ausgemacht ist, ob sie mehr Kunstbildung mitbrachten, oder mehr vorfanden. Jenes mochte die griechische Eitelkeit leicht vorgeben; aber es scheint uns sehr gewagt, wie W. S. 167. thut, von 'unwißenden ursprünglichen Hetruriern' zu sprechen. Dasselbe gilt von dem unleugbaren gegenseitigen Verkehr zwischen den Etruriern und den griechischen Kolonien in Sicilien und Großgriechenland.

gewährt nicht immer ein unzweideutiges Kennzeichen, weil die etrurische wahrscheinlich mit der ältesten griechischen einerlei ist. W., der die sogenannten etrurischen Gefäße zuerst für die griechische Kunst zurückforderte, hat den Etruriern noch manches zugesprochen, was unleugbar von griechischer Hand ist.

Wir faßen unsre Ansicht des ganzen Verhältnisses zusammen. Die ursprüngliche nahe Verwandtschaft beider Völker erhellet aus den Sprachen: nur sind in der etrurischen die ältern Formen beibehalten, während die hellenische starke Umgestaltungen erfahren hatte. Eben so scheint die Mythologie der Etrurier gleichsam eine abweichende Mundart, eine ältere Ueberlieferung gewesen zu sein, als die, welche in Kleinasien und Griechenland aufbewahrt worden. Die Etrurier waren der priesterlichen Zucht zugethan geblieben, die Hellenen hatten sich ihr entzogen: dieß begründet den Unterschied ihrer gesammten Bildung. Ueberall, wo man in der alten Welt ein unter priesterlicher Leitung stehendes Volk antrifft, darf und muß man uralte Wißenschaft und Bildung, das Erbtheil einer unbekannten Vorwelt, voraussetzen. Diese Wißenschaft und Bildung kann mit dem Fortgange der Zeit sich verdunkeln und verloren gehen; so lange sie aber in ihrer Unwandelbarkeit besteht, trägt sie ein ganz andres Gepräge, als die weit jüngere, selbst erworbene und frei fortschreitende Bildung. So fern es in den Geschichten eines so dunkeln Alterthums thunlich ist, möchte sich einleuchtend machen laßen, daß die Pelasger nicht ein besondres Volk, sondern eine Kaste waren, die Kaste der Priester. Unter der 'Flucht der Pelasger' hätte man sich demnach die entscheidende Begebenheit zu denken, daß der Stamm der Adlichen oder der Krieger sich gegen die gebornen Priester auf-

lehnte, sie verfolgte, zerstreute, und sie nöthigte, auszuwandern, oder ihren alten Vorrechten und bindenden Sitten zu entsagen. Dieser Begebenheit verdankte Hellas zunächst die freiere Entwickelung seiner Heldensage und Dichtung, welche durch priesterliche Herrschaft aus begreiflichen Gründen gehemmt wird; weswegen auch die Aegyptier keinen Heroendienst hatten (Herod. II. 50. *νομίζουσι δ' ὦν Αἰγύπτιοι οὐδ' ἥρωσι οὐδέν*). Wenn also an etrurischen (verhältnißmäßig ziemlich späten) Arbeiten Vorstellungen aus der hellenischen, in Griechenland örtlich einheimischen Heldensage vorkommen, so müßen sie den Etruriern allerdings von den eingewanderten, oder in Großgriechenland ansäßigen Hellenen mitgetheilt sein; hieraus folgt aber für sich allein noch nicht, daß sie auch bei der künstlerischen Ausarbeitung griechische Muster vor Augen gehabt hätten.

S. 175. Von der Melancholie der Etrurier denken wir, einstimmig mit Fea, eben so wie bei den Aegyptiern. Sie waren eines der weisesten, und in der Zeit ihrer Blüthe freiesten und glücklichsten Völker des Alterthums.

S. 166. 'Die zweite Wanderung der Griechen nach Hetrurien geschah ungefähr dreihundert Jahre nach des Homerus Zeiten, und eben so viel Jahre vor dem Herodotus; zufolge der Zeitrechnung, die dieser Scribent selbst angiebt'. Die Angaben stimmen nicht überein, denn dieser Geschichtschreiber setzt den Homer nur 400 Jahre vor seiner Zeit. (II. 53.)

S. 182. Daß die Etrurier neun Gottheiten den Blitz beilegten, hat wohl nichts damit gemein, daß die Griechen wegen allegorischer oder mythologischer Anspielungen einige Gottheiten außer dem Jupiter mit dem Blitze bewaffneten, deren W. wirklich neun zusammen bringt. Die Unterschei-

dung eilf verschiedener Arten von Blitzen, wovon drei dem Jupiter zugeschrieben wurden, war bei den Etruriern eine physikalische Beobachtung. Sie kannten schon die Erdblitze, welche die Erfahrung neuerer Physiker bestätigt, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß sie das Elektrophor und den Blitzableiter, aber als priesterliches Geheimniß, besetzen (Plin. H. N. II. 52. 53.).

W. führt nirgends den Namen eines etrurischen Künstlers an. Mamurius, ein Zeitgenoße des Numa, hatte die Schilde der Salier verfertigt, und die Bildsäule des Vertumnus, die am römischen Forum stand, in Erz gegoßen. Sein Name war durch die uralten Gesänge der Salier verewigt. S. Propert. IV. El. 3. v. 61. Ovid. Fast. III. 383. Vgl. Lanzi Saggio di lingua etrusca, T. I. p. 144. sqq. Diese Angabe ist wichtig für das höhere Alter der etrurischen Kunst, wenn man es auch nicht wörtlich zu nehmen hat, was Plinius sagt (XXXVI. c. 5.), die Bildgießerei habe in Griechenland erst mit dem Phidias angefangen.

B. IV. 'Von der Kunst unter den Griechen.'

S. 43. 'Michael' (Michel) 'Angelo ist gegen den Raphael was Thucydides gegen den Xenophon ist'. W. hat hier, wie gewöhnlich, den Michel Angelo zurückzusetzen gedacht, und ganz gegen seine Absicht hat er den Raphael übel betheilt, indem er ihn mit einem der beschränktesten Köpfe unter allen Schriftstellern der guten Zeit vergleicht, von denen etwas auf uns gekommen. Die Anmuth des Raphael, die einzige Eigenschaft, derentwegen die Vergleichung einen Schein von Schicklichkeit haben könnte, war sein; die des Xenophon gehörte seinem Zeitalter und Geburtsort, und was ist sie gegen die Anmuth des Plato?

S. 56. 'Die Bildung der Schönheit hat angefangen mit dem einzelnen Schönen, in Nachahmung einer schönen menschlichen Gestalt, auch in Vorstellung der Götter' u. s. w. Dieser Satz, wie sehr sich auch die Herausgeber bemühen, ihn richtiger zu bestimmen, bleibt dennoch falsch, und steht im Widerspruch mit W.s eignen Lehren. Wir würden vielmehr sagen: die Bildung des Schönen bei den Griechen ist ausgegangen von allgemeinen urbildlichen Begriffen, und allmälich zur Nachahmung des Einzelnen herabgestiegen, worin sie erst spät die lebendigste Wahrheit erreicht hat.

S. 69. 'Die vielen Hermaphroditen in verschiedener Größe und Stellung zeigen, daß die Künstler in der aus beiden Geschlechtern vermischten Natur ein Bild hoher Schönheit auszudrücken gesucht haben'. Nicht ein Bild hoher Schönheit wollten sie ausdrücken, sondern ein Bild der weichsten, nach dem, was die Natur nicht gestattet, lüsternen Wollust, und dieß ist ihnen auch vollkommen gelungen. Die Herausgeber bringen über den Charakter und Werth der berühmtesten schlafenden Hermaphroditen treffende Bemerkungen bei. Da sie jetzt in Paris beisammen sind, so könnte man das Vergnügen der unmittelbaren Vergleichung haben; dieß war aber bei der bisherigen Aufstellung nicht der Fall. Jedem leuchtet ein, daß diese Statuen, die vermuthlich zur Verzierung von Badegemächern dienten, gemacht sind, von oben herab und frei von allen Seiten gesehen zu werden: der florentinische hingegen stand dort sehr unbequem auf einem Sarkophage (ein memento mori gegen den üppigen Eindruck!) in der Höhe des Auges und an die Wand angelehnt.

S. 101. 'Zu eben dieser Bemerkung gehören die Centauren, in Absicht ihrer Haare auf der Stirne, als welche

beinahe eben so wie die Haare des Jupiters geworfen sind, um vermuthlich ihre Verwandtschaft mit dem Jupiter anzudeuten, da sie nach der Fabel vom Irion und einer Wolke, die die Gestalt der Juno hatte, gezeuget worden.' Das ist in der That eine seltsame Verwandtschaft. Müßte auch Jupiter sich gefallen laßen, für verschwägert mit dem Irion zu gelten, weil dieser die Scheingestalt seiner Gattin beseßen, so könnte man W. mit dem Grundsatze des römischen Rechts antworten: affinitas personam non egreditur. Es wird wohl mit der Aehnlichkeit nicht mehr auf sich haben, als mit der Verwandtschaft.

S. 109. Hier läßt doch W. einmal den Christusköpfen des Leonardo da Vinci Gerechtigkeit widerfahren. Der Verfaßer dieser Anzeige sah einen im Profil, von wunderwürdiger Schönheit, in der Gemäldesammlung des Prinzen Scilla zu Neapel.

Anm. 309. zu S. 113. sagen die Herausgeber von der kapitolinischen Venus: 'Etwas größer als die mediceische, und in Hinsicht auf den Charakter ihrer Gestalt mehr entwickelt, steht sie an Kunstverdienst nur wenig hinter derselben zurück.' Sollte nicht was an den beiden, freilich sehr verstümmelten Statuen der Venus in Dresden alt ist, den Vorzug verdienen? Nach der Fleischigkeit der Formen, den starken Brüsten (besonders auch die Linie des Beines unter der Wade ist zu sehr geschweift), schien uns die kapitolinische Venus immer eine ziemlich vergröberte Nachahmung der mediceischen oder des gemeinschaftlichen Urbildes. Einen Theil ihres Ruhmes verdankt sie wohl der fast beispiellosen Erhaltung, aber eben diese könnte einen Verdacht erwecken, den wir einem verwegnern Zweifler zu äußern überlaßen.

S. 119. 'Es hat dieselbe (Ceres) — — ein erhabenes Diadem nach Art der Juno, hinter den vordern Haaren, die sich auf der Stirn in einer lieblichen Verwirrung zerstreut erheben; so daß dadurch vielleicht ihre Betrübniß über den Raub ihrer Tochter Proserpina angedeutet werden soll.' Dieß möchte sein, wo Ceres die Proserpina suchend vorgestellt wird; aber in ruhigen Bildnissen, welche den seligen Stand der Götter ausdrückten, wurde schwerlich solch ein Kennzeichen eines vorübergehenden Grames aufgenommen.

Anm. 331. Wir sind ganz mit den Herausgebern einverstanden, daß die Pallas von Velletri, wiewohl ein vortreffliches Werk, in der ersten Freude über den seltnen Fund etwas überschätzt worden.

Anm. 334. Die vorlängst in Frankreich befindliche laufende Diana mit einer Hindin haben wir oft mit Aufmerksamkeit betrachtet. Sie ist allerdings eine schöne und vorzüglich eine belebte Statue; aber sie mit dem vatikanischen Apoll zu vergleichen, ja als das Gegenstück dazu anzusehn, dieß wäre uns, ohne die Behauptung der französischen Antiquare (Notice des statues du Musée Napoléon. Paris 1810. S. 12.), nicht im Traume eingefallen.

Anm. 370. sind die Herausgeber geneigt, die Amazone aus der Villa Mattei, jetzt in Paris, für das Original von Polyklet zu halten. Doch machen sie sich selbst den gegründeten Einwurf, die vom Plinius gerühmte Amazone dieses Meisters sei von Erz gewesen. Ueberhaupt scheint Polykle bloß in Erz gegoßen zu haben: wir erinnern uns keines Zeugnisses, wonach ihm Arbeiten in Marmor beigelegt würden.

S. 130. sagt W. von den Amazonen: 'Keine Köpfe wären unsern Künstlern beßere Modelle zu Figuren geheiligter Jungfrauen gewesen, und dennoch ist es niemanden eingefallen.' Ja wohl ist etwas so Verkehrtes Niemanden eingefallen! Wir führen diesen abenteuerlichen Vorschlag W.s nur an, um zu zeigen, wie so gar keine Ahndung von dem Wesen der christlichen Ideale er gehabt. Die Künstler, welche bei ihren Madonnen die Antike vor Augen hatten, haben auf eine Juno hingearbeitet, und dieß ist weit schicklicher. Uebrigens dürfte eine solche Vermischung überhaupt unstatthaft und gewissermaßen profan sein. W. legt die längst durch fromme Begeisterung gelösten Aufgaben der christlichen Kunst verschiedentlich vor, als wäre noch nichts darin geleistet.

Anm. 477. reden die Herausgeber von dem heutigen Zustande der Kunst: 'Unsre Maler und Bildhauer ahmen freilich die Werke des Alterthums nach, doch selten etwas mehr als die äußere Gestalt derselben, die Schale, nicht den Kern, den göttlichen Lebensfunken in ihnen.' Dieses Urtheil dünkt uns etwas hart; der Verfaßer dieser Anmerkung ist wohl seit geraumer Zeit nicht in Rom gewesen, sonst würde er vielleicht von den Arbeiten eines Thorwaldsen, und verschiedener deutschen und französischen Bildhauer günstiger urtheilen. (S. Artistische und Litterarische Nachrichten aus Rom. An Goethe. Im Intell. Bl. der Jen. Allg. L. Z. 1805. Okt. *)) Selbst für W.s Ruhm ist die Anerkennung der neuesten Fortschritte in der Skulptur wichtig; denn er hat doch den ersten Antrieb dazu gegeben. Auf solche Art macht man die Künstler irre: erst treibt man sie

*) [S. Vermischte Schriften Bd. III. S. 231. ff.]

zur Nachahmung der Antike, und dann wirft man ihnen vor, sie seien bloße Nachahmer. Die Griechen scheinen das Wesen der Skulptur dergestalt erschöpft zu haben, daß man sich kaum von ihrem Vorbilde entfernen kann, ohne Gefahr, aus den Gränzen der Kunst selbst zu verirren. Ueber die Unmöglichkeit einer eigenthümlich modernen und dennoch ächten Skulptur sehe man obigen Aufsatz. Mit der Malerei verhält es sich hingegen ganz anders. Fürs erste sind keine Werke namhafter griechischer Maler auf uns gekommen; und hätten wir sie auch, so würde es doch wohl bei dem Satze des Hemsterhuys sein Bewenden haben, die Maler der Alten seien zu sehr Bildhauer, so wie die Bildhauer der Neueren zu sehr Maler gewesen. Indem W. die Nachahmung der Antike uneingeschränkt ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Künste predigte, hat er die Malerei auf einen Irrweg geführt. Bei Mengs diente die Nachahmung des Correggio zum besten Gegengewicht, aber da er selbst aus der Antike fast nur die Lieblichkeit jugendlicher Bildungen ergriffen hatte, so löste sich die Nachahmung in seiner Schule bald in süßliche Unbedeutendheit auf. Die französische Schule wollte es strenger mit der Zeichnung nehmen, und verabsäumte darüber Kolorit, Helldunkel, Perspektive, selbst malerische Gruppierung. Viele ihrer Gemälde gleichen schlecht kolorierten Basreliefs auf einem grauen Grunde. Neben der eingelernten Wißenschaft konnten sie doch ihren National-Charakter nicht los werden, sie nußten ihren Zeitgenoßen durch heftigen Ungestüm der Geberden zu gefallen suchen, daher sehen ihre Figuren nicht selten aus, als ob in eine Antike die Seele eines französischen Komödianten gefahren wäre. Die Aufgaben, welche der Kunst heut zu Tage in Frankreich gemacht werden, nämlich die neuesten

Begebenheiten im heutigen Kostum zu malen, führen sie fast nothgedrungen zum Streben nach malerischen Wirkungen zurück; doch haben wir bei der vorletzten Ausstellung in Paris noch nichts recht Gerathenes gesehen. Die deutsche Schule fängt an, wieder auf die rechte Bahn einzulenken, indem sie sich liebevoll an die älteren Meister unter den Neueren anschließt.

Die Herausgeber fahren fort: 'Woher möchte sonst das gegenwärtige Lechzen nach Naivetät, nach Einfalt und Natürlichkeit, das gierige Suchen darnach in den rohen Kunstversuchen barbarischer und halbbarbarischer Zeiten kommen, als eben aus dem drückenden Gefühl des Mangels, des Bedürfnisses dieser Eigenschaften?' Nach der ehemals üblichen Sitte sollte hiebei billig eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger am Rande stehn. Warum geht der Verfaßer dieser Anmerkung nicht deutlicher mit seiner Polemik heraus? Auf wen es gemeint ist, erräth man ja doch. Wenn er aber das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert barbarische Zeiten nennt, so müßen entweder seine oder unsre historischen Kenntnisse oder Ansichten unrichtig sein. Niemanden ist es eingefallen zu leugnen, daß die Malerei damals in manchen Stücken unvollkommen gewesen sei. Allein man soll bei jeder Kunstschule auf ihren ursprünglichsten und eigenthümlichsten Vorzug gehen, und dieß ist in der christlichen Malerei der innige Ausdruck der Gemüther, und zwar von einer übernatürlichen Liebe durchdrungener Gemüther; also etwas weit Höheres als Naivetät, Einfalt und Natürlichkeit. Diesen Ausdruck haben die Meister jener Zeit, wo die neuere Kunst ihren höchsten weltlichen Glanz erreichte, von ihren Vorgängern ererbt, und diese waren ihnen darin nicht nur gleich, sondern überlegen. Wenn man z. B. die aus der

Ferne nicht sehr scheinbaren Köpfe des Perugino in der Nähe betrachtet, so thut sich eine ganze Welt von Seele darin auf. Ueberhaupt hat die Kunst, vermöge des entgegengesetzten Grundtriebes bei den Alten und bei den Neuern einen durchaus verschiedenen Gang genommen. Bei jenen war der Körper schon mit aller Vollkommenheit seines Baues ausgestattet, ehe die Seele sich im Gesicht ankündigte, weswegen Aristoteles noch die Gemälde des Zeuxis charakterlos nennt. Bei den alten christlichen Malern ist der Körper unvollkommen entworfen, und gleichsam nur als ein nothwendiges Uebel hinzugefügt, während sich schon in der Mannichfaltigkeit der Physiognomien die zartgefühltesten Unterscheidungen offenbaren.

S. 169. Es ist etwas stark, wenn W. hier dem Plinius geradezu ableugnet, Zeuxis und Euphranor haben die Köpfe ihrer Figuren im Verhältniß etwas groß gehalten. Plinius hatte doch Werke von diesen Meistern gesehn, und W. nicht. Daß sich dieß nicht allgemein in der alten Kunst findet, ist ein ganz ungültiger Einwurf, Plinius bemerkt es ja eben als eine tadelhafte Ausnahme.

S. 186. übergehen die Herausgeber eine irrige Auslegung und unnöthige Emendation einer Stelle des Petronius. Auch den Philostratus hat Winckelmann S. 192. wenig genau übersetzt: 'ein Theil der Wangen fängt an sich zu bekleiden bis an das Ohr herunter (*συγκατιοῦσα ἡ κόμη τῷ ἰούλῳ παρὰ τὸ οὖς*)'. Die griechischen Worte heißen vielmehr 'das Haupthaar verfließt in die krausen Löckchen neben dem Ohre'; was wir den Backenbart nennen.

S. 198. 'Noch mehr als die Stirn sind die Augen ein wesentlicher Theil der Schönheit, und in der Kunst mehr nach ihrer Form, als nach der Farbe zu betrachten,

weil nicht in dieser, sondern in jener die schöne Bildung derselben bestehet, in welcher die verschiedene Farbe der Iris nichts ändert'. Demnach könnten sogar die Augen der Kakerlaken, wenn sie sonst nur die gehörige Form hätten, schön sein. Die alten Bildner waren so weit entfernt, hierüber wie W. zu denken, daß sie sich vielmehr häufig bemühten, wie bekannt, das Weiße im Auge durch Silberblättchen, und die Iris durch eingelegte Edelsteine auszudrücken. Indem sie solchergestalt über die Gränzen ihrer Kunst hinausgiengen, erkannten sie die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit der Farben des Auges auf das entschiedenste an.

Bei Gelegenheit der sogenannten zerschlagenen Ohren S. 212. u. f. und in der Vorrede zu dem Versuch einer Allegorie S. 433. redet W. verschiedentlich von 'Ringern', die dergleichen gehabt. Dieß ist nicht genau, es sollte immer 'Faustkämpfer' heißen.

S. 221. 'Die Jünglinge aber pflegten die Haare kürzer geschnitten zu tragen, sonderlich hinterwärts, ausgenommen die Einwohner der Insel Euboea, welche Homerus daher ὄπισθεν κομόωντας nennt'. Das Zeugniß Homers kann für spätere Zeiten nichts beweisen; in der von ihm geschilderten trugen bekanntlich alle Hellenen auch in männlichen Jahren die Haare lang. Das den Euböern gegebene Beiwort geht vermuthlich auf eine ihnen eigne Art, die Haare hinten zusammenzubinden; oder darauf, daß sie sich am Vorderkopf schoren.

S. 237. sagt W., der große sitzende Löwe vor dem Arsenal zu Venedig sei 'billig unter die vorzüglichsten Werke der Kunst zu zählen'; und die Herausgeber Anm. 689. 'der eine (Löwe) sitzt, der andre mit noch beträchtlich größeren Proportionen, und welchen wir dem sitzenden vorziehen

würden, ist liegend dargestellt. Beide sind vortrefflich vom edelsten mächtigsten Stil'. Goethes geistreiches Epigramm ist bekannt. Gegen so viele übereinstimmende Urtheile wagen wir kaum zu gestehen, daß uns, ungeachtet des günstigsten Vorurtheils, bei wiederholter Prüfung diese Löwen als Werke der späteren Kaiserzeit vorgekommen sind. Ein kolossales Gebilde fordert immer eine gewisse Ehrerbietung, aber man muß den Eindruck der Masse wohl von dem des Stils unterscheiden. Die Abstumpfung der Umriße, wodurch die Schönheiten des Details verloren gegangen sein sollen (Anm. 689.), trägt hier wenig aus, denn sie konnte an solchen Kolossen die ursprünglichen Verhältnisse nicht ändern. Auch das scheint uns ein Gedanke späterer Zeit, daß diese Löwen nicht symmetrisch gebildet sind, sondern der eine kauzend, der andre liegend, da sie doch offenbar zu Gegenstücken am Eingange des piräeischen Hafens bestimmt waren. Zwei an den Seiten des sitzenden Löwen auf geschlungenen Bändern eingehauene, aber sehr erloschene Inschriften haben gelehrte Untersuchungen veranlaßt, die mit den Vermuthungen über das Alter dieser Werke in Beziehung stehn. Der bekannte schwedische Gelehrte Akerblad (Notice sur deux inscriptions runiques, trouvées à Venise etc. Paris 1805.) erklärte sie für Runen, und leitete sie sinnreich von den Warägern ab, die in den Festungen des byzantinischen Reichs in Besatzung lagen. Hr. Bossi (Lettre de Mr. Louis Bossi de Milan à Mr. le Professeur Schlegel etc. Turin 1805.) vertheidigte hierauf d'Hancarvilles Meinung, die Schrift sei etrurisch oder, was nach ihm einerlei ist, pelasgisch. Da der Stil der Bildhauerei jedoch keineswegs so uralt ist, als er nach dieser Voraussetzung sein müßte, so nimmt er an, es seien ursprünglich Drachen gewesen (wovon

der Hafen den Namen porto Dragone geführt), und später in Löwen umgestaltet worden. Es ist schwer zu begreifen, wie bei einer solchen Umgestaltung, die nur dann möglich war, und kaum, wenn man die Drachen viel größer annimmt, die Inschriften sollten verschont geblieben sein, anderer Unwahrscheinlichkeiten nicht zu gedenken. Ungeachtet aller Gelehrsamkeit, welche Bossi aufgewandt, bleibt Akerblads Meinung also wohl die annehmlichste.

Die vier Pferde von Erz, ehemals über dem Portal der St. Markuskirche zu Venedig, preiset Winckelmann S. 239. mit Recht, und die Herausgeber räumen ihnen (Anm. 384.) unter allen auf uns gekommenen antiken Pferden den ersten Rang ein. Sie stehen jetzt wieder beisammen auf dem Triumphbogen vor den Tuilerien; man hat einen großen vergoldeten Wagen und zu beiden Seiten zwei vergoldete Viktorien hinzugefügt. Diese glänzenden Umgebungen verursachen, besonders bei Sonnenschein, eine so starke Blendung, daß man sie nur unbequem sieht. Die umgekehrte Anordnung wäre vielleicht vortheilhafter gewesen, nämlich die Pferde, an denen noch starke Spuren von Vergoldung sichtbar sind, neu zu vergolden, die Zuthaten hingegen in Bronze zu faßen. Wer den Ehrgeiz hat, in geretteten Ueberresten des Alterthums die Hand berühmter Meister zu erkennen, könnte diese Pferde dem Kalamis oder seiner Schule zuschreiben, nach dem Charakter der Werke dieses Künstlers:

Exactis Calamis se mihi iactat equis.

In dem Verzeichniß der antiken Thiere haben sowohl W. als die Herausgeber den farnesischen Stier ganz übergangen. Ein Erwähnung hätte dieses in seiner Art einzige Stück doch gewiß verdient; überdieß ist es historisch merk-

würdig, weil man die Namen der rhodischen Künstler weiß, und zugleich, daß Asinius Pollio, der nach seiner Gemüthsart gewaltsame Leidenschaftlichkeit auch an Kunstwerken liebte, es nach Rom gebracht. (Plin. Hist. N. XXXII. c. 5.) Vor sieben Jahren stand diese gewaltige Gruppe, und steht ohne Zweifel noch zu Neapel in dem Garten der Chiaja reale, in der Mitte eines kleinen Waßerstücks. Man hat aber, um dem Marmor überall gleiche Weiße zu geben, die Oberfläche abgeschabt, und dadurch der Aechtheit des ergänzten Werkes noch mehr Abbruch gethan.

Wenn man W.s Kunsturtheile unter einander vergleicht, so fällt in die Augen, daß, wiewohl er mit Verehrung von dem hohen und strengen Stil redet, seine Neigung entschieden auf gefällige Ausbildung gieng. Wie wenig sagt er von dem Kopfe der ludovisischen Juno, von der Niobe, und mit welcher Liebe verweilt er bei dem Sturz des Herkules, beim Laokoon, beim vatikanischen Apollo, lauter Werken des gelehrten und zierlichen Stils, worunter nichts aus den Kunstschulen vor Alexander dem Großen herstammt. Der Verfaßer dieser Anzeige gesteht, daß er über die Kunst gesinnt ist wie Aeschylus, welcher sagte, die alten Statuen, bei aller Einfachheit, würden für göttlich gehalten, die neuen sorgfältig ausgearbeiteten hingegen würden zwar bewundert, machten aber weniger den Eindruck von einer Gottheit. Und dieß sagte Aeschylus noch vor der Blüthezeit des Phidias, welcher für den Vollender des hohen Stiles gilt! Die der sichtbaren Welt eingedrückten Spuren des Göttlichen aufzufaßen, ist die würdige Bestimmung der Kunst, und in dem Grade, wie sie diesen Zweck aus den Augen verliert, sinkt sie zu einem bloß verfeinerten Sinnengenuß, zu einem Spielwerk der Ueppigkeit herab.

W.s Werk ist klassisch geblieben, ungeachtet seiner vielen Lücken und Irrthümer: dieß beweist dessen ungemeinen Werth. So viel man seitdem, zum Theil auf seinen Antrieb, über die alten Denkmale im Einzelnen gearbeitet, so hat doch Niemand eine größere Zusammenstellung des Ganzen, als die seinige, auch nur versucht. Möglich wäre sie indessen allerdings. Der Titel 'Geschichte der Kunst des Alterthums' ist auf der einen Seite zu eng, denn das Buch enthält einen großen Theil der Kunstlehre; auf der andern viel zu umfaßend. Von der Malerei sagt W. wenig, von der Baukunst fast gar nichts. Darüber ist bei dem genauen Zusammenhang zwischen beiden Künsten auch seine Erörterung der Bildnerei in manchen Stücken unvollständig geblieben. Die halb erhabene Arbeit macht gleichsam das Mittelglied zwischen der Skulptur und Architektur, und ihre Gesetze können außer der Beziehung auf diese nicht ganz begriffen werden. Ferner hat W. die vorhandenen Nachrichten von der eigentlichen Geschichte der Kunst, von den großen Meistern, ihren berühmtesten Werken, ihren Schulen u. s. w. keineswegs erschöpft, sondern in dem Abschnitte 'Von der Kunst, nach den äußern Umständen der Zeit unter den Griechen betrachtet' gar sehr in die Kürze gezogen. Es giebt zwei ganz verschiedene Quellen der Kunstgeschichte: die übrig gebliebenen Denkmale selbst, und die Nachrichten der Schriftsteller. Um strenge kritisch zu verfahren, mußte man erst auseinander halten, was man durch jede von beiden wißen kann, und dann die Uebergänge suchen. Diese bestehen nämlich in noch vorhandenen Werken, deren Zeitalter oder sogar deren Meister wir mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit kennen. Man weiß, wie Mengs seine Einbildungskraft dergestalt zu der Vorstellung einer nie gesehenen

Vollkommenheit der griechischen Skulptur hinaufgeschraubt hatte, daß er keine bisher bekannte Antike für ein ursprüngliches Werk großer Meister, noch für etwas mehr als unvollkommene Nachbildung gelten laßen wollte. Seine Ansicht ist aller historischen Wahrscheinlichkeit und vielleicht auch den Schranken des menschlichen Kunstvermögens zuwider. W. ist nicht abgeneigt, die Niobe für das wahre Original von Skopas anzuerkennen, was uns außer allem Zweifel zu sein scheint. Allein er hat die Wichtigkeit dieser Kenntniß längst nicht genug hervorgehoben, welche auf die ganze Gestalt der griechischen Kunst in der Zeit ihrer Blüthe das hellste Licht wirft. Man kann noch weiter zurückgehn: es sind Werke aus der Schule des Phidias, und vermuthlich nach seinen Zeichnungen ausgeführt, ans Licht gezogen worden; die stark erhoben gearbeiteten Kämpfe der Centauren und Lapithen, welche Lord Elgin nach England gebracht hat. Wären diese durch Abgüße im übrigen Europa verbreitet, so könnte man sich einen Begriff vom Stile des Phidias machen. (In Paris ist nur ein einziges kleines Basrelief vom Parthenon.) Zu der Erhabenheit seines Pallas und seines olympischen Zeus wird man sich diesen Proben freilich nicht erschwingen, aber die Kämpfe am Fußschemel des Zeus und auf dem Schilde der Pallas darf man sich unbedenklich als ihnen ähnlich vorstellen. Wären Nachgrabungen in Griechenland und Kleinasien möglich, geschähen sie in Sicilien so fleißig wie ehemals in Rom, so ständen noch viele wichtige Entdeckungen für die Kunstgeschichte zu hoffen.

In der griechischen Kunst, wie in der Poesie, ist von der ältesten Zeit bis auf Alexander den Großen ein gesetzmäßiger Fortschritt, eine Entwickelung wie aus Einem Keime

bemerkbar. Deswegen ist dieser Zeitraum, sowohl wegen des Kunstwerthes der Hervorbringungen, als für die Erforschung des menschlichen Geistes überhaupt, bei weitem der wichtigste. Nachher wurde das Steigen und Sinken des Geschmacks und der Talente von zufälligen Umständen abhängig. Bei der unermeßlichen Menge großer Vorbilder wurden die Künstler fast unvermeidlich Eklektiker, und ihre persönliche Sinnesart bestimmte die Richtung, welche sie nahmen. Gehören doch auch in der Poesie die ungenießbaren Schriften eines Lykophron und die lieblichen Dichtungen des Theokrit und Bion demselben alexandrinischem Zeitraum an.

Ein seit der Versetzung und Zerstreuung so vieler alten Denkmale doppelt nöthiges Hülfsbuch würde ein Repertorium der Antike sein, worin alle irgend bedeutenden Stücke nach den Gattungen, Gegenständen, Steinarten und andern Stoffen in systematischer und alphabetischer Ordnung eingetragen wären, mit Notizen über die Umstände der Auffindung, die Ergänzung, die verschiedenen Besitzer, die jetzige Aufstellung, die vorhandenen Kupferstiche, die Schriftsteller, so davon gehandelt, u. dgl. m. Bei den jetzigen Zeitumständen ist aber ein solches Werk schwer zu liefern.

Die andre Hälfte der 'Gesch. d. K.' wird die folgenden Bände gegenwärtiger Sammlung von W.s Werken einnehmen. Da der Plan der Herausgeber nach der Vorrede des ersten Bandes die in fremden Sprachen abgefaßten Schriften, die Monumenti antichi inediti, und die Déscription des pierres gravées du Baron de Stosch nicht mit begreift (bei den Briefen an Bianconi haben sie doch der Vollständigkeit zu Lieb eine Ausnahme gemacht), so werden alsdann

vielleicht die Briefe an die Reihe kommen. Wir würden dabei nicht Vollständigkeit, sondern vielmehr strenge Auswahl anrathen; es ist schon in den frühern Sammlungen manches Unbedeutende, besonders aber in der letzten (Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgeg. von Goethe. 1805.) Manches gedruckt worden, was für W.s Ruhm und die Erbauung der Leser beßer ungedruckt geblieben wäre. Es ist auch andern Reisenden in Italien begegnet, Brocoli mit Eßig und Oel gern zu eßen, und die italiänischen Weine zu lieben, ohne daß man sich gemüßigt fände, solches der Welt und Nachwelt mitzutheilen. Für die Bewunderer W.s, die sich ihn gern als einen Schüler des Plato im alten Philosophen-Mantel denken, ist es unerwünscht, zu erfahren, er habe sich auf 'einen kaffeebraunen Drap d'Abbeville Rock mit güldenen Brandebourgs' so viel zu Gute gethan, daß er einen Freund in Deutschland davon unterhält. Einen peinlichen Eindruck machen besonders die Briefe über seine Religionsveränderung. Er that diesen Schritt mit innerm Widerstreben, aus äußerlichen Beweggründen, und handelte ängstlich um den Preis. Eine entgegengesetzte Meinung hatte er zwar auch nicht, er schämte sich bloß aus pöbelhaften Vorurtheilen, und die Art, wie er sie ausdrückt (W. u. s. Jahrh. S. 68. u. 69.), beweist, daß eine gemeine Erziehung ihre Rechte behauptet. Was kann es nutzen, Dinge vor das Publikum zu bringen, die nur in den Beichtstuhl gehören, und die unbefugte Neugier der Menschen nach den Schwächen und Kleinlichkeiten ausgezeichneter Männer zu befriedigen? Uns dünkt, man sollte sich bei Briefen Verstorbener immer die Frage vorlegen, ob sie selbst in die Bekanntmachung würden gewilligt haben; denn wie viele Briefe

schreibt man im guten Vertrauen auf die Geheimhaltung der Freunde!

Der handschriftliche Nachlaß W.s in Paris wird wohl größtentheils in Auszügen und unvollendeten Entwürfen bestehen. Doch ist zu untersuchen, ob sich etwas darunter zur Herausgabe eignet. Der Zutritt dazu wird leicht zu erlangen sein. Das Gespräch über die Schönheit nach Platos Art, das W. (Vorr. zur Gesch. d. K. S. XV.) erwähnt, würde die willkommenste Zugabe zu dieser Sammlung sein; aber wir fürchten, er redete von einer bloß in seinem Kopfe entworfenen Schrift als schon vollendet.

Altdeutsche Wälder, herausg. durch die Brüder Grimm. Erster Band. Cassel 1813.*)

Der Verfaßer dieser Anzeige bemerkt im voraus, daß er außerhalb Deutschland schreibt, an einem Orte, wo er auf seine eigne Büchersammlung und seine vorräthigen Auszüge beschränkt ist. Die Leser werden es also entschuldigen, daß er, in der Unmöglichkeit jedesmal die Bücher selbst nachzuschlagen, worauf die Herren Grimm sich beziehn, oder noch andre, welche Licht auf die behandelten Gegenstände werfen könnten, nicht alles in vorliegender Schrift Enthaltene befriedigend zu prüfen vermag.

In einem Fache, wo noch so viel zu entdecken und aufzuräumen ist, wie in der Geschichte unserer Sprache und Dichtkunst, sind Zeitschriften ein recht angemeßenes Mittel, manche Nachweisungen, Zweifel und Erörterungen mitzutheilen, die, wenn sie auf die Abfaßung eines besondern Buches hätten warten sollen, vielleicht nie ans Licht gefördert worden wären. Dem, der schon nachgeforscht hat, kann nichts willkommner sein, als entweder Bestätigung des

*) [Vgl. gegen diese Rec. unter anderem W. Grimm in denselben Altd. Wäldern Bd. III. S. 253. ff. besonders S. 273. ff.]

Gefundenen, oder Anregung zu neuer Untersuchung zu empfangen. Allein zum Gedeihen einer Zeitschrift ist es nöthig, auch solche Leser in hinreichender Anzahl zu gewinnen, die neben einer leichten Belehrung Unterhaltung begehren; und hierauf scheinen uns die Herren Grimm nicht eben sonderliche Sorgfalt gewandt zu haben. Die Altdeutschen Wälder sollten nach der Ankündigung monatlich erscheinen: aber nach den ersten sechs Heften ist, so viel wir wißen, keine Fortsetzung erfolgt. Seit noch längerer Zeit hat das Museum der Hrn. von der Hagen und Büsching für Altdeutsche Litteratur einen Stillstand erfahren, und wir fürchten, daß es noch manchen verdienstlichen, aber vereinzelten Bemühungen so ergehen wird. Möchten sich alle Forscher und Freunde der einheimischen Alterthümer vereinigen, um den Fortgang einer gemeinschaftlich unternommenen und alles dahin Gehörige umfaßenden Zeitschrift durch ihre Beiträge und ihre Abnahme zu sichern!

Die Hrn. Gr. haben in den Altdeutschen Wäldern, wie in ihren früheren Arbeiten, einen nicht geringen Scharfsinn, eine ausgebreitete Belesenheit, einen unermüdlichen Fleiß in Aufspürung auch des Unbemerktesten bewährt. Weniger ist der Vortrag zu rühmen. Sie schreiben ausschließend für Kenner; sie setzen vieles als bekannt voraus, was auch dem Gedächtnisse des Kenners nicht immer gegenwärtig ist; sie begnügen sich mit eilfertigen Andeutungen, wo eine ausführliche Entwickelung nöthig wäre. Indessen jeder Schriftsteller hat das Recht, den Kreiß seiner Leser nach Gutdünken zu beschränken. Hier aber geht die Nachläßigkeit in der ungefälligen Schreibart bis zu wirklichen Sprachfehlern. Uns dünkt, der Bewunderer der frühen Denkmale unsrer Sprache sollte doppelt genau auf die Richtigkeit seiner Wortfügungen achten, damit man ihm nicht vorwerfe, über dem alten sei ihm das heutige Deutsch abhanden gekommen. Oft scheint es uns an Klarheit des Ausdrucks zu mangeln, weil die Verfaßer nicht bis zur Klarheit des Begriffs durchgedrungen sind. Wir geben dieß nicht für ein allgemein gültiges Urtheil; doch vermuthen wir, wenn wir bei aller Aufmerksamkeit gar nicht oder nur mit Mühe verstehen, das Gleiche möge wohl auch andern nicht unerfahrnen Lesern begegnen.

Ehe wir auf das Einzelne eingehen, legen wir im Allgemeinen dar, worin unsre Ansichten von denen der Hrn. Gr. abweichen.

Sie machen es sich zum vorzüglichen Geschäft, den bald zusammenströmenden, bald in sich mehrere Arme theilenden Quellen aller wunderbaren Erzählungen aus der Vorzeit nachzugehn; bei dieser lehrreichen und anziehenden Bemühung scheinen sie aber einer bloß leidenden, das Empfangene allenfalls unwillkürlich und unbewußt verändernden Ueberlieferung zu viel, der freien Dichtung hingegen zu wenig einzuräumen.

Es ist wahr, der Ursprung vieler Heldendichtungen verliert sich in das Dunkel der Zeiten; aus einem einfachen Keime haben sie sich erst im Lauf der Jahrhunderte reich und vielgestaltig entfaltet; von den meisten kennt man den Urheber nicht, oder wenn einer genannt wird, so war er es doch nicht auf die angegebene Weise, sondern ist selbst schon ein Geschöpf der ins Wunderbare erhöhenden Dichtung. Soll man daraus schließen, das, was unsere Bewunderung verdient, sei von selbst und gleichsam zufällig entstanden? Jede Wirkung zeugt von einer verwandten Ursache: das Erhabene und Schöne kann nur ein Werk ausgezeichneter Geister sein. So verschieden auch andere Zeitalter von dem unsrigen sein mochten, so glichen sie sich ohne Zweifel doch alle darin, daß unter der Menge der Sterblichen immer nur wenige mit überlegenen Seelenkräften begabt waren. Gewöhnliche, doch wohlgeartete Menschen sind empfänglich für alles, was den ewigen Wünschen, Bedürfnissen und Ahndungen des menschlichen Gemüthes entspricht: aber sie können es nicht selbst hervorbringen, nicht die Gemüther Anderer bewegen und nach Gefallen lenken. Die Sage und volksmäßige Dichtung war allerdings das Gesammteigenthum der Zeiten und Völker, aber nicht eben so ihre gemeinsame Hervorbringung. Was man an Zeitaltern und Völkern rühmt, löset sich immer bei näherer Betrachtung in die Eigenschaften und Handlungen einzelner Menschen auf; und soll man hiebei der Anhäufung und Wiederholung des Gemeinen, oder dem seltenen Auftreten des Außerordentlichen den grösten Einfluß zuschreiben? Wenn wir einen hohen Thurm in wohlgeordneten Verhältnissen über die Wohnungen der Menschen hervorragen sehn, so errathen wir freilich leicht, daß viele Bauleute die Steine herzugetragen haben. Aber die Steine sind nicht der Thurm: diesen schuf der Entwurf des Baumeisters.

Alle Poesie beruht auf einem Zusammenwirken der Natur und Kunst. Ohne Kunst kann sie keine dauernde Gestalt gewinnen; ohne Natur erlischt ihr inneres Leben. Wie unschuldig jene frühe Kunst auch sein mochte, so mußte sie dennoch nach den ersten Fortschritten bald aufhören, unabsichtlich zu sein. Wie rege ist schon beim Homerus das Bewußtsein seiner Kunst! Wie rühmt er an dem Sänger die Besonnenheit, die schickliche Anordnung, die Klarheit der Schilderung! Noch mehr: in den Zeiten, woraus alle ursprünglichen Heldendichtungen herstammen, war die Poesie nicht bloß eine Kunst, aus Wohlgefallen daran geübt, wie Achilleus die Leier spielte; sondern sie war ein Gewerbe. So war es bei den Griechen, so bei unsern deutschen Vorfahren, so bei vielen andern Völkern. Der Sänger wurde für seine ergötzende Mühe durch gastfreie Aufnahme in den Wohnungen der Häupter, auf den Versammlungsplätzen der Menge belohnt. Er hatte Mitwerber; und wenn sein Gedeihen auf dem Vermögen beruhte, seine Hörer mehr als Andre zu fesseln und zu bezaubern, so mußte seine Beobachtung sich bald auf die Mittel dazu lenken. Die kindliche Sprache, die einfache Wiederkehr der Töne ertrug keinen gesuchten Schmuck in den Worten: hierin konnte schwerlich einer den andern übertreffen. Der neueste Gesang, sagt Homerus, erwirbt das lauteste Lob der horchenden Menge. Aber nicht jedes Menschenalter lieferte durch kühne Thaten oder erstaunenswürdige Vorfälle Stoff zu neuen Gesängen. Man mußte also dem Bekannten durch den Vortrag Neuheit zu geben suchen, es auf andre Weise mit anziehenderen, wundervolleren, und dennoch wahrscheinlichen Umständen erzählen.

In den Jahrhunderten, wo die volksmäßige Heldendichtung entstand, genoß sie des eigenthümlichen Vorrechtes, trotz aller Wunder für wahr zu gelten. Leicht und willig zu glauben, ist ein Merkmal kräftiger Naturen; der Zweifel ist das spätgeborne und schwächliche Kind der Verfeinerung. Jenes Vorrecht wäre in der That nichts Besonderes gewesen, wenn das Heldenlied sich ganz genau an die Wahrheit gehalten hätte. Aber schon Pindarus glaubte, Odysseus habe wohl nicht so viel erduldet, als der süßerzählende Homerus berichte, der seinen Lügen durch geflügelte Kunst eine gewisse Würde zu geben gewußt habe. Die Dichter, welche absichtlich, um zu verschönern, erfanden, konnten nicht umhin, hiebei ihre eignen Vertrau=

ten zu sein. Indessen mochte der tiefe Eindruck, den ihre Erzählungen eben durch den Glauben an deren Wahrheit machten, auf ihre eigne Begeisterung zurückwirken, und es ergieng ihnen vielleicht wie manchen Stiftern und Begünstigern eines frommen Betruges, die durch die allgemeine Andacht zu ihren eignen Legenden bekehrt wurden.

Die ältesten Heldenlieder haben fast immer eine geschichtliche Grundlage oder wenigstens Veranlaßung, und diese war aus der Sage geschöpft. Unter der Sage verstehen wir das Andenken merkwürdiger Begebenheiten, wie es sich durch mündliche Ueberlieferung von einem Geschlecht, und zuweilen von einem Volk zum andern fortpflanzt. In Zeiten, wo es noch keine Bücher, keine wißenschaftlichen Kenntnisse giebt, wird die Erfahrung des eignen Lebens mit Recht als die höchste Weisheit verehrt. Die Jugend hört den Alten begierig zu, wenn sie die Thaten berichten, deren Zeugen oder Theilnehmer sie in früheren Jahren gewesen. In unzerstreuten Gemüthern, wo die Eindrücke nicht immerfort durch andre verdrängt werden, sind die zuerst empfangenen unauslöschlich, und wachsen ohne fremde Zuthat, durch die bloße Entfernung der Zeit, gleichsam nach Innen zu an. Dem Nestor erschienen die Zeitgenoßen seiner Jugend als ein Riesenstamm im Vergleich mit den Helden vor Troja. Vorliebe oder Abneigung, dann der dem menschlichen Geist besonders in der ersten Frische der Einbildungskraft inwohnende Hang zum Wunderbaren, brachten Uebertreibungen hervor, und die Ruhmbegierde faßte sie willig auf. Wer hätte nicht gern vernommen, wer hätte bezweifeln mögen, daß das kriegerische Volk, zu dem er gehörte, von einem übernatürlichen Heldengeschlecht abstamme? Wir halten die Niederlaßung des Aeneas in Italien nicht für wahrhafter, als die Abkunft der Franken von dem trojanischen Franko: beide Erdichtungen, die in die Geschichte übertragen zu Irrthümern wurden, scheinen uns aus dem gleichen Grunde entsprungen zu sein, nämlich aus dem Wunsche ruhmliebender Völker, ihre lange Ahnenreihe an eine glorreiche Vorzeit anzuknüpfen. Wir sind so weit entfernt, alle Abweichungen der Sage bloß den Umwandlungen der blindlings wirkenden Zeit beizumeßen, daß wir vielmehr in nicht wenigen die absichtlichen Erfindungen einzelner Dichter sehen, welche dem Ahnenstolze dieses oder jenes Fürsten, oder seinen Ansprüchen

auf erweiterte Herrschaft schmeicheln wollten. Wir glauben sogar die politischen Zwecke zu errathen, zu deren Behuf manche Heldendichtungen, wo nicht zuerst ersonnen, so doch erneuert und in Umlauf gebracht worden sind.

Aus obigen Umständen erhellet, wie die Sage, noch ehe sie dichterisch behandelt wurde, schon in gewissem Grade den Forderungen der Poesie entsprach, so daß der Dichter nur kühnlich in derselben Richtung fortzugehn brauchte. Ganz anders ist die Lage des Dichters, der in einem gelehrten Zeitalter einen Gegenstand aus der beglaubigten Geschichte episch zu behandeln unternimmt. Wo die schriftliche Aufzeichnung sogleich nach den Begebenheiten erfolgt und allgemein zugänglich ist, da können diese nicht in die zauberische Dämmerung der Ferne zurücktreten: denn durch die Schrift werden sie deutlich und bestimmt festgehalten, und auch die grösten menschlichen Thaten haben, aus der Nähe betrachtet, eine undichterische Seite. Der Dichter hat also nur die Wahl, der Geschichte auf dem Fuße zu folgen, und trocken und nüchtern zu bleiben; oder wenn er sie eigenmächtig mit dem Schmuck des Wunderbaren ausstattet, so ist dieses nicht aus demselben Boden entsproßen, es verräth sich als ungleichartig, und er hat noch obenein mit dem Unglauben seiner Zeitgenoßen zu kämpfen.

Das Bisherige bestimmt nun auch nach unserer Ansicht das Verhältniß der Heldensage zur Geschichte. Insofern jene das Gefühl und den Glauben eines gesammten Volkes ausspricht, giebt sie ein Zeugniß, und verdient besonders gegen die Parteilichkeit fremder Geschichtschreiber in Schutz genommen zu werden. Aus Zeiten und Gegenden, woher die Berichte gültiger Zeugen nur sparsam zu uns gelangt sind, kann die mündliche, dann dichterische Ueberlieferung Züge der Wahrheit aufbewahrt haben, welche die Geschichte verschweigt. Aber wenn die Sage bei uns noch Glauben finden soll, so müßen ihre Erzählungen nicht in offenbarem Widerspruche mit demjenigen stehn, was wir ganz zuverläßig wißen. Bei der Zusammenhaltung der Sage mit der Geschichte kommt es also darauf an, erst auf das schärfste zu bestimmen, wie weit unsre gewisse Kenntniß reicht, wo sie anfängt dunkel zu werden, und wo sie endlich gar ausgeht. Auf jenem ersten Gebiete kann es immer noch belehrend sein, eine erhebende und weise Täuschung, dergleichen selbst Gesetz-

geber früherer Zeiten der Begünstigung werth hielten, mit der Wahrheit zu vergleichen; aber nur in den letzten beiden Räumen ist es erlaubt, aus der dichterischen Ueberlieferung als einer Erkenntnißquelle zu schöpfen: jedoch immer mit der nöthigen Vorsicht, und ohne ihr eigenthümliches Wesen, ihren Ursprung und die fremdartigen Bestandtheile, die auf dem langen Wege bis zu uns sich eingedrängt haben mögen, aus der Acht zu laßen.

Die Herren Grimm scheinen uns zuweilen die Sage und die urkundliche Geschichte nicht gehörig zu sondern; sie räumen jener ein Ansehen ein, durch dessen Anerkennung wir an unsern bewährtesten und ausgemachtesten Kenntnissen irre werden müßten; sie wollen längst aus unwiderleglichen Gründen verworfene Fabeln wiederum als Thatsachen aufstellen, und wenn der Irrthum auch noch so offenbar ist, so soll doch auf irgend eine verborgene und geheimnißvolle Weise die Wahrheit darin stecken. Bei aller geschichtlichen Prüfung ist die einfache Frage, ob etwas wirklich geschehen, oder nicht; ob es auf solche Weise geschehen, wie es erzählt wird, oder anders; und das Widersprechende kann nicht zugleich wahr sein.

Unstreitig ist es ein fruchtbarer Gesichtspunkt für die Lesung der Geschichtsbücher aus ungelehrten Zeiten, darauf zu achten, welche unter ihren fabelhaften Erzählungen aus alten Liedern geschöpft sind. Allein der Sage selbst geschieht ein schlechter Dienst damit, wenn man alles auf ihre Rechnung schreibt, was irgend eine Chronik Falsches, Unglaubliches, Widersinniges meldet. Nicht alle Irrthümer haben eine Ahnentafel. Es giebt ganz unbegeisterte Einbildungen, ganz prosaische Lügen, deren Ursprung man nicht weiter her zu suchen hat, als in dem müßigen Gehirne, das sie ausgebrütet. Unwißende Ruhmredigkeit auf die Thaten und das Alterthum des eignen Volkes, dann gelehrte Anmaßung, neue und unerhörte Dinge vorzubringen, haben viele trügerische Luftgebäude errichtet, woran die redliche Ueberlieferung durchaus unschuldig ist. Am meisten muß man den Schriftstellern aus der letzten Hälfte des Mittelalters bis in das sechszehnte Jahrhundert mißtrauen, eben weil sich damals der Kreiß des Wißens wieder zu erweitern anfieng. Sie hatten die Glocke läuten hören, wie man sagt, wußten aber nicht, wo sie hienge. Sie haben nicht selten biblische und mythologische Angaben mit mißverstandenen Erinnerungen der Sage und will-

kürlichen Hypothesen zu einer heillosen Verwirrung zusammengeschmiedet.

Ferner dehnen die Herren Grimm den Begriff der Sage unsers Bedünkens viel zu weit aus. Unter den Heldenliedern des Mittelalters haben die einheimisch deutschen das höchste Alterthum und das urkundlichste Gepräge. Doch hat auch hier freie Dichtung vielfältig ihr Spiel getrieben. Wir reden nicht von der späteren Bänkelsängerei; kommen doch selbst in den Nibelungen Zeitverwechselungen vor, wovon die ersten Urheber sich gewiß eben so bestimmt Rechenschaft ablegten, als Virgilius, da er seinen Aeneas mit der Dido zusammenstellte. Die spanischen Ritterromane (nicht der geschichtliche Cid, das versteht sich, sondern der Amadis und die folgenden) sind ganz willkürlich erfunden, gerade so wie man heut zu Tage Romane schreibt. Auch die weit älteren Fabelkreiße von Karl dem Großen und Artus verdanken einer volksmäßigen Ueberlieferung bloß die einfachsten Grundzüge: die reiche und mannichfaltige Ausbildung ist das Werk freier Dichtung; die meisten Paladine, und die sämmtlichen Ritter der Tafelrunde sind Geschöpfe der Einbildungskraft.

Aber die Hrn. Grimm sprechen auch bei Novellen und Ammenmärchen 'von dem alten Kern der Sage, von der späteren Tradition, von dem Mythus, von der mythischen Natur des Ganzen'. Die Uebereinstimmungen und Abweichungen, welche sie hier bemerken, dürften wohl meistens in ein ganz anderes Fach gehören, nämlich in die Litterar-Geschichte der freien oder genauen, glücklichen oder mißlungenen Nachahmungen und Uebertragungen. Von jeher hat man sich gern an unterhaltenden Erzählungen ergötzt, sei es an eingeständig wunderbaren und fratzenhaften, an Märchen, oder an solchen, wobei alle Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt beobachtet wurden, an Novellen. Man liebte das Neue, und sinnreiche Erfindungskraft war immer selten; da mußte man sich also aufs Borgen legen. Bei vielen Novellen darf man zwar nicht einmal nach einem Erfinder fragen: sie können gerade so vorgefallen sein, wie sie erzählt werden. Ein Zeitalter von kecken Sitten, derben und sinnlichen Leidenschaften, und stark abstechenden Verhältnissen der Stände, lieferte ohne Zweifel häufiger als das unsrige solche auffallende Thatsachen, dergleichen die Novelle verlangt. Es wäre lächerlich, wenn jemand über eine bekannte Erzählung des Boccaccio

sich in ernsthafte Zweifel vertiefte. 'Wo mag wohl der Mythus von dem Kalender der alten Ehemänner ursprünglich zu Hause sein? Ist er etwa noch ein Erbstück von den Patriarchen, die sich freilich auch in bedenklich hohem Alter vermählten?' — Ein geistreicher Spötter, wie Boccaccio, durfte nur einmal eine solche Ehe beobachten, so war der Kalender fertig. Man hat oft bemerkt, daß Boccaccio den französischen Erzählern viel verdanke. Auch diese mochten nicht immer Erfinder sein: aber gesetzt, man könnte manche Fabliaux im entferntesten Orient nachweisen, so würden wir darin nichts weiter sehen, als ein betriebsames und erlaubtes Plagiat, das durch den vielfachen Verkehr zwischen Europa und dem Orient im Mittelalter leicht begreiflich wird. Im Herodotus kommt eine ägyptische Diebesgeschichte vor, ganz im Sinne der Fabliaux; Pausanias hörte sie in Griechenland, als dort vorgefallen, erzählen; man hat sie, wo wir nicht irren, in neueren Zeiten mit den nöthigen Abänderungen auf Rechnung der Cartouche geschoben. Soll man deswegen eine Diebes-Mythologie annehmen, welche sich durch alle Völker und Zeiten geheimnißvoll fortzieht? — Woher aber die Abweichungen, wird man fragen, wenn die Entlehnung offenbar ist? Daher, daß die Menschen, wenn sie auch etwas nicht von Grund aus erschaffen können, sich dennoch leicht einbilden, es beßer zu machen. Manche Erzählungen und Dichtungen sind durch vielerlei Hände zu uns gelangt, aber nur durch wenige ausbildende und verschönernde, durch viele bloß überliefernde, und leider auch durch entstellende und vergröbernde Hände.

Was nun die Ammenmärchen betrifft, so wollen wir sie keinesweges geringschätzen: nur glauben wir, daß das Vortreffliche in dieser Gattung eben so selten ist, als in allen übrigen. Jede gute Wärterin soll ihr Kind unterhalten oder wenigstens beruhigen und einschläfern; leistet sie dieß durch ihre Geschichten 'Es war einmal ein König' u. s. w., so ist weiter keine Forderung an sie zu machen. Wenn man aber die ganze Rumpelkammer wohlmeinender Albernheit ausräumt, und für jeden Trödel im Namen der 'uralten Sage' Ehrerbietung begehrt, so wird in der That gescheiten Leuten allzu viel zugemuthet.

Sogar auf einzelne Gleichnisse und Sinnbilder wenden die Herren Grimm den Begriff von Sage und Mythus an, weil der-

gleichen bei verschiedenen Völkern und in entfernten Zeitaltern wiederkommen. Dieß erklärt sich ganz natürlich daraus, daß die Menschen im Allgemeinen dieselbe körperliche und geistige Verfaßung haben, und daß ihrer Einbildungskraft auch dieselbe äußere Welt vorgeschwebt hat. Alle Menschen träumen; ähnliche Träume kommen wieder, das beweisen die Traumbücher: ist aber deswegen ein Zusammenhang unter den Träumen anzunehmen? Die Wiederholung gewisser Bilder ist dem Dichter erlaubt, weil sie nie veralten, und sich keine schöneren erfinnen laßen; oft aber bemerkt man darin nur Dürftigkeit der Erfindung und Trägheit des Geistes.

Zu allen theils willkürlichen und unbewährten, theils leeren und unersprießlichen Zusammenstellungen fügen die Hrn. Gr. nun noch die etymologischen, welche uns die gewagtesten von allen scheinen. Wir werden Proben davon geben, wie sie die schwierige Kunst der Wortableitung ausüben, wobei gründliche Sprachkenntniß, große Behutsamkeit, und vor allem feste Grundsätze unentbehrlich sind, wenn man nicht auf hoffnungslose Irrbahnen gerathen will.

Inhalt.

I. 'Commentar zu einer Stelle in Eschenbachs Parcifal, von J. Grimm'. Parcifal erblickt einige Blutstropfen auf dem Schnee; dieß erinnert ihn an die Gesichtsfarbe seiner geliebten Kondwiramurs; seine Träumerei geht so weit, daß er verschiedne Handlungen ganz bewußtlos vornimmt, bis ihn endlich Gawein wieder zu sich selbst bringt, indem er die Blutstropfen mit einem Tuche bedeckt.

Ob eine solche Zerstreuung des Gemüths, oder vielmehr eine solche Versunkenheit in ein geliebtes Andenken, durch einen solchen Anlaß, in der Natur liegt, mag der erste Erfinder verantworten. Eschenbach ist dabei seinen Vorbildern gefolgt: selbst der Umstand, daß es das Blut einer von einem Falken aufgejagten Gans ist, welches den Schnee färbt, findet sich bei Christian von Troyes. Die Gänse wenigstens würden wir einem heutigen Dichter ganz bestimmt abrathen: konnten es nicht eben so gut Tauben sein, auf die der Falke stößt?

Bei dieser Gelegenheit hat nun Hr. J. Gr. allen Schnee aufgestöbert, auf den jemals in der Welt Blutstropfen gefallen sein sollen. Allein dieß giebt nur zwei Farben; um die geheimnißreiche Zusammenstellung der drei Farben, weiß, roth und schwarz, vollständig

zu machen, muß irgend ein Rabe oder wenigstens eine Krähe herzugeflogen kommen, welche dann das böse Princip vorstellt. Der Verfaßer hat wirklich so viel Weiß, Roth und Schwarz angehäuft, daß einem dabei grün und gelb vor den Augen wird. Doch können wir nicht billigen, daß das österreichische Wappen, ein weißer Querstreif im rothen Felde, übergangen ist, da es überdieß nach der Sage auf Blut deutet. Leopold der Tugendhafte soll nach einer Schlacht im gelobten Lande dergestalt mit Blut bedeckt gewesen sein, daß, als er seinen Gürtel abnahm, diese Stelle wie ein glänzender weißer Streif gegen den übrigen rothgefärbten Harnisch abstach. Freilich weiß man, daß das neuere Wappen Oesterreichs erst unter Friedrich dem Streitbaren aufgekommen, und zwar auf eine ganz andre Veranlaßung: allein was kann die diplomatisch bewiesene Geschichte gegen die Sage ausrichten? Der Wappenschild liefert auch nur zwei der geforderten Farben, doch wurde er nachher dem schwarzen Reichsadler auf die Brust gesetzt; wobei wir uns jedoch ausdrücklich gegen die Deutung verwahren wollen, daß der Reichsadler als der Rabe, als das böse Princip anzusehen sei.

Der Verfaßer wägt die Verdienste der verschiedenen Märchen, worin Schnee, Blut und Raben vorkommen, genau gegen einander ab. S. 10. 'Diese Erzählung ist viel epischer als die vorige, wo der todte Vogel gefunden wird, statt daß hier der Metzger, der das Kalb schlachtet, auftritt und der Rabe geflogen kommt.' — Die Metzger mögen sich durch diese Aeußerung geschmeichelt finden, schwerlich wird sie einem zarten Gefühl zusagen. Welche widerwärtige Bilder! Ein Mädchen sieht ein Kalb schlachten, das Blut fließt auf den Schnee, ein Rabe trinkt davon, und das Mädchen denkt sich dabei die blühende Gesichtsfarbe und die schwarzen Haare ihres künftigen Geliebten. Es verlohnt sich wohl der Mühe, dergleichen aus Irland zu holen! Wenn Hr. J. Gr. nicht so gar ernsthaft wäre, so möchte man glauben, er wolle seine Leser mit verstellter Bewunderung zum besten haben, wie es in einer französischen Schrift, chef d'oeuvre d'un inconnu, geschehen ist. Wir gäben für die Wahl unter den angeführten Verschiedenheiten nicht einen Nadelknopf. Von irländischen, italiänischen und plattdeutschen Kindermärchen geht es dann fort zum Paracelsus, zur Edda, zum Upnekhat und der indischen Kosmogonie, vieler Episoden nicht zu erwähnen. Unter

diesen hat uns besonders die von den Däumlingen (S. 16.) ergötzt, von denen eine allverbreitete Tradition in Europa leben soll, welches wir nicht bezweifeln, wenn sie wirklich mit den Dümmlingen in eins fallen.

Wer wollte es leugnen, daß die Farben und Farbenreihen als der Gipfel der Erscheinung so vieler aus der Tiefe wirkenden Naturkräfte ihre bestimmten mannichfaltigen Bedeutungen haben, und daß die Poesie gern hierauf anspielt, wie auf alles, was der Sinn beßer ahndet, als die Wißenschaft es begreift? Nur wenn der Verfaßer den drei Farben, weiß, roth und schwarz, S. 17. die ausgemachteste und vollkommenste Bedeutung zuschreibt, wollen wir erinnern, daß Weiß und Schwarz nicht so ganz eigentlich Farben zu nennen sind. Jenes bezeichnet bloß die Lichtempfänglichkeit der Oberflächen, diese das Gegentheil; beide fallen nicht in den Kreiß des Regenbogens. Die genannte Reihe gehört daher auch gar nicht unter die Farben-Akkorde; aber den grellsten Gegensatz bildet allerdings die Zusammenstellung der brennendsten Farbe, des Rothen, mit der körperlichen Auffaßung des Lichtes und der Finsterniß, dem Weißen und Schwarzen. Endlich, wie gehört dieß Alles hieher, zu einer Stelle des Parcifal, wo bloß Weiß und Roth genannt wird, und worin durchaus nichts zu finden ist, als eine vielleicht allzu buchstäbliche Verkörperung von jener allgemein üblichen Schmeichelei, da man eine blühende Gesichtsfarbe als ein Gemisch aus dem blendendsten Weiß (des Schnees) mit dem kräftigsten Roth (des Blutes, des Purpurs, der Rose) schildert?

J. Gr. hat den Dichter zuerst mißgedeutet, als hätte Gawein eine Blume auf die Blutstropfen geworfen; und wiewohl er seinen Irrthum zeitig genug entdeckt, hat er ihn doch mit abdrucken laßen. Die Stelle lautet in der müllerschen Ausgabe (V. 8988. u. f.) so:

> Eine failen ruoches von salin,
> Gefurriert mit gelwem zindal,
> Die swang er uber die bluotmal.
> Do die faile ward der zaher dach,
> So daz ir parzival nicht sach, u. s. w.*)

*) [Ed. Lachm. 301. 28. biß 302. 2.: ein failen tuoches von Suriu, gefurriert mit gelwem zindâl, die swauger über diu bluotes mâl. Dô diu faile ward der zaher dach, sô daz ir Parcivâl niht sach,]

Aus der ersten Zeile brachte J. Gr. heraus: 'eine Veile (Viole, für Blume überhaupt) von Geruch wie Salin, saliuncula'. — Dieß ist in der That ein seltsames Mißverständniß. Die erste Zeile ist dunkel, weil sie verderbt ist, aber die zweite ist vollkommen klar, und außer dem Laden der Putzmacherinnen giebt es wohl keine Blume, die mit gelbem Zindaltaft unterzogen wäre. Es muß also ein Kleidungsstück gemeint sein. Dieß bemerkte Gr. endlich auch, und verglich die Ausgabe von 1477. Sie ist zwar nicht eben tröstlicher als die müllersche, doch läßt sich zuweilen aus zwei Irrthümern das Wahre herauslocken.

> Ein pfellel tuoch von surein
> Gefuriret mit gelwem zendal
> Daz swang er uber des bluotes mal.
> Do das vel ward der zehere bach, u. s. w.

Die Leseart 'tuoch' gewährt Licht, wir halten sie für richtig, nur mit Beibehaltung des Genitivs, 'tuoches'. Uebrigens scheint die erste Zeile ebenfalls entstellt zu sein. Nach den gewöhnlichen Regeln der Kritik wäre an dem Wort 'faile' nicht zu rücken, weil es wiederkommt; wer aber Bodmers unleserliche Abschriften gesehen hat, begreift leicht, wie dasselbe Wort zweimal falsch gelesen werden konnte. Die Drucker der alten Ausgabe scheinen ihre Handschrift hier nicht verstanden zu haben, denn sie setzen zwei ganz verschiedene Dinge dafür: einmal 'pfellel', seidner Stoff überhaupt, palliolum, und dann 'vel', Fell, pellis. Hr. Gr. sagt 'feile' wäre 'faille', das nordische 'fald', 'falda'. Recht gut, nur findet sich faille nicht im Romanischen, sondern falda, faude, für Schürze, Rockschoß u. s. w. S. Ducange, Carpentier und Roquefort. Man möchte also 'falde' lesen, welches in einem andern Sinne für Schieblade oder Kleiderschrank vorkommt. Vielleicht gehört hieher Conrad von Würzburg Trojan. Krieg. V. 4523.:

> Recht als ein krieche wilde
> Trug er fellen und roch (lies: feilen oder failen),
> Der oberdach und underzoch
> Waren von samitte.

Vielleicht Schurz und Rock, denn der Zusatz beweist, daß hier nicht an 'vel' zu denken ist. — 'Sollte statt 'surein' ('salin' in der müller-

schen Ausgabe) 'sabin' zu lesen und linteum, bisso, Saben, zu verstehen sein?' Im neunten und zehnten Jahrhundert heißt seine Leinwand saban, sabun, von sabanum; spater 'saben'; wir erinnern uns nicht, die Form 'sabin' mit dem Ton auf der letzten Silbe angetroffen zu haben. Auf jeden Fall steckt in dem verderbten Worte der Name eines Zeuges oder des Ortes, woher es kam. Wir würden 'satin', Atlas, vorschlagen, wenn nicht die altfranzösische Form zatouin wäre. Das sicherste wird sein, die Handschriften zu Rathe zu ziehen.

Die Entzifferung eines einzigen Verses könnte unsern Lesern so vieler Umständlichkeit nicht werth zu sein scheinen. Allein die Philologie hat immerfort mit solchen Kleinigkeiten zu thun; sie schämt sich dessen nicht bei den geringsten Ueberresten des klassischen Alterthums: warum sollte sie es bei den altdeutschen Denkmalen? Alle Beschäftigung mit ihnen bleibt ganz unersprießlich, so lange man sie nicht gehörig versteht. Dazu ist scharfe Kritik, sprachkundige Genauigkeit und gründliche Auslegungskunst erforderlich, und hierin ist, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, noch fast gar nichts geleistet worden. Die meisten bisherigen Ausgaben altdeutscher Schriften sind so verwahrlost, daß, wer gewohnt ist, sich selbst Rechenschaft von dem, was er lieset, abzulegen, dabei unaufhörlich zur Konjektural-Kritik seine Zuflucht nehmen muß.

Ganz richtig ist die Bemerkung S. 20., daß man im Mittelalter beim Baden das Waßer mit Rosenblättern zu bestreuen pflegte. Die anmuthige Sitte wird durch ein Bild der manessischen Handschrift in Paris bestätigt, wo Herr Jakob von Warte im Bade mit Blumen in den Haaren und andern auf dem Waßer schwimmenden vorgestellt ist.

Den etymologischen Dithyrambus S. 15. über die Verwandtschaft der Begriffe und Benennungen von Blut, Waßer, Regen, Thau, Schnee, Eis, Seim, Laich, Milch u. s. w. können wir nicht im Einzelnen durchgehn. Es würden zehn Seiten nöthig sein, um wieder zu sondern was der Verfaßer auf einer einzigen in einander wirb. 'Auch b, k, d, tauschen unter einander' (werden unter einander vertauscht). In welchen Fällen und unter welchen Einschränkungen treten diese Buchstaben verschiedner Sprachwerkzeuge einer an die Stelle des andern? Mit solchen Allgemeinsätzen kann man

Alles erkünsteln, und macht am Ende die Etymologie zu einer Wißenschaft, wobei, wie Voltaire sagt, die Vokale für gar nichts, die Konsonanten für sehr wenig gerechnet werden.

II. 'Ueber Agges und Elegast, von J. Grimm.' Der Verfaßer hatte im altdeutschen Museum eine Anfrage gethan, wer wohl der vom Dichter des Titurel beiläufig erwähnte Meisterdieb Agges sein könnte. Er bezieht diesen Namen auf die Burg Aggstein in Oesterreich, wo im dreizehnten Jahrhundert ein Ritter aus dem Geschlecht der Kuenringe räuberisch hauste. Agges soll nun wiederum zusammenfallen mit dem Maugis oder Malgys der karolingischen Sage, und dieser mit Elegast und Algast. — Gr. hätte wohlgethan, die Stelle aus dem so äußerst seltnen Titurel beizufügen, um seine Leser zu eignem Urtheil in Stand zu setzen. Ohne dieß Buch zur Hand zu haben, wagen wir dennoch eine Vermuthung. Die hanöverische Handschrift liest 'Agez'. Vielleicht ist der Meisterdieb Agez nichts anders als eine Elster. Gloss. Florent. agaza, pica. Latino-Barb. agazia, altfranzösisch agace. S. Carpentier und Roquefort. Der Name dieses Vogels hat viele Veränderungen erfahren: aus 'Agelelster' ist 'Elster' zusammengezogen, und eben so scheint das noch übliche 'Atzel' nur ein zusammengezogenes Verkleinerungs-Wort von agaza, Agez, zu sein. Der Meisterdieb Agez entwendet den Frauen Hut und Mantel; dergleichen Streiche werden gerade den Elstern zugeschrieben.

S. 33. sagt der Verfaßer, der M-Laut (der Buchstabe M) werde den Vokalen häufig vor- oder abgesetzt, und Magnet und Agstein seien beide nur ein Wort. Der Wurzel nach haben diese Worte nicht das Mindeste mit einander gemein. Magnet war im Griechischen ein ganz örtlicher Name: der magnetische Stein, weil er dort zuerst gebrochen wurde. Man gab im Mittelalter dem Magnet den Namen Agstein, aber wie es scheint, nur durch Uebertragung, wegen der anziehenden Kraft, welche er mit dem Bernstein gemein hat. Denn Agstein oder Agtstein bedeutete eigentlich Bernstein. (S. Zeilleri Itinerar. p. 512.) Agtstein scheint zusammengezogen aus achates, Agat. Achates hieß im Latein des Mittelalters der Feuerstein, wie eine Stelle des Notker (Ps. XXVIII. 11.) beweist, der in den Worten der Aeneïde ignemque excudit Achates eine Anspielung auf den Namen des Steins zu finden glaubte. Bernstein

ist so viel als Brennstein, und so nannte man diesen vielleicht accates, nicht weil Feuer daran geschlagen wird, sondern weil er selbst brennt. Diese Vermuthung mag gelten was sie kann, aber Herrn Grimms Ableitung ist gewiß falsch.

III. 'Ritornelli.'

IV. 'Von zwein Kaufmaun.' Ein noch ungedrucktes Fabliau, dessen Mittheilung aus der Handschrift man Hrn. J. Gr. Dank wißen wird. Man sollte einmal alles, was wir im Fach der kürzeren Erzählungen haben, zusammen herausgeben. Wiewohl die deutschen Dichter meistens nicht Erfinder sind, kann man ihnen ihr eigenthümliches Verdienst der Behandlung nicht absprechen, eben so wenig als an den welschen Ritterromanen. Eine irrige Auslegung V. 342. hat der Herausgeber selbst S. 82. verbeßert. Wir fügen noch ein Paar Berichtigungen hinzu. V. 432.:

> Wan er sie nie geschielte
> Uz sines hertzens arke.

Anm.: 'geschielte, lostrennte; ein merkwürdiges, im Hochdeutschen ziemlich seltenes Wort, dem nord. skilia entsprechend. Unser schälen, die Rinde abtrennen, scheint verwandt.' — Von dem Geschlecht des nordischen skilia ist das holländische verschillen, aber beides gehört nicht hieher. 'Geschielte' ist das imperf. conj. von 'geschalten', wie ehemals 'wielt' von walten, 'spielt' von spalten, und noch jetzt 'hielt' von halten. 'Geschalten' heißt eigentlich, ein Schiff mit der Stange (dem Schalten) fortstoßen. Trojan. Krieg V. 25055.:

> Daz si ze lande moehten nicht
> Geschalten und gestozen.

Ebendaselbst findet sich die vergangne Zeit der einfachen Form ohne Vorsatz-Silbe. V. 4109.:

> Ze ruggen schielt er sinen schilt,

er warf seinen Schild auf den Rücken. Obige Zeilen heißen: weil er sie aus dem Innersten seines Herzens verstoßen würde. Das einfache Zeitwort 'schalten' haben wir noch in allgemeinerem Sinne,

der wohl zuerst durch den sprichwörtlichen Reim 'schalten und walten' veranlaßt worden sein mag. — V. 494.:

Si sprach: kinder, ich will roben.

Anm.: 'roben, sonst rowen, ruwen, reuen; es soll mich noch reuen, ärgern, wo ihr nicht solches Anmuthen einstellt.' — Reuen findet sich schwerlich so geschrieben, und ist überdieß schon im Altdeutschen unpersönlich; z. B. 'mich ruwet uwer Ungemach'. Vermuthlich ist zu lesen: ich will 'toben', ich werde mich ereifern; dieß entspricht sowohl dem Reime als dem Sinn.

V. 'Erläuterung einer Stelle aus Apollonius von Tyrland von J. Grimm.' Eine dunkle Stelle noch dunkler erklärt.

VI. 'Der Mann in der Grube, von J. Grimm.' Eine schöne und ergreifende Allegorie aus Barlaams Legende nach Rudolfs von Montfort Gedicht abgedruckt.

Iz was ein angestlicher stric.

Das letzte Wort wird erklärt: 'Punct, Zeitpunct'. Es ist Strick, laqueus; es war eine ängstliche Verstrickung. Von einem Drachen heißt es:

Uf sinen was er bereit.

Die Zeile, sagt der Herausgeber, ist unklar. Das ist nicht zu verwundern, es fehlt ein Wort, vermuthlich val, Fall.

Uf sinen val was er bereit,
Genende, als ich han geseit,
Als er in wolde slinden.

Anm.: 'genende, wohl: kühnlich, kühn'. Keineswegs! genénde, mit dem Ton auf der zweiten Silbe ist freilich ein altdeutsches Wort, aber hier ist génende zu lesen: gähnend, als ob er ihn verschlingen wollte. Man sieht, wie der Mangel der Accente in der alten Schreibung irre führt; in der karolingischen Zeit hat man sich ihrer zuweilen bedient, leider unterblieb es nachher.

Der Herausgeber wünscht 'dem Ursprunge der Legende von Barlaam und Josaphat näher auf die Spur zu kommen'. Diese Dichtung stammt aus dem Morgenlande: sie soll zuerst von Johannes von Damascus im achten Jahrhundert syrisch geschrieben,

und bald darauf in das Griechische übertragen werden sein. S. Dunlop History of Fiction Lond. 1814. Vol. I. p. 70. sq. u. Appendix VI.

VII. 'Theut und Mann, von J. Grimm.' Es würde hier zu weit führen, unsre Deutung der berühmten Stelle des Tacitus vom Thuisco und Mannus vorzulegen, welche sich von der Ansicht des Verfaßers weit entfernt. So tumultuarisch läßt sich die Sache nicht abthun. Wir bemerken nur S. 82.: 'nemo nicht contrahiert aus ne homo, sondern ho ein bloßer Vorsatz, und mo soviel als mas, mans, Mann'. Zum Glück hat Hr. J. Gr. nicht gewußt, daß man bei der Etymologie die unregelmäßigen Nominative, weil sie meistens neueren Ursprungs sind, nicht brauchen kann, sondern auf die Biegung achten muß, sonst wäre es ihm noch leichter gefallen, aus ho-min-is, oder ho-mon-is beim Ennius, das deutsche 'Mann' herauszukünsteln. Mit eben so gutem Grunde hätte er wegen der Zusammenziehung von volo in nolo und malo behaupten können, vo sei eine bloße Vorsatz-Silbe, und lo die eigentliche Wurzel. Er weise doch nur ein einziges Beispiel von der trennbaren Vorsatz-Silbe ho in der lateinischen Sprache nach. Die wahre Ableitung von homo hat schon Varro gegeben: homo dictus ab humo; also der Erdgeborne, der Erdbewohner. Das u kommt in humanus wieder zum Vorschein. Jedoch hierüber läßt sich hin und her streiten, und es ist vielfältig geschehen: vielleicht sollte man von solchen Wörtern gar keine weitere Herleitung oder Auflösung versuchen. Allein darüber werden alle Kenner einverstanden sein, daß wer solche Etymologien an das Licht bringt, noch in den ersten Grundsätzen der Sprachforschung ein Fremdling ist. *)

VII. 'Gesellenleben, von J. Grimm.' — Handwerksburschen-Witz, aus einem seltenen Buche von Frisius abgedruckt, recht gut am blauen Montage zu lesen.

VIII. 'Ueber sunu fatarungo' (in dem Liede von Hildebrand und Hadubrand), 'von J. Grimm.' — Die Herren Grimm haben bei dessen Herausgabe nicht wenig geleistet, aber doch nicht alle Zweifel weggeräumt, und vielleicht ist dieß auch bei einem so alten,

---

*) ['Du sprichst ein kühnes Wort gelaßen aus!' Bg.]

schwierigen und vereinzelt stehenden Bruchstücke nicht möglich. Ein genauer Kupferstich der nur kurzen und in ihrer Art einzigen Handschrift wäre sehr wünschenswerth, weil in solchen Fällen niemand unbedingt den Augen des Andern traut. Es fragt sich, ob die beiden kämpfenden Helden Vater und Sohn, oder ob der eine Neffe oder Vetter des andern ist. Eckhart (Comment. de r. Fr. Or. I. p. 867.) hatte sich für das erste, Hr. Gr. für das zweite erklärt, er äußert aber jetzt Zweifel darüber. In der angelsächsischen Chronik heißt es beim Jahre 737.: and sealde his rice Edberhte his federan sunu, patrui filio; und J. 901.: his faederan sunu, eius patruelis. Zwar ist faederan nicht einerlei mit fatarungo, aber diese Form wird durch die isländischen braedrungar und systrungar begünstigt. — S. 125.: 'Zwischen Hiltibraht und Hiltibrant ist sicher kein Unterschied zu machen, indem letztere Form nur der im gen. heraustretende Nasallaut ist, gerade wie madr, svidr u. a. im gen. manns, svinns, bekommen.' — Diese Erklärung ist nicht befriedigend. In den isländischen Beispielen hat das angehängte N die Veränderung des vorhergehenden Konsonanten verursacht. Wenn sonst eine Mundart in einigen Wörtern das n ausstößt, wie die angelsächsische in muth, cuth, tuth, statt der gothischen Formen munths, cunths, tunths, so geschieht dieß in allen Biegungen. Hier aber wäre dann nicht bloß ein N vor dem T ausgestoßen, sondern ein Ch eingeschoben, denn dafür steht H nothwendig an dieser Stelle. Die Einerleiheit dieser Namen müßte also etymologisch, nämlich nach der Wurzel und Bedeutung der Endsilben 'braht' und 'brant' dargethan werden; oder historisch, indem man zeigt, daß sie an den Namen derselben Männer in Geschichtbüchern und Urkunden ohne Unterschied gebraucht werden. Zwar wenn die Lesearten so sind, wie die neuere Ausgabe sie giebt, und nicht etwa das Erlöschen des verlängerten Striches am h den Schein eines n bewirkt hat, so wäre die Einerleiheit ausgemacht. Denn die beiden Redenden werden in dem Gedicht abwechselnd, der eine Hiltibraht und Hiltibrant, der andre Hadubraht und Hadubrant genannt, und um alle Ausflucht abzuschneiden, im Nominativ. Gegen die Annahme, daß der eine der Vater des andern sein soll, finden wir eine unüberwindliche Schwierigkeit in den Worten, V. 43.: ih wallota sumaro enti wintro sehstic urlante. Denn die Erklärung des Hrn. Gr., daß die Winter und

Sommer zusammengerechnet werden müßen, und also 30 Jahre ausmachen, will uns durchaus nicht einleuchten, um so weniger, da im Gothischen und Angelsächsischen 'Winter' allein schon das ganze Jahr bezeichnet. Auch der Grund, ein Kampf zwischen Vettern sei nicht hinreichend, um eine große Gemüthsbewegung hervorzubringen, wird entkräftet, wenn man bedenkt, wie stark die Bande der Verwandtschaft in jenen Zeiten waren. Die Pflicht der Blutrache erstreckte sich sogar auf entferntere Grade: wie groß mußte also die Scheu sein, selbst das befreundete Blut zu vergießen!

X. 'Mönch-Lateinische Allitteration.' Die von Hrn. J. Gr. beigebrachten und allerdings nicht zu verkennenden Beispiele sind aus angelsächsischen Dichtern vom Schluße des achten Jahrhunderts. Wir kennen ein früheres vom Venantius Fortunatus (Mabillon. Analect. I. p. 368.). Das Gedicht, ein Empfehlungsschreiben an den König Childebert, ist aber so schlecht und so weit unter dem, was Fortunatus sonst zu leisten vermochte; die Allitteration ist so überladen, und so läppisch herbeigeführt, daß man es nur für einen Scherz halten kann. Vielleicht wollte Fortunatus die Weise der fränkischen Dichter spottend nachahmen; dieß würde also die Vermuthung bestätigen, auch unter den Franken sei die Allitteration schon im sechsten Jahrhundert üblich gewesen.*)

XI. 'Italiänisches Volkslied.'

XII. 'Bedeutung der Blumen und Blätter.' — Ein prosaischer Aufsatz über diesen Gegenstand wird aus einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts mitgetheilt. Hr. J. Gr. grübelt darüber nach seiner Weise: gelehrt, tiefsinnig und dunkel. Schwerlich dürfte sich Alles auf natürliche Gründe zurückführen laßen, und wer wollte nicht gern der Einbildungskraft ihr Spiel an so zarten Geschöpfen gönnen? Aber eben deswegen muß man sich nicht zu schwer auflehnen, und den Blumen, wie Ophelia, nur kurze Sinnsprüche zutheilen. Der Herausgeber versteigt sich bei dieser Gelegenheit wieder in die Etymologie. S. 141.: 'Sind nicht die Sprachen Zungen, d. i. der Sage und äußerlichen Form nach, Blätter? die Wörter Wurzeln und Pflanzen? Mund ist in andern Sprachen Hand,

*) [Die Allitterationen sind bei Venantius Fortunatus überaus häufig und großentheils unwillkürlich, bloße Folge der Gewöhnung. Bg.]

manus (palma), die Finger und Glieder Zweige und Aeste, Lippe, labium ein Laub. Die Zunge ist das sich lösende und bindende Band der Rede; Band, Binde, vitta, Weide (die germanischen Witten, welche den Gesang binden), lingua, lingula und ligula ein Wort, wie auch Zunge und γλῶσσα von andern Riemen gelten. Verbum, herba, Wort und Wurzel, ord (Wort), urt (Wurzel), urd (Gewächs) berühren sich buchstäblich, so ist werden und wachsen eins, und noch mehr als crescere haben die Natur abstracter Hülfswörter angenommen die englischen Zeitwörter waxe und grow. Rede wäre hiernach radix, gerade wie Rune eine Wurzel (Alraun); der Gesang, das Gedicht wird ein Zweig oder Ast, der Stil, stilus ein Schreibgriffel, oder auch eine Redeweise, der Ast, ramus ein Reim, Klang; die einzelnen Zeilen: Reiser, Ruthen, darum heißen die Sänger Rhapsoden.' — So geht es noch lange fort, aber die meisten Leser möchten hier schon außer Athem sein. Die Kenner werden leicht in dieser babylonischen Sprachverwirrung das wenige Wahre von dem Erträumten und aus der Luft Gegriffenen sondern. Man möchte Hrn. J. Gr. einen etymologischen Heraklitus nennen. Dieser Philosoph lehrte, wie bekannt, alle Dinge seien fließend, ohne festen Bestand und in stätiger Verwandlung. Aber es läßt sich auch auf seine Art der Sprachforschung anwenden, was Plato von jener Lehre sagt: gewisse Philosophen hätten sich so lange herumgedreht, um das Wesen der Dinge nach allen Seiten zu suchen, daß sie darüber schwindlich geworden, und nun erscheine ihnen die Welt selbst, wie von einem unaufhörlichen Wirbel umhergetrieben. *)

XIII. 'Blumenlieder.' XIV. 'Der Jäger aus Griechen, altholländisch.' XV. 'Judisches Märchen.'

XVI. 'Ueber einen vorzüglich der älteren deutschen Sprache eigenen Gebrauch des Umlautes.' Ein kurzer, aber schätzbarer Aufsatz

*) [In einem Briefe an W. v. Humboldt vom 21. Dec. 1822 sagt der Vf. über Grimms Grammatik: 'Ich schätze diese Arbeiten so hoch wegen der rein historischen Behandlung und des unendlichen Fleißes im Einzelnen bei einer durchgeführten Idee im Ganzen. Grimm hat gezeigt, wie viel durch beharrliche Prüfung mit Fragmenten auszurichten ist. Ich werde es mir um so mehr zum angelegentlichen Geschäft machen, dieß anzuerkennen, weil ich früher wegen seiner Etymologien à la Kaune sehr hart mit ihm umgegangen bin.']

von Hrn. Prof. Benecke in Göttingen, dessen Ausgabe einiger Minnelieder aus der bremischen Handschrift durch sprachkundige Genauigkeit sich so vortheilhaft auszeichnet. Docen hatte im Altdeutschen einige weibliche Substantive bemerkt, die im Singular mit dem Umlaut dekliniert zu werden scheinen; z. B. Nom. die hant; Gen. der hende, Dat. der hende, Acc. die hant. So kraft, vart, und alle auf schaft ausgehenden, wie ritterschaft. Benecke bezweifelt dieß aus dem Grunde, weil der Umlaut im Deutschen zu vielen andern Zwecken, der Bezeichnung des Pluralis, der Steigerung der Adjektive u. s. w. gebraucht werde, aber niemals um Kasus zu bilden. Er nimmt also an, jene Genitive und Dative seien vielmehr von einem gleichlautenden Nominativ abzuleiten. Um Docens Bemerkung zu widerlegen, müßte man solche Nominative mit dem Umlaut und der weiblichen Endung in zuverläßigen Beispielen auffinden. Benecke hat aber nur Accusative beigebracht, (darunter zweifelhafte, z. B. Vinde ich nicht meisterschefte da; dieses scheint uns der Genitiv zu sein) welches nicht entscheiden kann, weil es in der deutschen Biegung Beispiele giebt, daß alle casus obliqui im Singular sich gleich bleiben. Benecke sagt S. 170.: 'Eine im Dialekte verschiedener Gegenden, oder in der Eigenthümlichkeit verschiedener Zeitalter gegründete Form kann es also nicht sein; und eines von beiden müßte es doch wohl sein, wenn wir den alten Dichtern nicht eine unbegreifliche Willkürlichkeit aufbürden wollen. Der Oberdeutsche, der Ein Mal sagt 'der Butter ist vierzehn Täge alt', der Niederdeutsche, der Ein Mal sagt 'ich jug die Schäfe', wird immer so sagen, es müßte denn sein, daß er sich Ein Mal nach seiner Mundart, ein anderes Mal nach seinem Adelung richtete. Aber für unsere alten Dichter gab es keinen Adelung. Woher also in aller Welt, bei einer und derselben Person, die so spricht, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, eine doppelte Deklination desselben Wortes in Einem Athem?' — Wir können dieß nicht so ganz zugeben. Der Ungelehrte, auch wenn er fehlerhaft spricht, wird von einem dunkeln Gefühl der Analogie geleitet. Nun durchkreuzen sich aber die Analogien wenigstens scheinbar, und man kann bald dieser, bald jener folgen. Die Gesetze unserer Sprache haben sich unleugbar im Lauf der Jahrhunderte verändert: gewisse Wortfügungen und Biegungen ließ man fahren, andre kamen dagegen auf. Dieß kann

nur allmählich geschehen sein: in den Zeiten des Uebergangs mußte also der Sprachgebrauch schwanken, er konnte es um so ungehinderter, weil es keine Sprachlehrer gab, und den Dichtern waren die doppelten Bildungen sehr bequem. Was aber die Frage zwischen Hrn. Benecke und Hrn. Docen betrifft, so würden wir sie unter folgenden allgemeineren Gesichtspunkt stellen. Die heutige deutsche Sprache kennt keine Biegung der weiblichen Substantive im Singular, ausgenommen in einigen aus alter Zeit übrig gebliebenen Redensarten. Ehemals war es nicht so, und wir bemerken noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, vielleicht auch späterhin, eine doppelte Biegung dieser Substantive: die eine auf E mit oder ohne Umlaut, die andre auf N oder En. Allein der Hang zur Abkürzung und Vernachläßigung dieser Biegungen zeigte sich schon häufig in dem angegebenen Zeitraume.

Es wäre ein sehr erwünschtes Geschenk für alle Freunde unserer alten Dichter, wenn ein gründlicher Gelehrter, wie Benecke, eine deutsche Sprachlehre des dreizehnten Jahrhunderts liefern wollte. Man kann es nicht genug wiederholen, die Beschäftigung mit den alten einheimischen Schriften kann nur durch Auslegungskunst und Kritik gedeihen; und wie sind diese möglich ohne genaue grammatische Kenntniß? Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind freilich nicht gering, wegen der regellosen Schreibung ungelehrter Abschreiber, wegen des Mangels an prosaischen Schriften aus diesem Zeitraume, endlich wegen der Unzuverläßigkeit der bisherigen Ausgaben. Wie sehr wir mit Recht die Tugenden der alten Sprache preisen mögen, so läßt sich doch eine gewisse Verwilderung in grammatischer und orthographischer Hinsicht nicht ableugnen, welche dann auch die Folge gehabt hat, daß viele unterscheidende Biegungen unwiderbringlich verloren gegangen sind. Es ist befremdlich und dennoch unleugbar, daß die älteste schriftliche Auffaßung unserer Sprache, die wir kennen, die gothische, bis auf die neueren wißenschaftlichen Zeiten auch die gelehrteste, am meisten auf sichern Grundsätzen und feinen Unterscheidungen beruhende, geblieben ist. Ulfilas steht weit über einem Otfried, einem Uebersetzer des Tatian, und Andern dieses Zeitalters. Und wiederum sind die Schriften des neunten und zehnten Jahrhunderts in Bezug auf grammatische Genauigkeit den späteren überlegen, weil sie von ge-

lehrten Geistlichen verfaßt wurden, die am Lateinischen die Beobachtung bestimmter Sprachregeln gelernt hatten. Viele Minnesinger hingegen mochten in dem Falle sein, wie Herr Ulrich von Lichtenstein, weder lesen noch schreiben zu können. Ihren dichterischen Gaben gereicht dieß zu desto höherem Ruhme, aber der Sprache war es schwerlich vortheilhaft. Wenn auch ein Ritter, wie Hartmann von Owe, 'so gelert was, daz er an den buchen las', so schrieb er doch nicht selbst, sondern diktierte. Dieß erhellet aus den Bildern der manessischen Handschrift, wo die Dichter zuweilen lesend, niemals schreibend vorgestellt sind. Meister Konrad von Würzburg diktiert hier seinem Schreiber, und Reinmar von Zweter hat sogar zwei neben sich: der eine schreibt den ersten Entwurf mit einem Griffel auf Wachstafeln, der andre scheint ihn auf einer Pergamentrolle ins Reine zu bringen. Diesen Umstand darf man bei Beurtheilung der Minnesinger, besonders in Bezug auf das Silbenmaß, nicht aus der Acht laßen.

Mit Einem Worte, den Deutschen hat das ganze Mittelalter hindurch gefehlt, was schon Karl der Große ihnen schaffen wollte, was Alfred glücklicher zu Stande gebracht: ein wißenschaftlicher Unterricht in der Muttersprache. Ueber ein Jahrtausend blieb die Bewahrung der Sprachgesetze dem Gefühl, ohne deutlich entwickelte Kenntniß, allein überlaßen, und so mußte die vertrauliche abkürzende Nachläßigkeit des gemeinen Lebens über die gebildete Bestimmtheit grammatischer Formen vielfältig die Oberhand gewinnen.

Für die Geschichte unserer Grammatik ist bisher durch Ausländer mehr geleistet worden, als durch deutsche Gelehrte. Wir nennen hier vorzüglich außer Hickes und Lye, eine holländische Schrift: Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche, von Lambert ten Kate. Sie umfaßt nicht die ganze gothische Grammatik, sondern bloß die Konjugation und Deklination, diese sind aber meisterlich behandelt. Die fränkische Grammatik des Hickes wird allenfalls zu übertreffen sein: am besten wäre es wohl, die wichtigeren Schriften des karolingischen Zeitalters erst jede für sich zu untersuchen, und dann den Ertrag zu vergleichen. Doch man darf sich über die Verabsäumung der älteren Sprachkunde unter uns nicht verwundern, da in unserer heutigen Sprachlehre noch so viel aufzuräumen und beßer zu ordnen ist. Wie lange

werden die deutschen Sprachlehrer fortfahren, wie Adelung eine Menge Zeitwörter als unregelmäßig zu verkennen, die nur kunstreicher regelmäßig sind als übrigen, und zu einer zweiten Konjugation gehören? Schon Hickes (Thesaur. Ling. septentrion. II. p. 71.) warf einen Wink darüber hin. Lambert ten Kate hat den Satz durchgeführt, die sämmtlichen Zeitwörter des Ulfilas nach Klassen geordnet, und ihre Analogie bis in die feinsten Verzweigungen nachgewiesen.

Die Geschichte der deutschen Sprachlehre ist aber noch aus einem andern umfaßenderen Gesichtspunkte lehrreich, als bloß für die Erforschung der Gesetze und Alterthümer unserer Sprache. Sie zeigt uns nämlich den allmählichen Uebergang von der synthetischen zur analytischen Grammatik. Nach dem Beispiel vieler andern Sprachen, denen das Gleiche widerfuhr, wenn sie nicht frühzeitig festgestellt wurden, wie das Sanskrit und das Lateinische, scheint dieser Fortgang auf einer allgemeinen Neigung des menschlichen Geistes zu beruhen. Die Einsicht in das Wesen der synthetischen Grammatik ist, wie uns dünkt, äußerst wichtig, um die Gedanken der Urwelt zu begreifen.

XVII. 'Grammatische Ansichten.' In diesem Aufsatze, so wie in einem Anhange zu dem vorigen von Benecke theilt Hr. J. Gr. manche vielleicht richtige Bemerkung mit, aber in einem Vortrage, der es unmöglich macht, irgend etwas festzuhalten. Wir lesen hier von dem Umlaut als dem Erröthen und Erblaßen der Sprachen, von schwarzen Sprachen, von Wörtern, die das Haupt senken, von einer Weiche der Haut, die in der deutschen Sprache des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eingetreten, von einer diphtongierten Poesie u. dgl. mehr. Schließlich weiset Hr. Gr. noch die griechischen Sprachlehrer zurecht, was vielleicht thunlich ist, nur nicht so, wie er es unternimmt, auf anderthalb Seiten. Es erfordert die sorgfältigste Aufspürung der veralteten Formen des Lateinischen und Griechischen (wie z. B. der gelehrte Engländer Knight sie in seinen Prolegom. zu einer künftigen Ausgabe des Homer anstellt), deren Vergleichung unter einander, dann auf der einen Seite mit den sanskritanischen, auf der andern mit den gothischen. Was diese verwandten, jedoch weit aus einander gegangenen Sprachen Gemeinschaftliches in ihren grammatischen Bildungen haben, das darf man unbedenklich als das Ursprünglichere betrachten.

XVIII. 'Ueber Ottacher im Hildebrandslied.' Hr. W. Gr. bringt eine für die Aufklärung unserer Heldensage äußerst wichtige Stelle des Abbas Urspergensis bei, ohne ihren wahren Urheber zu kennen, und als eine Glosse zum Jornandes. Hr. Görres hat schon die rechte Quelle nachgewiesen. *) Aus dieser Stelle erhalten wir Licht über Otacher des alten Bruchstücks. Es wird daraus wahrscheinlich, daß dieser Otacher oder Odoaker derselbe ist, der in den späteren Dichtungen vom gothischen König Ermenrich, Sibich genannt worden. Nun entsteht aber 'die neue Frage, wie Sibichs und Odoakers Namen vertauscht worden sind?' Wir schlagen folgende Auflösungen vor. Der Name Sibich scheint ganz allegorisch zu sein. Sibba hieß Friede (s. Schilter Glossar.), unsibja, beim Ulfilas, ungerecht, feindselig. Sibich war, dem Anhange des Heldenbuchs zufolge, der treueste Freund Ermenrichs, bis er durch Entehrung seiner Gattin zur Rache gereizt ward. Er konnte also nach seiner früheren Gesinnung Sibich heißen; oder auch gerade im Gegensatz, weil er unter dem Schein der Treue verrätherischen Rath gab und Unfrieden stiftete.

Es bleibt noch ein Zweifel übrig. Konrad von Lichtenau schreibt um das Jahr 1229. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts war aber schon Sibich in den deutschen Liedern als der falsche Rathgeber König Ermenrichs berühmt, wie aus der Stelle von ihm im Parzifal (V. 12577. u. f.) unwiderleglich erhellet; und dennoch nennt jener Geschichtschreiber den Odoaker und nicht den Sibich. Man kann hierauf antworten: er wollte einen geschichtlichen Irrthum berichtigen, er hielt sich also mehr an die älteren lateinischen Chroniken, als an die zu seiner Zeit in Umlauf gebrachten Volkslieder, und diese nun verlorenen Chroniken hatten aus älteren Behandlungen der Sage geschöpft, worin noch, wie in dem Bruchstücke, Otacher statt Sibichs genannt wird.

XIX. 'Ueber altdeutsche Metrik, von J. Grimm.' Eine richtige Bemerkung über das Silbenmaß unserer in kurzen Zeilen ohne Abtheilung in Gesetze geschriebenen Rittergedichte. Das Ueberschreiten des Sinnes (enjambement) war nicht blos zufällig, sondern eigentlich Regel dieses Silbenmaßes, und zwar dergestalt, daß der Sinn

*) [In den Heidelb. Jahrb. 1813. S. 353.]

immer die letzte Zeile jedes Reimpaares mit der ersten des folgenden verbindet. Dieß bildet eine rhythmische Periode aus zwei Hälften, wo der antwortende Reim immer in die Mitte fällt. Die Sache ist ausgemacht: Konrad von Würzburgs Trojanischer Krieg bestätigt sie eben so wohl, wie der Parzifal und Tristan auf allen Seiten. Bei näherer Prüfung wird immer mehr hervorgehen, daß unsre alten Dichter nicht so kunstlos waren, als sie dem ersten flüchtigen Blicke durch die Verdunkelung der Zeit erscheinen. Wenn sie kurze Sinnsprüche durch den Reim bilden wollten, wie im Freidank, machten sie es ganz anders. Hr. J. Gr. hat diese Bemerkung zuerst aufgestellt. Sie kann dem Leser der Handschriften oder der Ausgaben ohne Interpunktion sehr nützlich werden, indem sie ihm angiebt, wo er im Zweifel die Ruhepunkte des Sinnes zu suchen hat. Auch dem Vorleser ist sie zu empfehlen, damit er dem Sinne folge, und die Eintönigkeit der Reimpaare breche. Diese von rhythmischem Gefühl zeugende Weise unsrer alten erzählenden Dichter scheint jedoch ihrem Erbfehler, der Weitschweifigkeit, eher Vorschub gethan zu haben, als das Gegentheil. Die fortgehende Verkettung der Reime macht es ihnen schwer, rasch von einem Gegenstande zum andern fortzugehn.

XX. 'Zeugnisse über die deutsche Heldensage, von W. Grimm.' Dieser Aufsatz, der das fünfte und sechste Heft einnimmt, ist bei weitem der wichtigste der ganzen Sammlung, und muß sie allein schon jedem Forscher unserer geschichtlichen und dichterischen Alterthümer schätzbar machen. Der Verfaßer gegenwärtiger Anzeige hat seit vielen Jahren eine Ausgabe des Liedes der Nibelungen vorbereitet, die er mit allen Hülfsmitteln der Berichtigung des Textes und der Auslegung, und mit einer Einleitung über die Bedeutung, Entstehung und Fortpflanzung dieser und anderer verwandten Heldensagen begleiten wird. Er wünscht, diesem Werke alle seinen Kräften nur erreichbare Vollendung zu geben, damit es den Deutschen nicht bloß eine Unterhaltung für den Augenblick, sondern ein Besitzthum für allezeit werde. Er wird sich daher durch alles, was unterdessen von andern Gelehrten an den Nibelungen geleistet werden mag, nicht zur übereilten Herausgabe seiner Arbeit vor ihrer völligen Reife bewegen laßen, und ist vielmehr erfreut, daß dieser große lang vergeßene Gegenstand so viele Geister an sich zieht.

Wir begegnen hier also Hrn. W. Gr. auf dem Felde eigner Untersuchungen. Seine Sammlung ist sehr reichhaltig, sie enthält 142 Stellen. Einige waren uns noch neu; ein Paar fehlende werden wir beifügen. Es gehört ungemeine Liebe zur Sache, Geduld und Beharrlichkeit dazu, in so entlegenen Gegenden der Geschichte und Litteratur, so viel bisher Uebersehenes zu entdecken. Dem, was Hr. W. Gr. über die aufgefundnen Stellen sagt, können wir jedoch bei weitem nicht immer beistimmen. Es fehlt, wie uns dünkt, an gehöriger Unterordnung der geschichtlichen Zeugnisse nach den Graden ihrer Gültigkeit, an Sonderung des Beglaubigten und Fabelhaften, an Zusammenfaßung der Ergebnisse; kurz, an scharfer Kritik und lichtvoller Darstellung. Die Untersuchung läßt sich in diesen Blättern nicht erschöpfen: wir heben nur einige Hauptstücke aus.

Zuvörderst ist Hr. W. Gr. in einem wesentlichen Irrthum über die historische Deutung unsers Heldengedichts befangen. Er geht (S. 215. u. f.) den Bericht des Jornandes von der katalaunischen Schlacht durch, und sucht darin Aehnlichkeit mit dem Schluß der Nibelungen zu erkünsteln. Was in aller Welt haben die Nibelungen mit der katalaunischen Schlacht gemein; der letzte Theil des Gedichtes schildert ja nicht einen Eroberungskrieg, eine absichtlich vom Attila unternommene Völkerschlacht, sondern eine Fehde zwischen den Hunnen und einem befreundeten Volke, in dem Königssitze des Attila selbst, mitten im Frieden, durch geheime Leidenschaften angestiftet. Die Niederlage der Burgunden fällt in eine ganz andere Zeit, sie ist eine unbezweifelte Thatsache, deren zwei gleichzeitige Geschichtschreiber erwähnen. Idatii Chron. A. Chr. 436. Burgundiones, qui rebellaverant, a Romanis duce Aëtio debellantur. A. Chr. 437. Narbona obsidione (scil. Gothorum) liberatur, Aëtio Duce et Magistro militum. Burgundionum caesa viginti millia. — Nur das Letzte gehört hierher, das Uebrige wird aber zur Aufklärung des Folgenden dienen. Idatius sagt nicht, durch wen die Burgunden umkamen. Dieß erfahren wir aus Prosperi Aquitan. Chr. A. Chr. 435. Eodem tempore Gundicarium Burgundionum regem inter Gallias habitantem Aëtius bello obtinuit (leg. obtrivit) pacemque ei supplicanti dedit, qua non diu potitus est, siquidem illum Chuni cum populo suo ac stirpe deleverunt. Dem letzten schreibt Cassiodorus nach: A. Chr. 435. Gundicharium, Burgundionum regem

Aëtius bello subegit, pacemque ei reddidit supplicanti, quem non multo post Hunni peremerunt. Diese Angaben werden einigermaßen durch den Pseudo-Prosper verdunkelt, den man sich wohl hüten muß, mit dem ächten zu verwechseln, wie S. 236. geschieht. A. Chr. 436. Bellum contra Burgundionum gentem memorabile exarsit, quo universa paene gens cum rege per Aëtium deleta. Demnach wäre der burgundische König durch den Aëtius umgekommen; es ist aber weiter nichts, als daß der Schreiber den Idatius mit einer falschen Interpunktion gelesen, und die beiden Begebenheiten in Eins gemischt. Ueberhaupt hat der angebliche Prosper ein sehr geringes Ansehen: wo er nicht wörtlich die älteren Chroniken ausschreibt, sind seine Einschiebsel immer verdächtig. Und wenn Paul. Diacon. Hist. miscella sagt: Attila itaque primo impetu, mox ut Gallias introgressus est, Gundicarium Burgundionum regem sibi occurentem protrivit, und dieß in seinem Buche De Episc. Mettens. fast mit denselben Worten wiederholt, so ist seine Angabe ebenfalls bloß aus einem Gedächtnißfehler und einer Mißdeutung entsprungen, indem er das non multo post des Cassiodor auf 14 Jahre oder darüber ausdehnt. Hr. W. Gr. hält es für ausgemacht, daß die Burgunden bei dem Einbruche Attilas in Gallien im J. 451. gegen ihn gestritten, weil sie Jornandes ausdrücklich unter den Bundsgenoßen der Römer nennt. Die neueren Geschichtschreiber sind meistens dem Jornandes gefolgt, aber seine aus einer verworrenen und flüchtigen Lesung des Cassiodor geschöpfte Angabe wird durch das weit gültigere Zeugniß eines Zeitgenoßen und nahen Beobachters der Begebenheit gradezu umgestoßen. Sidonius (Panegyr. in Avit. Carm. VII. 322.) sagt in seiner Beschreibung der Heerschaaren des Attila:

Gepida trux sequitur, Scyrum Burgundio cogit.

Sidonius hatte das Vorhaben, die Geschichte dieses von ihm selbst in Gallien erlebten Krieges zu schreiben: leider hat er es nicht ausgeführt, und wir müßen uns nun mit dem Jornandes behelfen. Man kann dieß Zeugniß nicht durch die Einwendung entkräften, daß es in einem Gedichte steht. Das Verzeichniß der entfernteren Völker mochte Sidonius durch einige veraltete Namen anschwellen, aber die Burgunden setzte er schwerlich gegen die Wahrheit hinein. Sie waren seine nahen Nachbarn, und er hat selbst unter ihnen

gelebt. Auch die Franken nennt Sidonius als Bundsgenoßen Attilas; Jornandes läßt sie für die Römer fechten, und Neuere haben hierauf die fabelhaften Thaten des Meroveus gebaut. Indeßen mit den Franken läßt sich eine Auskunft treffen: sie gehorchten mehreren von einander unabhängigen Fürsten, wovon einer dem Aëtius, ein anderer dem Attila folgen mochte. Die Burgunden hingegen machten in ihrem Sitz am Mittel-Rhein nur einen einzigen Staat aus.

Der gründliche Mascou (Gesch. der Deutschen I. S. 432.) erregt einen Zweifel gegen die Niederlage der Burgunden im J. 436. (nach der Berechnung des Pagius), 'weil damals Aëtius den Burgundern bereits Frieden zugestanden hatte, und die Hunnen der Römer Bundsgenoßen waren'. Er zieht daher die Angabe des Paulus Diaconus vor, der viertehalb Jahrhunderte nach dem Attila schrieb. Mascous Zweifel wäre gegründet, wenn behauptet würde, Attila oder ein Theil seines Heeres sei in diesem Jahre über den Rhein gegangen, um die Burgunden anzugreifen. Dieß konnte nicht ohne offenbare Feindseligkeit gegen die Römer geschehen, und kein Geschichtschreiber meldet etwas hievon. Aber wo die Niederlage vorgefallen, das laßen Prosper und Idatius ganz unbestimmt, und hierüber tragen wir kein Bedenken, das Lied der Nibelungen als ein geschichtliches Zeugniß zu Hülfe zu rufen. Es ist sehr denkbar, durch den Sidonius sogar gewiß, daß die Burgunden, wie so viele deutsche Völker, mit dem Attila in einem Verhältniß abhängiger Bundsgenoßenschaft standen; ihr König konnte also in freundschaftlicher Absicht mit seinen Kriegern in das Hunnenreich gezogen sein, als sich jener Zwist entspann, und mit einer blutigen Niederlage sich endigte. Die Erzählung des Dichters ist sogar mäßiger, als die Schätzung des Geschichtschreibers: nach den Nibelungen kamen nicht viel über zwölftausend Burgunden um, nach dem Idatius zwanzigtausend. Wir bauen darauf ganz vorzüglich das urkundliche Ansehen unsers Heldengedichts, daß es uns nicht nur das Andenken einer Begebenheit aufbewahrt hat, welche von den Zeitgenoßen bloß flüchtig erwähnt wird, weil sie auf die Schicksale der römischen Provinzen keinen Einfluß hatte, sondern uns sogar Aufschlüße giebt, wodurch diese Begebenheit sich mit der Zeitgeschichte in einen wahrscheinlichen Zusammenhang setzen läßt. Dieß beweiset unwidersprechlich, daß ein Theil des Gedichtes auf

burgundische und gothische Ueberlieferungen von Attilas Zeiten her, gebaut ist.

Ferner scheint Hr. W. Gr. über die geschichtliche Deutung Dieterichs von Bern nicht im Klaren zu sein. Er sagt S. 262.: 'Bern und Verona (Vern) ist ein Wort; daß dieses Bern das italiänische Verona sei, folgt also daraus noch nicht. Bern ist sowohl ein altdeutscher Mannsname, als auch andere Orte ihn noch führen.' Man nenne doch eine andre namhafte Burg oder Stadt dieses Namens, vor Erbauung der noch blühenden im Uechtland, welche der Sitz des Helden hätte sein mögen. Im Anhange des Heldenbuchs heißt es: 'Nun liegen Garten und Bern nahe bei einander.' Garten ist die alte Burg Garda, wovon der Lago di Garda den Namen führt. — Bestimmter wird aber der Zweifel, oder vielmehr die Verwerfung dieser Deutung ausgedrückt in dem Kommentar zum Liede von Hildebr. und Hadubr., S. 65.: 'Manche Verwirrung ist dadurch veranlaßt, daß man, ohne durch die Quellen berechtigt zu sein, den ostgothischen Theodorich des Jornandes, wie Goldast, Lessing u. a., auch 'Veronensis' genannt, ein Name, der nur dem Dieterich (von Bern) zukommen kann.' — Nichts kann ausgemachter sein, als daß unter dem Dieterich von Bern der deutschen Heldenlieder Theodorich der Große gemeint ist. Dieterich wird Dietmars Sohn, König der Amelungen genannt; und Theodorich war der Sohn Theodemirs, die Namen sind dieselben, nur durch die neuere Aussprache verändert. Theodorich war König der Ostgothen, diese hießen volksmäßig die Amelungen, nach dem Stifter ihres Fürstenstammes Amala, wie später die Kerlingen, die Lotharingen u. s. w. Nicht zu übersehen ist, daß das ostgothische Reich während seiner ganzen Dauer nur einen einzigen König dieses Namens gehabt. Der Beiname 'von Bern' erklärt sich natürlich aus den Römerzügen. Nach dem Uebergange über die Alpen durch die Berner Klausen, fiel Verona zuerst den deutschen Kriegern in die Augen. Theodorich hatte dort oft gesessen, und viele Denkmale erbaut; vermuthlich wurde der noch unbeschädigt erhaltene Circus als die Riesenburg und Kampfbahn seiner Helden angestaunt. Im ganzen Mittelalter kennen wir keinen einzigen Geschichtschreiber, von Otto von Freisingen und Gottfried von Viterbo an bis in das sechszehnte Jahrhundert, der an der Einerleiheit Theodorichs des Großen und Die-

terichs von Bern nur den leisesten Zweifel geäußert hätte; ja der volksmäßige Name ist oft als gleichbedeutend in die aus römischen Quellen geschöpfte Geschichte übergegangen. Deswegen eben rügte der Bischof von Freisingen den Anachronismus der Dichtung, welche Theodorich den Großen in das Zeitalter Attilas zurückschob. Man weiß es schon, daß die Sage wenig auf die Zeitrechnung achtet: sie ist gleichsam ein Walhalla, wo die Helden entfernter Zeiten und Völker sich kämpfend oder befreundet begegnen. Ferner sind auf den Namen Theodorichs viele Thaten gehäuft, die der Wahrheit nach Andern zugehören; dieß hat schon vor zweihundert Jahren der gelehrte Welser (Rer. Boic. L. II. p. 71.) eingesehen, nur daß er wegen des Anachronismus die Deutung auf Theodorich den Großen mit Unrecht verwirft. Im Dieterich von Bern erscheinen zwei große geschichtliche Gestalten zu Einem Helden verschmolzen: Theodorich, König der Ostgothen, und Ardarich, König der Gepiden, eines verwandten Volkes. Ardarich nahm wirklich beim Attila die Stelle ein, welche dem Dieterich von der Sage eingeräumt wird; er war der Vertraute seiner Rathschläge, der Aufseher seines Kriegswesens. Er entschied auch nach Attilas Tode die Schicksale des hunnischen Reichs und die Unabhängigkeit der deutschen Völker, was die hungarischen Sagen dem Detréh halhatatla (dem untödtbaren), unserm Dieterich von Bern, zuschreiben. Ohne Zweifel ward Ardarich zur Zeit des Jornandes in Liedern besungen (Rex ille fortissimus et famosissimus Ardaricus); späterhin hat Theodorichs Ruhm den seinigen verdunkelt.

Es sei genug, hier diese beiden Hauptstücke festgestellt zu haben. In noch vielen andern weichen wir von Hrn. W. Gr. ab, aber wir müßten unsre ganze Einleitung zu den Nibelungen mittheilen, um zu entwickeln, wie zu dieser Dichtung und dem ihr verwandten Kreiße gothische, burgundische, fränkische, langobardische, thüringische u. a. Sagen zusammengeflossen, und wie immer der spätere Zuwachs an Heldengeschichten in die Riesenzeit des Attila und der Völkerwanderung zurückgeschoben ward. Nur dem ostgothischen Könige Ermenrich ist das Gegentheil begegnet, er ist vorwärts gerückt, und so weit wir das Ganze übersehen können, enthalten die Dichtungen von ihm die älteste deutsche Erinnerung, welche das Mittelalter durchlebt hat. Bei der Vergleichung der wahren Geschichte Ermen-

richs mit den Sagen hat W. Gr. gerade die Hauptstelle, Ammian. Marcellin. L. XXXI. cap. 3., übersehen. Der Bericht des Ammianus weicht beträchtlich von dem des Jornandes ab, und welchem von beiden historisch der Vorrang gebühre, dem Zeitgenoßen und gründlichen Geschichtschreiber, oder dem verworrenen Verstümmler schlecht verstandener Bücher, darüber kann wohl keine Frage sein. Nach Ammianus entleibte sich Ermenrich selbst, aus Verzweiflung, den Anfällen der Hunnen nicht widerstehen zu können; nach Jornandes starb er an einer von verschwornen Vasallen ihm beigebrachten Wunde. In gewissem Grade laßen sich jedoch beide Angaben vereinigen. Die Wunde konnte die Kräfte des schon bejahrten Helden geschwächt haben; und daß innere Entzweiung zu dem Sturze seines unermeßlichen Reiches viel beitrug, dürfen wir den Sagen gern glauben.

Wie nachher die Geschichte Ermenrichs weiter nach Westen mit genauen örtlichen Bestimmungen fortgerückt worden, darüber ist W. Gr. eine Stelle des Annalista Sax. entgangen. Ad ann. 943.: „Est in confinio Alsatiae inde adjacens pagus, Brisagowe appellatur (leg. appellatus); fertur olim illorum fuisse qui dicebantur Harlunge." Die Harlunge waren eben die Neffen Ermenrichs, welche dieser auf verrätherischen Rath umbringen ließ. Der Anhang des Heldenbuchs setzt sie gleichfalls in den Breisgau. Allein er ist aus sehr späten Quellen geschöpft; der sächsische Annalist schrieb um das Jahr 1139., und wir erfahren aus seinem Zeugnisse, daß so frühe schon die Dichtung eine ähnliche Gestalt hatte.

Ueber den König Hermanfried (Ermenfried, Irminfried) von Thüringen sagt Hr. W. Gr. S. 224.: 'Von ihm in seiner Geschichte mit dem fränkischen Theodorich bei Gregor von Tours und Wittechind.' — Er nennt die beiden Zeugen in Einem Athem, als ob sie gleiches Ansehen hätten. Die wahre Geschichte von den Unfällen Ermenfrieds und seines Fürstenhauses findet sich beim Gregorius von Tours und dem Fortunatus, in seiner Elegie der heiligen Radegunde, wiewohl nicht so umständlich, als es der Sturz eines so blühenden und mächtigen Reichs verdiente. Witichind hingegen, äußerst glaubwürdig in seiner Zeitgeschichte, giebt uns hier nichts als den Auszug eines seitdem verloren gegangnen Heldengedichts, das er für wahr hielt, und wodurch er sich in geschichtliche Irrthü-

mer verstrickte. Dieß hat schon Eckhart bemerkt (Comment. de Reb. Franc. Or. I. p. 56.), und die Stelle des Witichind wird dadurch auf andre Weise eben so merkwürdig, als wenn sie wahre Zeugnisse enthielte. Die Gemahlin Ermenfrieds, Amalaberga, war nicht, wie Hr. W. Gr. sagt, die Tochter Theodorichs des Großen, sondern seine Nichte. Jornandes ist irrig angeführt. Endlich ist es nicht ganz richtig ausgedrückt, daß jener Ermenfried der Geschichte dem Landgrafen Irnfrit in den Nibelungen 'entspreche'. Die Lage, die Thaten und die Todesart beider sind durchaus verschieden. Der Dichter der Nibelungen hat bloß, da er unter den Scharen des Attila Thüringer aufführt, die berühmten Namen Irminfried (zusammengezogen Irnfried) und Iring, den er jedoch zu einem Dänen macht, aus dem thüringischen Heldengedicht entlehnt.

Die Etymologie ist für beide Hrn. Grimm eine Klippe, welche sie niemals berühren, ohne zu scheitern; sie ist für sie jener fabelhafte Magnetfels, der den Schiff das Eisenwerk auszog, und sie zur weitern Fahrt untauglich machte.*) So wird hier S. 202. u. f. der Name Attilas gedeutet, auf eine Weise, die den Träumereien des Goropius Becanus nichts nachgiebt. Da die deutschen Lieder des zwölften Jahrhunderts den Attila 'Etzel' nennen, so war es ein leichtes, zum 'Etzel-Berg' am Züricher See zu gelangen, und von da ist vollends nur ein Sprung bis zum Berg 'Atlas', wo dann erst Hr. W. Gr. wie der virgilische Merkurius Gelegenheit findet, sich recht weit umzuschauen. Was kann doch solches Haschen nach zufälligen Aehnlichkeiten der Laute fruchten? War Attila ein wirklicher Mensch, oder haben wir ihn für eine allegorische Figur zu halten? — Ehe sich eine Ableitung versuchen läßt, fragt sich vor allen Dingen: wie hieß Attila bei Leibesleben unter seinem eignen Volk? und welcher Sprache gehörte sein Name an? Was das erste betrifft, so pflegten die Griechen und Römer ausländischen Namen, die ihnen nicht etwa unaussprechbar waren, bloß ihre eigenthümlichen Endungen und Biegungen anzuhängen. Doch bequemten sie sich damals schon, die seltner vorkommenden ganz in ihrer barbarischen Form zu schreiben. So finden sich beim Priscus

*) [Diesen Satz würde der Vf. jetzt gewiß nicht mehr wiederholen wollen: ich darf den 1815. geschriebenen nicht ausstreichen. Bg.]

und Procopius hunnische Namen mit ähnlichen Endungen: Sandil, Chelchál. Vermuthlich hieß also der Hunnenkönig Atil-a, oder vielmehr Ἀττήλ-ας, denn so schreibt Priscus, der selbst unter den Hunnen gewesen war. So ungefähr, nur nach deutscher Weise mit zurückgezognem Tone, lautete der Name ohne Zweifel auch in den älteren nun verlorenen deutschen Liedern, woraus in den nordischen Sagen Atle geworden. 'Etzel' ist eine neuere oberdeutsche Aussprache. Das Z ist ist in unzähligen Fällen an die Stelle des T der älteren Mundarten getreten; z. B. taihswo — zeswe, taihun — zehen, tagr — zaher, Zähre, twa — zwo, u. s. w. So geschah es auch zwischen zwei Vokalen, und folgendes Beispiel ist recht eigentlich dazu gemacht, uns die allmähliche Veränderung des berühmten Namens nach den Mundarten zu zeigen. Ulfilas: katils; Gl. Mons.: chezil; Notker: chezzel; heut zu Tage: Keßel. — Wenn Thwroez sagt, Attila habe eigentlich Ethele geheißen, so kann dieß Zeugniß aus dem fünfzehnten Jahrhundert unmöglich für die Zeitgenoßen des Hunnenkönigs gelten, sondern bloß von den Hungarn seiner Zeit. Ob diese den Namen aber so von den Deutschen überkommen, oder von den Hunnen ererbt haben, ist sehr zweifelhaft. — Dem Stolze eines damals weltbeherrschenden Volkes war es schwerlich gemäß, die Namen seiner Könige nicht aus der Muttersprache zu schöpfen, sondern von besiegten und abhängigen Völkern zu entlehnen. Höchst wahrscheinlich war demnach Attilas Name hunnisch; die Hunnen waren aber ein ganz andrer Menschenstamm als die Gothen, und ihre Sprache hatte zuverläßig mit der gothischen ursprünglich nicht mehr gemein als die hottentottische. Hr. W. Gr. leitet indessen frisch darauf los aus dem Gothischen und überhaupt Altdeutschen ab, ohne nur den mindesten Grund der Wahrscheinlichkeit hiefür anzuführen. Solche Gründe giebt es; sie laßen sich aber auch wieder entkräften: die Erörterung würde zu weitläuftig sein. Atta heißt auf Gothisch Vater, hievon soll Attila das Deminutiv sein, wie dergleichen in den westgothischen Königsnamen Swinthila, Chintila u. a. unbezweifelt vorkommen.*) Aus Attilas Vater

*) Bei der Etymologie ist nicht bloß auf die Bestandtheile der Wörter, sondern auch, und ganz vorzüglich auf die Silbenzeit zu achten. Das gothische Deminutiv von atta wäre attilo, wie barnilo von barn.

Mundzuck macht Hr. W. Gr. Magezoge, Knaben-Erzieher. Dieß Wort gehört nun vollends weit späteren deutschen Mundarten an, denn im Gothischen hieß 'ziehen' tiuhan. — Welche hausbackene Namen führten doch die kriegerischen Beherrscher der wilden Hunnen! Der eine hieß 'Kinderwärter', und der andre 'Väterchen'. Dieß könnte in einem neueren Fürsten-Familien-Schauspiel erbaulich sein. Einleuchtender aber wäre es, wenn Hr. W. Gr. herausgebracht hätte, Attila habe einen Löwen bedeutet. Die bisherige Deutung, welche den Namen Attel oder Ettel auf vormalige Benennungen des Don und der Wolga bezieht, verdient in Ermangelung von etwas Zuverläßigerem immer noch den Vorzug.

Was die deutschen Namen betrifft, in denen Hr. W. Gr. sich vielfältig verirrt, so ist bei ihrer Ableitung eine Maßregel der Vorsicht wohl in Acht zu nehmen. Man muß nämlich erst gewiß sein, daß man den vollständigen Namen vor sich hat, und nicht etwa eine Abkürzung. Die alten Deutschen liebten stolze Namen, welche, meistens zusammengesetzt, gleichsam schmückende Beiwörter waren. Sie erlaubten sich aber im vertraulichen Umgange, diese Namen sehr willkürlich abzukürzen; den Abkürzungen wurden häufig Verkleinerungssilben angehängt, so daß die Wurzel gar nicht mehr zu erkennen ist. Z. B. aus Ragnemund wurde Rueco oder Rocco, hieraus wieder ein Deminutiv Roccolin, Roccolenus; aus Adalrich, Atich. Wer könnte dieß errathen, wenn es nicht bezeugt würde? Die Ableitung von Ragnemund und Adalrich ist ganz leicht, die der Abkürzungen unmöglich. Die meisten der von Hrn. W. Gr. mit Etzel verglichenen Namen gehören zu der letzten Art. Viele in der Geschichte berühmte Männer kennen wir nur unter solchen spielenden Schmeichelnamen, die, einmal im Gebrauch, nachher den Kindern gleich bei der Geburt so beigelegt wurden. Hätte Menage dieß bedacht, so hätte er sich seine lächerliche Ableitung vom Pippin ersparen können. Uebrigens darf man sich durch die Seltsamkeit der Bedeutung nicht irre machen laßen, wenn man einmal sicher ist,

---

In Attilas Namen war aber die zweite Silbe lang und hatte den Ton. Die Schreibung des Priscus, Ἀττήλας, gilt hier mehr, als die Skansion des Sidonius Attila; denn die lateinischen Dichter behandelten die Quantität der barbarischen Namen sehr willkürlich.

welcher Sprache der unverstümmelte Name angehört, und wenn das Wort in dieser Sprache ohne ein verwirrendes Homonym gerade so daliegt. Hr. J. Gr. wünscht S. 125. ein Wörterbuch der altdeutschen Namen. Der Verfaßer dieser Anzeige weiß aus eigner Erfahrung, daß es eine weitläuftige Sache ist, aber sie verlohnt sich der Mühe. Die Namen sind und bleiben das älteste Denkmal unserer Sprache, so wie der Sitten und der Volksgesinnung.

S. 230. sagt Hr. W. Gr., Gundioch, der Vater des burgundischen Königs und Gesetzgebers Gundebald, 'sei aus dem westgothischen Geschlecht der Balden zum König der Burgunden berufen'. Diese ohne Beweis aufgestellte Annahme scheint uns ein Irrthum zu sein. Vermuthlich hatte er eine Stelle des Gregorius von Tours im Sinne, der von Gundioch sagt, er stamme aus dem Geschlecht des Verfolgers Athanarich. Aber dieser Ausdruck, durch den Haß gegen die Arianer eingegeben, kann nur von der Abkunft auf mütterlicher Seite gemeint sein. Denn aus dem burgundischen Gesetzbuch, welches Hr. Gr. selbst aufführt, erhellet offenbar, daß Gundebald in gerader Linie vom König Gibica abstammte. Die Ausdrücke: regiae memoriae auctores nostros bezeichnen durchaus Stammväter, und nicht bloß Vorgänger. Was außerdem der Verfaßer über die Stelle der burgundischen Gesetze in Vergleich mit den Nibelungen bemerkt, ist ganz richtig. Auch hier wieder ein Beweis ununterbrochner und unverfälschter Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, seit dem fünften Jahrhundert! Die deutsche Heldensage hat uns zwei Namen burgundischer Fürsten, Gibich*) und Giselher, aufbewahrt, deren kein auf uns gekommener Geschichtschreiber erwähnt. Si quos apud regiae memoriae auctores nostros, Gibicam, Godomarum, Gislaharium, Gundaharium, patrem quoque nostrum et patruos, liberos esse constiterit etc. Mascou hat hierauf eine falsche Stammtafel der burgundischen Könige gebaut, indem er aus den vier Namen eben so viele Geschlechter von Vater auf Sohn macht. Die Zeitrechnung widerlegt dieß. Denn als die Burgunder im J. 373. an den Rhein

*) In dem Gedicht De Walthario und im Heldenbuch. Das Lied der Nibelungen, sonst so historisch, weicht hier ab, und setzt Dankrat statt Gibich, wovon man um so weniger den Grund erräth, da der Name nur ein einziges Mal vorkommt.

zogen, hatten sie noch keinen erblichen König, sondern bloß einen auf beliebige Zeit erwählten Anführer (nach dem Ammian Hendinus, worin man leicht das gothische kindins, praeses, praefectus, erkennt), und um das Jahr 411. regierte schon Gundahar (Guntiarius oder Gundicarius; s. Cassiodor). Es ist also wahrscheinlich, daß er unmittelbar dem Gibich gefolgt, daß Godomar und Gislahar seine Brüder gewesen, und gemeinschaftlich mit ihm regiert; gerade wie das Lied der Nibelungen, nur mit Veränderung Eines Namens und Umkehrung der Ordnung, erzählt. Die spätere Geschichte der Burgunden beweiset, daß kein ausschließendes Erstgeburt-Recht bei ihnen galt. Und wenn Prosper sagt, durch die Hunnen sei König Gundahar cum populo suo et stirpe umgekommen, so ist dieß vermuthlich auf seine Brüder im männlichen Alter zu beschränken; der Stamm mochte durch zu Hause gebliebene noch unmündige Söhne erhalten werden.

Ueber folgende Stelle des Paul. Diacon. de Gest. Langob.: Regnavit igitur super eos primus Agelmundus, filius Agonis ex prosapia ducens originem Gungingorum etc. 'Diese edlen Gungingen sind die Giukungen der Fabel, Söhne des Giuki, Gibiko.' — Daß die Namen der nordischen Sage, König Giuke und die Giukungen aus der niederdeutschen Aussprache von Gibich, Givke, entstanden, ist ganz richtig. Aber wie käme Paulus Diaconus, der als Langobarde eine oberdeutsche Mundart redete, zu der niederdeutschen Form? Er würde Gibicingorum geschrieben haben. — 'Das eingeschobene n', sagt Hr. W. Gr., 'macht keinen Unterschied, da sich beim Jornandes eben so Gundiak und Gnundiak für Gundioch findet.' — Dieß Beispiel gilt nichts: Gnundiac ist sprachwidrig, und bloß eine verderbte Leseart. Endlich spricht ja der Geschichtschreiber von den langobardischen Königen, und niemand meldet, daß diese aus dem burgundischen Königsgeschlecht gewesen. Es ist sogar der Zeitrechnung nach unmöglich: die langobardische Königsreihe geht viel weiter zurück: der fünfte König der Langobarden, den Agelmund mitgerechnet, war Zeitgenoße des Odoaker, und zwei unter diesen Regierungen dauerten nach Paulus schon 73 Jahre. Der Vater des Agelmund hieß Ago, die Dynastie konnte also nur nach seinem Großvater den Namen führen, welcher diesem nach ungefähr ein Jahrhundert vor dem Urheber des burgundischen Königs-

stammes gelebt haben muß. Denn, wie wir so eben gesehen, fallen die Regierungsjahre des Gibich zwischen 373. und 411. Uebrigens scheint die Leseart in obiger Stelle verderbt: wenn man die patronymische Silbe ing wegschneidet, kommt kein deutscher Name heraus. Wir würden vorschlagen Gundingorum, von einem unbekannten Gundo. Auf keine Weise ist jedoch dieser Name mit dem der Gibikungen oder Giukungen zu verwechseln.

S. 232. werden die berühmten Worte Eginharts: barbara et antiquissima carmina — — — scripsit memoriaeque mandavit, folgendergestalt übersetzt: 'Karl ließ die uralten, deutschen Gedichte — — aufschreiben, und behielt sie im Gedächtniß'; als ob er sie selbst auswendig gelernt hatte. Nicht doch! Es heißt, er übergab sie dem Gedächtniß der Nachwelt, sorgte für ihre Aufbewahrung. — Die Stelle des Theganus von Ludwig dem Frommen erklärt Hr. Gr. S. 233. auf die wahrscheinlichste Weise: poetica carmina gentilia, vaterländische, seinem Volk angehörige. Soll es aber 'heidnische' heißen, was sich vielleicht auch vertheidigen läßt, so würden wir es auf den Virgilius und andre lateinische Dichter beziehen, an denen man die Sprachkenntniß Ludwigs in seiner Jugend geübt haben mochte. Denn das ist ein für allemal nach dem Geiste jener Zeiten nicht denkbar, daß Karl der Große sich um die Aufbewahrung heidnischer deutscher Gedichte sollte bemüht haben. Die Hrn. Grimm (Commentar zum Liede von Hild. und Hadubr. S. 44.) setzen es zwar als gewiß voraus, allein auf welches Zeugniß? Eginhart sagt kein Wort davon. Barbara et antiquissima carmina; die Gedichte konnten schon sehr alt, und dennoch aus der christlichen Zeit sein. Viele deutsche Völker wurden zu Anfang des fünften Jahrhunderts, die Gothen noch früher, die Franken zu Ende desselben bekehrt. Bei den Sachsen konnte Karl Gedichte heidnischen Inhalts vorfinden, er würde sich aber wohl gehütet haben, sie fortzupflanzen: die Vernichtung ihrer Götzenbilder und Tempel hatte ihm zu schwere Kämpfe gekostet. So ist es auch eine ganz unbegründete Voraussetzung der Hrn. Grimm, das Lied der Nibelungen sei in der ursprünglichen Behandlung heidnisch gewesen, und das Christenthum sei erst später hineingebracht worden. Wie wäre dieß möglich, da die ältesten Thatsachen, worauf es sich gründet, in Zeiten fallen, wo die Gothen und Burgunden schon Christen waren? Die Einmi-

schung heidnischer Züge in den nordischen Umbildungen erklärt sich aus der dortigen späten Einführung des Christenthums. Wie und warum aber im skandinavischen Norden, und nur dort allein, die Freiheit heidnischer Dichtung und der Geschmack daran die Zeit der Bekehrung überlebt hat, dieß geht tief in die Untersuchung der nordischen Alterthümer ein.

Bei Erwähnung des lateinischen, aber nach deutschen Vorbildern geschriebenen Gedichts vom Walther von Aquitanien, S. 235. u. f., hätten wir eine Untersuchung über das Zeitalter des Verfaßers erwartet, worauf es doch hauptsächlich ankommt. Der Herausgeber setzte es in das sechste Jahrhundert: dieß ist offenbar zu früh. Ein Theil des Gedichtes ist in die Chronik des Klosters Novalese, um das Jahr 1060., eingerückt; es war also schon früher vorhanden. Unsers Bedünkens wird sich die Zeit der Abfaßung aus innern Gründen ziemlich genau bestimmen laßen.

S. 249. giebt Hr. W. Gr. den Eingang der Blomsturvalla-Saga. Unsere in Stockholm genommene Abschrift weicht vielfältig in den Lesearten ab. Unter andern wird Meister Biarne ausdrücklich Bischof genannt (Biarne af Nidaróse er Biskup hefur verid i Norege), da er in Hrn. W. Gr.s Handschrift bloß der beste Mann in Norwegen heißt. Dagegen hat die stockholmische Handschrift auch i thysku mále, in deutscher Sprache, und nicht i thessu mali, wie es von der Hagen hat abdrucken laßen. Peringskiold hatte sich in der Vorrede zu Wilkina-Saga so verwirrt ausgedrückt, als wäre auch diese von Meister Biarne an dem deutschen Kaiserhofe vernommen worden. Dieser Irrthum ist nun aufgeklärt. Die Wilkina-Saga ist auf andre Weise nach dem Norden gelangt, worüber sie selbst in den S. 239. u. f. ausgezognen Stellen hinlängliches Zeugniß giebt.

Unsere Ansicht von dem Verhältnisse der deutschen und nordischen Sagen stellen wir hier nur in der Kürze auf, die Beweise bleiben einem andern Orte vorbehalten. Der Einfluß aus dem Norden scheint uns äußerst gering zu sein, wenn er überhaupt jemals stattgefunden hat. Desto stärker war dagegen die Mittheilung aus Deutschland. Sie konnte auf dreierlei Wegen vor sich gehn. I. Reisen der Isländer und andern Skandinavier nach Deutschland, um sich zum geistlichen Stande vorzubereiten. Dieß fieng im eilften Jahrhundert an. (S. Kristni-Saga, p. 106.) II. Aufenthalt

deutscher Dichter am Hofe nordischer Fürsten. Saxo Grammatikus hat mehrere Beispiele davon; etwas später läßt es sich aus Erwähnungen unsrer eignen Dichter schließen. III. Niederlaßungen der Hanse im Norden. Auf den letzten Umstand hat bisher, so viel wir wißen, noch niemand Rücksicht genommen, und doch dürfte er gerade den lebhaftesten Verkehr mit Deutschland veranlaßt haben. Die Nennung der Städte Bremen und Münster in der Wilkina-Saga möchte man bestimmt hierauf deuten, wenn sie nicht auch aus kirchlichen Verhältnissen erklärbar wäre. Allem Anschein nach machten die Isländer im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, vielleicht noch später, ein eigentliches Gewerbe daraus, Erzähler oder Vorleser von wunderbaren Heldengeschichten zu sein. Woher sonst die unermeßliche Menge der isländischen Handschriften? Wir kennen fast keinen noch so jungen welschen Ritterroman, wovon sich in der königlichen Bibliothek zu Stockholm nicht eine isländische Uebersetzung fände.

Daß übrigens manche deutsche Heldensagen im Norden starke Umgestaltungen erfahren, daß sich daran große Dichtergaben kund gethan, ist nicht zu leugnen. Unser edler ritterlicher Freund Fouqué hat hievon durch seine Erneuerung der Wolsunga-Saga in dem Helden des Nordens einen lebendigen Beweis geliefert.

Die Anspielung Eschenbachs auf die Nibelungen im Parcifal V. 12544. f. ist im Deutschen Museum (1812. S. 515.) aus den Handschriften berichtigt und erläutert. Hr. W. Gr. giebt sie wieder mit allen Fehlern der müllerschen Ausgabe, und ist darüber in eine unglückliche Auslegung gerathen.

Er bat in, lange sniten bån,
Und in some chezzel umbedrån.

Anm.: 'in some, in Saumniß, Ruhe, mora.' Aber dann müßte chezzel der acc. plur. sein, was dem Sinne widerspricht. Die Stücke Fleisch sollen in dem Keßel beim Sieden umgerührt werden, nicht die Keßel selbst. Die wahre Leseart ist 'in sime', zusammengezogen statt 'sinem'.

Der älteste hungarische Geschichtschreiber, Anonymus Belae Notarius, wird S. 252. zu früh unter Bela I. oder II. gesetzt: Pray (Dissertat. Historico-Crit. ad Annal. p. 72.) hat bewiesen, daß er unter Bela IV. gelebt. Dagegen setzt Hr. W. Gr. S. 294. den

Otto von Freisingen (gest. 1158.) um ein Jahrhundert zu spät. Der auffallende Irrthum ist nicht unter den Druckfehlern bemerkt. Bei der Stelle des Otto über den Anachronismus der Sagen vom Ermenrich und Dieterich von Bern ist die ähnliche lautende des Gottfried von Viterbo P. XVI. p. 281. u. 284.) übergangen.

Nach Anführung der bekannten und höchst merkwürdigen Stelle des Saxo Grammaticus, wo er erzählt, wie ein sächsischer Sänger den von seinem Vetter Magnus verrätherisch eingeladenen Canut durch das Beispiel der Grimilda und ihrer Brüder vergeblich gewarnt, fügt Hr. W. Gr. S. 281. hinzu: 'Canut lebte unter Nicolaus um 1132., um welche Zeit sich diese Geschichte mag zugetragen haben, die man, da Saxo nicht viel später lebte, nicht bezweifeln darf.' — Wem ist es wohl jemals eingefallen, eine so beurkundete und so berüchtigte Geschichte, als die Ermordung des Canut ist, zu bezweifeln? Man weiß sogar seinen Todestag: es war der 7te Januar 1130. (s. L'art de vérifier les dates. Nach Mascou 1131.). Die That machte zu ihrer Zeit das größte Aufsehen in Deutschland. Canut, Markgraf von Schleßwig, war als König der Obotriten deutscher Reichsfürst, und König Lothar rückte mit einem Heer an die Eider, um seinen Tod zu rächen. Auch der Umstand mit dem Sänger ist im Geiste der Zeit, und verdient allen möglichen Glauben. Hr. W. Gr. zieht jedoch aus dem Saxo eine ganz irrige Folgerung: 'daß es kurze Volkslieder gab, die diese Sage umfaßten, da natürlich hier von keiner ausführlichen Darstellung die Rede sein konnte, und daß sich diese noch in den dänischen der Kämpe-Viser erhalten'. Es geht wohl nicht an, hier schon die verhältnißmäßig so jungen und so ausgearteten dänischen Balladen einzuschieben. Saxo sagt nicht, daß der Sänger dem Fürsten etwas vorgesungen: dazu war keine Zeit, beide waren zu Pferde auf dem Wege zum Magnus; sondern er spielte bloß im Gespräch auf die Geschichte an. Die Ausdrücke des Saxo: speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildae erga fratres perfidiam, laßen vielmehr auf ein Gedicht von großem Umfange schließen. Er hatte ohne Zweifel eine ältere Behandlung unsers Liedes der Nibelungen vor Augen.

Die Stelle des Metellus Tigurinus von dem in deutschen Liedern besungenen Rüdiger von Pechlarn giebt Hr. W. Gr. S. 284. ohne alle Erörterung. Doch erfordert sie nicht weniger als drei Emendationen,

um verständlich zu werden. Alsdann wäre die Hauptsache, das Zeitalter des Mönchs von Tegernsee auszumachen, denn hieraus ergiebt sich, wie frühe schon Markgraf Rüdiger aus dem zehnten Jahrhundert zum König Etzel und Dieterich von Bern zurück versetzt worden ist. Die Angabe des Jahres 1160. beruht auf sehr zweideutigen Spuren: wir wären geneigt die Quirinalia für älter zu halten. Die Handschriften der ehemaligen Abtei Tegernsee sind nach München gekommen, aber nach der Versicherung eines dortigen Gelehrten hat sich nichts vom Metellus noch über ihn vorgefunden. — 'In dem deutschen Gedicht' (zu den deutschen Gedichten) 'von Rüdiger gehört wahrscheinlich das, woraus Lazius und Spangenberg Verse anführen.' — Der Verfaßer gegenwärtiger Anzeige hat (im Deutschen Museum 1812. S. 533.) diese Voraussetzung widerlegt, und bewiesen, daß die Verse, worauf sie sich gründet, unächt und das eigne Machwerk des Lazius sind. Unter den Gedichten auf Rüdiger, welche Metellus erwähnt, sind vermuthlich keine andern, als die wir haben, nur in älteren Behandlungen zu verstehen.

S. 311. u. f. geht Hr. W. Gr. ein merkwürdiges Lied des Marners (Minnesinger II. p. 176.) durch, worin auf eine Menge Heldengedichte oder Rhapsodien angespielt wird. Aus den Worten 'wen Kriemhilt verfriert' (statt 'verschriet', von verschroten) vermuthet der Herausgeber eine Annäherung an die nordische Sage, daß nämlich Kriemhilde selbst mitgekämpft hätte. — Die Leseart der bodmerschen Ausgabe ist falsch; die Pariser Handschrift hat deutlich 'verriet', und der Marner bezeichnet mit diesen Worten ohne Zweifel den letzten Theil unserer Nibelungen. Ueber die Verse

> Dem sechsten tete das,
> War komen si der wilzzen diet.

sagt Hr. W. Gr.: 'Am schwersten ist 'Wilzzen diet' zu erklären, das vielleicht Hugo von Trimberg schon nicht verstand, weil er es übergieng. Wenn nicht ein Schreibfehler darin liegt, oder eine Abbreviatur nicht recht verstanden worden, so wäre das Nächste, zu vermuthen, was die Stelle sehr merkwürdig machte, es würden die Wolfungen, Wolzungen damit gemeint, der Name ist der deutschen Sage nicht ganz fremd' u. s. w. — Die Richtigkeit der Leseart ohne alle zweideutige Schreibverkürzung können wir aus genauer

Einsicht der Handschrift verbürgen. Wir sehen nicht ein, wo die Schwierigkeit eigentlich liegen soll, und wie man der Zeile solche Gewalt anthun kann. Der Marner sagt, indem er die Schwierigkeit schildert, verschieden gesinnte Zuhörer zu befriedigen: der sechste möchte lieber hören, wohin das Volk der Wilzen gekommen sei, d. h. wie es unterjocht worden, und sein Name erloschen. Die Wilzen, ein slavisches Volk im westlichen Pommern, von Karl dem Großen zuerst besiegt, sind ja bekannt genug; und daß es Lieder über die Kriege zwischen den Deutschen und Slaven gegeben, kann nicht im Mindesten befremden.

Wir brechen hier ab, um unsre Leser nicht zu ermüden. Man könnte auf die deutsche Heldensage und insbesondre auf die Nibelungen, als deren Mittelpunkt, anwenden, was Konrad von Würzburg vom trojanischen Krieg rühmt:

Als in das wilde tobende Meer
Viel manich Waßer dießet,
So rinnet und fließet
Viel Märe in dies Gedichte groß.
Es hat von Reden so weiten Floß,
Daß man es kaum ergründen
Mit Herzen und mit Münden
Bis auf des Endes Boden kann.

Es wird uns also auch fernerhin nicht gereuen, viel Tage zu verwenden

Ob einem tiefen Buche,
Darin ich Boden suche,
Den ich doch finde kaum.

Die Herausgeber der altdeutschen Wälder aber werden unsre Achtung erkennen, in der Aufmerksamkeit, die wir ihren Arbeiten gewidmet, und in der Freimüthigkeit des Urtheils, welche sie selbst immer als ein Vorrecht wahrheitliebender Schriftsteller behauptet haben.

1) **Yadjnadatta-Badha ou La mort d'Yadjnadatta, épisode extrait et traduit du Ramayana, poème épique Sanskrit. Par A. L. Chézy. Paris 1814.**

2) **Discours prononcé au Collége Royal de France, à l'Ouverture du cours de langue et de littérature Sanskrite, par A. L. Chézy. Paris 1815.**

Die königliche Regierung in Frankreich stiftete verwichnen Winter, auf die edle und uneigennützige Verwendung des berühmten Silvestre de Sacy, zwei neue Lehrstühle am Collége de France, einen für die chinesische und einen für die indische Sprache. Zu dem ersten ward Hr. Rémusat, zu dem zweiten Hr. Chézy berufen. So wurde zugleich eine dauernde Anstalt gegründet, und der Fleiß zwei verdienter Gelehrten, die bisher ohne Aufmunterung in einem entlegenen Felde des Wißens gearbeitet hatten, durch königliche Freigebigkeit belohnt.

Herr Chézy, im Fach der morgenländischen Handschriften bei der parisischen Bibliothek angestellt, hatte sich frühzeitig dem Persischen gewidmet, und sich durch eine geschmackvolle Uebersetzung der persischen Dichtung Medjnun und Leila vortheilhaft bekannt gemacht. Seitdem gieng er zur Erlernung des Indischen fort, und in diesen beiden Probeschriften giebt er die Erstlinge, aber dennoch gewiß reife Früchte vieljähriger Forschung.

Bei der Einleitungsrede zu seinen Vorlesungen kam es darauf an, dem Publikum einen allgemeinen Begriff von dem Zweck dieser Erweiterung der Sprachkunde vorzulegen, und dessen Theilnahme zu gewinnen. Dieß hat der Verfaßer mit Klarheit und beredter Kürze geleistet: er hat alle Hauptpunkte berührt, welche das Verständniß der geheiligten Sprache der Indier und die Kenntniß der darin abgefaßten Schriften so wichtig machen. Die Schönheit und Bedeutsamkeit der Sprache selbst; die Vollkommenheit ihres Baues; die tiefe Wißenschaftlichkeit der indischen Sprachlehrer; die innige Verwandtschaft mit dem Lateinischen und Griechischen. Dann die Vedas, als Urquell der Religionslehre, nicht nur für die Indier selbst, sondern auch für viele andre Völker; die Gesetze des Manu, eins der frühesten Denkmale der Gesetzgebung und der Sitten; die geschichtlichen Ueberlieferungen; die Systeme der Philosophie; die

mathematischen und astronomischen Schriften, welche das hohe Alter vieler wißenschaftlichen Entdeckungen beweisen; endlich die Fülle der Poesie in allen Gattungen, und an deren Spitze die beiden großen Heldengedichte Mahábhárata und Rámáyana. Um seinen Vortrag zu erheitern, hat Hr. Ch. eine Stelle aus dem letztgenannten, die prachtvolle Beschreibung des Kampfes zwischen Lakschmana, dem Bruder des Rama, und dem Riesen Atikaya, in einer freien Uebersetzung mitgetheilt. Die andre Schrift enthält ein Stück aus demselben Gedicht, eine zarte und rührende Erzählung, eben so behandelt, und mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet. Beide Stücke können als Probe dessen gelten, was Hr. Ch. an dem ganzen Rámáyana zu leisten gedenkt. Seine Arbeit ist der Vollendung nahe, denn zu Ende vorigen Jahres war er damit schon bis zur Hälfte des siebenten und letzten Buches gelangt. Die Erscheinung dieses Werkes wird allen Kennern und Freunden der indischen Litteratur äußerst willkommen sein. Der erste Band der Ausgabe des Originals mit einer englischen Uebersetzung ist zu Serampore 1806., der zweite 1808. gedruckt, das Ganze wird 10 Quartbände ausmachen, und es kann noch eine Anzahl Jahre verstreichen, ehe man das Werk beisammen hat: denn der Verkehr des Buchhandels zwischen Indien und Europa geht sehr langsam und unregelmäßig von Statten, und wir haben Ursache zu glauben, daß das Exemplar des zweiten Bandes vom Rámáyana, welches vor uns liegt, bis jetzt das einzige auf dem festen Lande von Europa befindliche ist, wenigstens war vor wenigen Monaten noch kein anderes nach Paris gelangt. Und wenn auch das Ganze vollendet ist, so wird es nur zu einem unerschwinglichen Preise zu haben sein.

Die von Hrn. Ch. behandelten Stücke finden sich noch nicht in in den beiden ersten Bänden der indischen Ausgabe; eine Vergleichung mit der englischen Uebersetzung läßt sich also nicht anstellen: allein nach dem bloßen Eindruck zu urtheilen, darf man sich versprechen, daß Hr. Ch. den Geist und wesentlichen Gehalt des Rámáyana in einer sehr anziehenden Gestalt darlegen wird. Seine Schreibart ist rein, gewählt und blühend ohne Ueberladung.

Um seine Mittheilung nicht bloß für das größere Publikum einladend, sondern auch für seine Leser wahrhaft nützlich zu machen, hat Hr. Ch. den Text des Yadjnadatta-Badha auf 14 Tafeln in Kupfer stechen laßen, und wollte ihn mit einer buchstäblichen Uebersetzung

und ausführlichen grammatischen Zergliederung herausgeben, was vermuthlich nur die Zeitumstände verzögert haben. Dieß ist äußerst wünschenswerth, denn gerade an solchen Erleichterungsmitteln für den Anfänger fehlte es bisher durchaus. Wir bedauern dabei nur einzigen Umstand, nämlich daß Hr. Ch. die Bengali- und nicht die Dēnavágari-Schrift gewählt hat. Jene ist geläufiger zum Gebrauch, die meisten Handschriften der Pariser Bibliothek sind darin geschrieben, er entschied sich daher für sie bei seinen Vorlesungen. Dieß scheint jedoch deswegen nicht ganz zweckmäßig, weil die Engländer Alles in Dêvanâgari haben drucken laßen, welches die ursprüngliche Schrift, und zugleich die bestimmteste, würdigste und schönste ist. Die Schüler würden also entweder jene vortrefflichen Elementarbücher entbehren, oder gleich zu Anfange zweierlei Alphabete erlernen müßen, was nicht ohne Verwirrung möglich sein dürfte. Ist der Schüler so weit vorgerückt, daß er Handschriften zu lesen vermag, dann wird er sich leicht der Bengali-Schrift bemeistern, die ja nur eine abgekürzte Kursiv von jener ist.

Seit Hr. Ch. die erwähnten Tafeln ätzen ließ, hat die königl. französische Regierung nun auch das bewilligt, wodurch erst eine indische Lehranstalt ihrem Zwecke ganz entsprechen kann: die Verfertigung von Typen in Dēnavágari-Schrift für die königliche Druckerei, welche, wie man weiß, seltne typographische Schätze enthält. Es ist keine Kleinigkeit, eine indische Druckerei anzulegen: die fünfzig einfachen Buchstaben sind noch das Geringste; dazu kommen die Verkettungen oder Konsonanten-Gruppen, die sich nach dem mäßigsten Anschlag auf zweihundert belaufen werden. Wir sahen die ersten Proben der unter Hrn. Ch. Aufsicht geschnittenen Typen, und sie schienen uns ungemein wohl ausgefallen zu sein. Sie halten ungefähr das Mittel zwischen der Schrift des gelehrten Wilkins und der Druckereien von Calcutta und Serampore. Die Lettern, welche Wilkins mit seltner Beharrlichkeit selbst geschnitten und gegoßen, schmeicheln dem europäischen Auge mehr; Kenner ziehen die in den asiatischen Niederlaßungen vervielfachten vor, weil sie den Handschriften weit ähnlicher sind. Leider ist die Druckerschwärze oder deren Behandlung in Indien sehr schlecht: die Umriße sind nicht rein, manche Striche halb oder ganz verlöscht, was dann Zweideutigkeiten verursacht. Dazu sind sie, die Züge ober- und unterhalb

hinzugerechnet, von einer etwas unbeholfenen Größe, so daß jede Quartseite des Rámáyana nur zehn Verse nebst der Uebersetzung faßt. Die kleinere Schrift, welche in den Grammatiken von Foster und Carey vorkommt, ist dagegen allzu kritzlich. Die parisischen Lettern sind fetter und weniger scharf als bei Wilkins; sie vereinigen europäische Zierlichkeit mit dem eigenthümlichen Gepräge der Schrift. Vermuthlich sind sie noch lange nicht vollständig, doch dürfen wir hoffen, in der Folge auch aus parisischen Pressen Elementarbücher oder Schriften in der Ursprache hervorgehn zu sehen.

Hr. Ch. hat im Ganzen die von Wilkins in seiner Grammatik angenommene Schreibung der Namen und Wörter, nur mit einigen Abänderungen zum Behuf seiner Landsleute, beibehalten. Es sei uns erlaubt, hier eine allgemeine Bemerkung über diesen Gegenstand zu machen, wobei Einverständniß unter den europäischen Gelehrten zu wünschen ist, wenn man nicht in eine unabsehliche Verwirrung gerathen will. Wir finden zum Beispiel schon in verschiednen Schriften denselben Namen: Dosborotho, Dusharutha, und Dasaratha geschrieben. — Die Absicht kann wohl nicht eigentlich sein, die indischen Laute dem Auge zu malen; denn abgesehen davon, daß eine ganze Reihe von Buchstaben (die Múrddhanya oder Cerebralen) für europäische Lippen unaussprechbar sind, fehlt es uns dazu auch an hinlänglichen Zeichen in der lateinischen Schrift. Dieß möchte allenfalls nur dann möglich sein, wenn man, wie Lhuid in seiner Archaeologia Britannica die brittischen Ursprachen mit lateinischen, angelsächsischen und griechischen Buchstaben durch einander schreibt, das griechische und russische Alphabet zu Hülfe nähme. Allein dann würde man doch nur wiederum eine an sich unverständliche, und obendrein dem Auge widrige Chiffern-Schrift liefern. Sir William Jones hat die Grundsätze hierüber in seiner Abhandlung On the orthography of Asiatic words vortrefflich entwickelt. Die wahre Probe einer guten Bezeichnungsart ist, daß sie sich mit vollkommner Sicherheit in die der Sprache eigenthümliche Schrift zurück übersetzen laße, wenn die Regel einmal gegeben ist. Dazu wird erfordert, daß jeder Buchstabe immer durch dasselbe ihm ausschließend zugeeignete Zeichen ausgedrückt werde; und jeder einfache, so viel thunlich, durch ein einziges. So viel thunlich, sagen wir, denn es ist mit dem lateinischen Alphabet nicht durchgängig zu leisten. Wo

Wilkins sh, schreibt Hr. Ch. ch; wo jener ch, dieser tch (die Rußen haben einen einfachen Buchstaben hiefür, wie es denn auch ein einfacher Laut ist); ein Deutscher würde nach seiner Aussprache sch und tsch setzen: wird nun der letzte Buchstabe noch aspiriert (tsch'h), so kommen fünf Buchstaben für einen einzigen heraus, wo Wilkins schon unbequem genug (ch'h), mit dreien ausreicht. Endlich muß die Bezeichnungsart sich nicht nach der heutigen Aussprache richten, die ja selbst in den verschiedenen Aussprachen Indiens schwankt, sondern nach dem unwandelbaren grammatischen System. Welche Verwirrung würde es anrichten, wenn man die klassischen Namen in Absicht der Vokale der Aussprache der Neugriechen nachschreiben wollte! Wo es bloß auf die Unterscheidung der indischen Namen ankommt, da möchte es indessen noch hingehen. Wenn aber eine etymologische Vergleichung des Sanskrita mit andern Sprachen angestellt wird, und man dabei jenes der allgemeinen Lesbarkeit wegen mit lateinischer Schrift bezeichnet, so ist, wie uns dünkt, strenge darauf zu halten. Denn allein durch das grammatische System werden die Verwandlungen der Wörter und die verschiednen Bildungen, welche sie annehmen, begreiflich. Mag der kurze Vokal, der in der Mitte und am Schluße der Wörter nicht geschrieben wird, etwas unbestimmt lauten, bald wie ein kurzes E, oder ein kurzes O, oder das flüchtige U der Engländer: er ist ein A, und bewährt sich so in allen Verknüpfungen und Auflösungen: z. B. a + a = a, und so weiter. Diese Schreibung ist auch für Auge und Ohr die angenehmste, denn A ist der heiterste unter allen Vokalen. Man kann Beispiele anführen, daß schon vor zweitausend Jahren die Alten diesen Laut so aufgefaßt; sie schrieben Ganges und Brachmanes, und die indischen Worte sind: ganga und brahmanah. Die etymologische Vergleichung wird dadurch nicht verdunkelt werden, denn da die Indier weder ein Epsilon noch ein Omikron in ihrer Sprache haben, so leuchtet ein, daß das a diesen, so wie überhaupt allen kurzen Vokalen in den verwandten Sprachen entspricht. Wir wünschen, Hr. Ch. möge bei seiner Behandlung des Rámáyana ganz der Schreibung der Vokale nach Colebrooke und Wilkins getreu bleiben, wie er es schon in Bezug auf das akarah thut. Es wird dem französischen Leser wohl nicht zu viel zugemuthet, wenn er sich ein für

allemal merken muß, daß die Vokale dieselbe Bedeutung wie im Italiänischen haben. Hr. Ch. schreibt ou statt u; dieß hat die Unbequemlichkeit, daß nun dieser Vokal, auch wenn er kurz ist, als ein Diphthong erscheint. Ferner schreibt er éi und aou statt ai und au. Dieß erreicht den Zweck nicht, die Aussprache des Unkundigen richtig zu leiten, denn es giebt im Französischen durchaus den Begriff von zwei Silben, wie in réitérer, velléité, Raoul, août. Wir würden für den ersten Doppellaut lieber aï vorschlagen; dieß kommt der wahren Aussprache wenigstens näher (wie in maïs) und ist der grammatischen Zusammensetzung gemäß.

Eine Bezeichnung der langen Vokale ist nothwendig, um sowohl der Aussprache als dem Gedächtnisse des Lesers zu Hülfe zu kommen. Colebrooke hat dafür den einfachen Accent, Wilkins das prosodische Zeichen der Länge, Hr. Ch. den Circumflex gewählt. Dieß ist an sich gleichgültig; doch ließe sich dabei mit Vortheil noch eine Unterscheidung machen. Man könnte die einfachen Vokale a, i, u, wenn sie lang sind, mit dem Accent schreiben, und die an sich langen ê, ô, um daran zu erinnern, daß es Diphthongen sind. Vielleicht würde das erste beßer durch ae ausgedrückt, denn dieß ist nach Colebrooke und Wilkins der wahre Laut, wie ai im Französischen und αι nach der Aussprache der Neugriechen. Auch etymologisch würde es den Vorzug verdienen, weil das indische ekarah in manchen Bildungen und Biegungen der Wörter genau dem lateinischen ae oder griechischen αι, zuweilen auch dem ei der älteren lateinischen Schreibung entspricht.

Da die englische Uebersetzung des Râmâyana in England besonders nachgedruckt, und leicht zu haben ist, so könnte jemand darauf verfallen, sie ins Deutsche zu übertragen. Unsers Erachtens wäre dieß kein ersprießliches Unternehmen; denn wenn von einer eigentlichen Uebersetzung eines Gedichtes die Rede ist, so sind wir gewohnt, in Deutschland ganz andre Forderungen zu machen, und ohne Zweifel kann unsre Sprache sich dem Original weit mehr nähern, wie schon Fr. Schlegel gezeigt hat. Wir wollen aber dennoch den etwaigen Uebersetzer vor der verkehrten Schreibung der Namen gewarnt haben. Die englischen Herausgeber sind, man begreift nicht, aus welcher eigensinnigen Vorliebe, gegen das beßere Beispiel von

Jones und Colebrooke, einer Bezeichnungsart treu geblieben, die besonders in Absicht auf die Vokale vom Englischen ausgeht. Das Englische ist aber vielleicht unter allen Sprachen in der Welt die ungeschickteste, dabei zum Grunde gelegt zu werden, wegen der Verwischung der Laute, der unmusikalischen Unbestimmtheit der Vokale, und einer Orthographie, welche der Aussprache gänzlich den Rücken kehrt.

Es sei uns erlaubt, bei dieser Gelegenheit unsre Ansichten von den tauglichsten Mitteln zur Förderung der indischen Sprachkunde und von den nächsten Bedürfnissen zu deren Erleichterung vorzulegen, da die Sache nun schon so weit gediehen ist, daß in Europa viel dafür geleistet werden kann, ohne auf die Ladungen der Ostindien-Fahrer zu warten.

Als Friedrich Schlegel sich in den Jahren 1803 und 1804 in Paris aufhielt, um das Indische zu erlernen, gab es noch durchaus keine gedruckten Elementarbücher, und ohne die Hülfe eines gelehrten Freundes, der lange in Indien gelebt hatte, wäre es ihm auch bei den beharrlichsten Anstrengungen vielleicht nicht gelungen, den Eingang in dieses bisher fast unbesuchte Labyrinth zu finden. Er konnte in der That sagen:

Avia Pieridum peragro loca. —

Kurz darauf fing man in Indien an, Elementar-Bücher und Original-Werke zu drucken, und im Jahr 1808 erschien in Europa das erste Werk mit indischen Buchstaben, die Grammatik von Wilkins. Aber nun war die Barbarei des sogenannten Kontinental-Systems dazwischen getreten: sogar aller Bücherverkehr zwischen England und dem festen Lande wurde gehemmt, und nur durch außerordentliche Vergünstigung konnte man sich das neu Erschienene von dorther verschaffen. Jetzt hat sich der Schauplatz verwandelt. Nach den letzten glorreichen Feldzügen sind nicht nur die Wege des Handels, sondern auch des Wißens wieder geöffnet, und man darf hoffen, daß bald ein dauerhafter und wahrhaft europäischer Friede die Mittheilungen zwischen den Gelehrten verschiedener Länder und die ruhige Forschung überhaupt begünstigen werde.

Mit indischen Sprachlehren ist man nun schon zur Genüge versehen. Wir kennen deren vier: die von Carey, Foster, Colebrooke und Wilkins. Jede mag ihre eigenthümlichen Vorzüge haben;

doch ist für den Anfang ohne Bedenken die letztgenannte am meisten zu empfehlen, welche man sich überdieß am leichtesten verschaffen kann, da sie in London gedruckt ist. Was sonst noch etwa zu wünschen, wäre eine größere Zusammendrängung des Lehrgebäudes (denn auch die Grammatik von Wilkins macht 656 Quartseiten aus), mit tabellarischen Uebersichten, jedoch ohne Auslaßung des Wesentlichen: dieß würde vielleicht nur dann, wenn man Lateinisch schriebe, durch die wißenschaftliche Bündigkeit dieser Sprache möglich sein. Aber zwischen der Kenntniß der Grammatik und der Lesung der Schriften ist noch eine große Kluft, besonders weil es bis jetzt an einem Wörterbuche in europäischer Art fehlt. Dieß ist eine unermeßliche Arbeit, deren Ausführung vielleicht in vielen Jahren noch nicht zu hoffen steht: schwerlich ließe es sich auch anderwo als in Indien unternehmen. Es wäre also vor allen Dingen eine Chrestomathie nöthig, eine Auswahl von leichten und schweren Stücken in verschiedenen Gattungen, begleitet mit einer wörtlichen lateinischen Uebertragung, mit einer vollständigen grammatischen Zergliederung jedes Wortes, in jeder Bildung, worin es zum erstenmal vorkommt, und mit einem alphabetischen Glossar. Eine solche Chrestomathie kann in Europa geliefert werden, Friedrich Schlegel hatte Alles dazu vorbereitet, es unterblieb aus Mangel einer öffentlichen Unterstützung. Von Original-Werken hat man nun schon im Druck, so viel mir bekannt geworden, die ersten Bände des Rámáyana, den Hitôpadêsa, von Wilkins in London herausgegeben, und zwei bis drei Grammatiken der Sanskrita-Sprache von indischen Gelehrten. Alles dieß ohne Kommentar. Vom Hitopadesa, wovon Wilkins den Text ohne alle Beifügung giebt, hat man zwei Uebersetzungen, dem des Rámayana ist auf jeder Seite eine beigefügt. Allein welche geringe Hülfe leisten solche Uebersetzungen! Sie sind nicht wörtlich, und können es nach dem Wesen der englischen Sprache nicht sein: eine lateinische möchte sich wenigstens der Wortstellung genau anschließen, wenn sie auch bei den Zusammensetzungen, wie die englische, sich mit Umschreibungen helfen müßte. Die Herausgeber des Rámáyana haben nicht einmal die Verse und Slokas in der Uebersetzung geschieden: vielleicht konnten sie es auch nicht, weil sie die Folge der Sätze oft ganz umkehren mußten. Die einzige Hülfe, welche sie dem Schüler bieten, sind Punkte unter den Zeilen, zum Zeichen, daß die Wörter,

ohne eigentlich grammatische Zusammenfügung, bloß nach Gesetzen der Aussprache und Schreibung zusammengezogen sind. Dieß ist von großer Wichtigkeit, denn die scheinbar unabsehlich langen Wörter sind anfangs unendlich verwirrend. Auch diese Hülfe fehlt in der Londoner Ausgabe des Hitôpadêsa. Wir vermuthen, daß alle Erläuterung dem mündlichen Vortrage vorbehalten blieb. Auswärtige Leser mögen sehen, wie sie fortkommen, und sie werden es hoffentlich.

Es ist allerdings ein ungemeines Vergnügen, ein vormals unzugängliches Werk aus hohem Alterthum nun vor sich zu haben, und die Nachtigall Valmîki, den Homerus am Ganges, selbst vernehmen zu können. Wenn wir aber hiefür den englischen Gelehrten und den Gönnern ihrer verdienstlichen Arbeiten unsern Dank abzutragen haben, so müßen wir dennoch eingestehen, daß die Ausgabe des Râmâyana, so wie sie beschaffen ist, weder dem Schüler, noch dem Kenner Genüge leisten kann. Dem Schüler nicht, aus den oben angeführten Gründen; dem Kenner nicht, wegen der ganz unphilologischen und unkritischen Behandlung. Die Herausgeber haben nicht einmal Rechenschaft von den Handschriften abgelegt; wie weit die vorhandenen etwa von einander abweichen; ob sie mehrere verglichen, oder, wie fast zu vermuthen ist, nur einer einzigen gefolgt sind (denn solche Mühe verschweigt man selten), und warum sie sich hiezu berechtigt geglaubt.*) Also keine abweichenden Lesearten, keine Vorschläge zur Berichtigung verdächtiger, keine grammatische Deutung schwieriger Stellen. Viel weniger eine Untersuchung über das Alter und die Aechtheit des Gedichtes; keine Zeugnisse anderer indischer Schriftsteller über das Werk und dessen Urheber; in wie fern dieser für einen historischen oder bloß mythischen Namen zu halten; nichts über die etwaigen Diaskeuasten des Gedichtes, wenn es deren gehabt, wie ja offenbar die ersten vier

*) Ein einziges Mal reden doch die Herausgeber Wunders halben von abweichenden Handschriften, Vol. 1. p. 80. Aber es ist eben noch in der Vorrede des Gedichtes. Uebrigens läßt eine solche Geschichte der Handschriften wie bei den Klassikern sich bei indischen Büchern nicht erwarten, weil sie insgesammt sehr jung sind. Die Palmblätter widerstehen unter dem dortigen Himmel den Insekten nicht: einmal nach Europa gebracht, können sie lange bewahrt werden.

Abschnitte des ersten Buches von späteren Händen herrühren; keine Darlegung des historischen, mythologischen und allegorischen Gehalts im Ganzen und Großen, des Zusammenhanges und Verhältnisses zu andern Dichtungen, u. s. w. Statt alles dessen dürftige Namenerklärungen in den sparsamen Noten! — Ei nun, wird man sagen, die ersten Ausgaben des Homerus und andrer Klassiker im fünfzehnten Jahrhundert entbehrten auch aller solcher Zugaben, und sehen ziemlich wüst und verworren aus. Von einem ersten Versuche soll man nicht allzu viel fordern. — Dieß ist allerdings wahr: aber damals war die Philologie eine unbekannte Kunst, sie war im Mittelalter einzig von den Griechen geübt worden. Jetzt ist man an philologische Meisterstücke gewöhnt; England ist reich an vortrefflichen Kritikern der römischen und griechischen Litteratur, deren Grundsätze und Verfahrungsweise man nur auf die indische anzuwenden braucht.

Die Engländer sind seit einiger Zeit äußerst thätig in Förderung sowohl der gesammten indischen, als der persischen Sprachkunde. Die Kenntniß des Persischen ist sehr verbreitet unter allen denen, welche irgend ein Geschäft oder ein Amt in das Morgenland geführt hat: wir haben englische Offiziere angetroffen, die von den Dichtern als ihren Lieblingen sprachen. Allein man darf nicht vergeßen, was eigentlich der Bearbeitung dieses ganzen Faches in England den Anstoß gegeben. Es war ein großer politischer Zweck. Ein weitläufiges Reich soll, um die fremde Herrschaft dauerhaft zu gründen, nach den eigenthümlichen Gesetzen und Sitten seiner Bewohner regiert werden; dazu ist Kenntniß der Landessprachen nothwendig, und diese haben wieder ihre gemeinschaftliche Quelle im Sanskrita, ungefähr wie die romanischen Sprachen Europas im Lateinischen. Also Geschäftsmänner für die Verwaltung Indiens will man bilden, darauf zwecken eigentlich alle von der englischen Regierung gestifteten Lehranstalten ab. Der zu früh verstorbene Sir William Jones hatte bei dieser Erweiterung das gesammte Gebiet des menschlichen Wißens vor Augen, aber ein Mann von so umfaßendem Geiste ist in jedem Zeitalter eine seltne Erscheinung. Unter den Engländern, welche jetzt in den 'Asiatischen Forschungen' und sonst schätzbare Arbeiten liefern, giengen die meisten in ganz andern Absichten nach Indien, und waren nicht einmal durch klassische

Philologie vorbereitet, wie es Wilkins von sich selbst eingesteht. Daher begreift sich der große Abstand zwischen den bisherigen Ausgaben indischer Bücher und den Grammatiken in philologischer Hinsicht. Bei den letzteren hatten sie die indischen Vorbilder und zugleich die gelehrtesten Pandits zur Hand: sie durften, wenn ich so sagen darf, nur die tiefsinnige Algebra der indischen Sprachlehrer in gewöhnliche Arithmetik übersetzen.

Den Deutschen ist der politische Zweck der Engländer fremd, die unermeßlichen Hülfsmittel jener stehen ihnen nicht zu Gebote. Dennoch glauben wir, daß sie nicht werden zurückstehen wollen, und daß sie sogar einen besondern Beruf haben, die indischen Alterthümer zu ergründen. Wir kennen noch kein andres Buch, worin die etymologischen, historischen und philosophischen Gesichtspunkte dieser Forschung so weitumfaßend und tief eindringend aufgestellt wären, als in Friedrich Schlegels Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier. Dieß bleibt für uns der Grundstein des Gebäudes. — Für jetzt wäre es noch zu früh, in Deutschland Lehrstellen für die indische Sprache stiften zu wollen. Bis man einen reicheren gedruckten Vorrath hat, kann dieß nur da gedeihlich werden, wo eine Sammlung von Handschriften ist, und daran fehlt es bei uns: wir haben keinen Nachlaß der Missionare. Das Nützlichste wird also vor der Hand sein, junge Männer von Geist und besonders von beharrlichem Eifer zu diesem Behuf reisen zu laßen. Zuerst nach Paris, dann nach England, und wen sein Muth und seine Mittel so weit tragen, der wallfahrte zu den geheiligten Fluten des Ganges, befrage die Weisen zu Benares! — Wir freuen uns, hier erwähnen zu können, daß dieß wirklich durch die Freigebigkeit einer deutschen Regierung geschieht. Herr Bopp aus Aschaffenburg, ein eben so fleißiger als bescheidener Forscher, hält sich seit mehreren Jahreu mit königlich baierischer Unterstützung in Paris auf, und hat neben seiner Kenntniß andrer Morgenländischen Sprachen sehr beträchtliche Fortschritte im Sanskrita gemacht.

Dem Deutschen, der sich diesem Fache widmen will, ist wohl zunächst der Aufenthalt in Paris anzurathen. In England giebt es freilich Lehranstalten, aber wir zweifeln, ob irgendwo sonst der Zutritt zu den Handschriften so leicht und bequem gemacht wird, als in Paris. Nun hat man dort jeden Winter eine Reihe gründ-

licher und lichtvoller Vorlesungen von Hrn. Chézy zu erwarten. Endlich findet man an dem berühmten Herrn Langles, dem Konservator der orientalischen Manuskripte der königlichen Bibliothek, einen Mann, dessen Kenntnisse sich über die Litteratur und die historischen und architektonischen Alterthümer Asiens vom mittelländischen Meere bis an die östlichste Gränze verbreiten, der alle Schätze dieses Faches in seiner seltnen Büchersammlung selbst besitzt, und dessen zuvorkommende Güte gegen auswärtige Gelehrte nicht genug gerühmt werden kann.

Sui quattro cavalli della basilica di S. Marco in Venezia. Lettera di Andrea Mustoxidi Corcirese. Padova 1816.

Kurz vor Erscheinung obiger Schrift hatte der Verf. gegenwärtiger Anzeige einige Blätter über denselben Gegenstand drucken laßen, unter dem Titel:

> Lettre aux éditeurs de la Bibliothèque Italienne, sur les chevaux de bronze, par A. W. de Schlegel. Florence 1816.

Dieser Brief ist seitdem in einer italiänischen Uebersetzung dem Junius-Heft der in Mailand erscheinenden Biblioteca Italiana eingerückt. Beide Schriften hatten einerlei Veranlaßung und Zweck; in beiden führte die Untersuchung auf ähnliche Ergebnisse. Dieses Zusammentreffen unserer Ansichten mit dem Urtheil eines der gelehrtesten Griechen konnte uns nicht anders als sehr erfreulich sein. Bei Gelegenheit der Wiederherstellung dieses berühmten Denkmals vor der St. Markus-Kirche in Venedig, in Gegenwart des Kaisers von Oesterreich und unter dem allgemeinen Jubel des Volkes, hatte der Präsident der venetianischen Akademie, Graf Cicognara, eine eigne Schrift darüber herausgegeben, worin er die Vermuthung des Zanetti, dieses Viergespann sei in Rom zu Neros Zeiten gegoßen worden, als entschiedene Behauptung wiederholte, und durch neue Gründe zu stützen suchte. In Griechenland, sagte er, habe man keine Triumphbogen errichtet, also auch keinen Anlaß gehabt, Quadrigen zu verfertigen, welche hingegen bei den Römern der herge-

brachte Zierrat der Triumphbogen waren; die Vergoldung der Pferde sei ein Fehler gegen den guten Geschmack, dessen sich die Griechen niemals, wohl aber die Römer der Kaiserzeit schuldig gemacht; der Guß sei unvollkommen, und an den Leibern der Pferde durch aufgelegte Platten verschiedentlich ergänzt; dieß stimme mit der Nachricht des Plinius überein, daß zu Neros Zeit die Kunst der Erzgießerei sehr gesunken gewesen; endlich sei der Charakter der Pferde durchaus nicht der griechische, und der Künstler habe mit ihren starken und feisten Gliedern Vorbilder von italiänischer Zucht nachgeahmt. Hiegegen wurde nun in dem zu Florenz erschienenen Briefe dargethan: daß die Griechen allerdings die Giebel der Tempel und andre Gebäude mit Quadrigen verziert, daß sie solche aber auch häufig bloß auf ein Fußgestell gesetzt; daß sie sehr frühzeitig, schon vor dem persischen Kriege, und nachher vielfältig Wagen mit Viergespannen in Erz gegoßen; daß nicht weniger als sieben griechische Künstler vom ersten Range sich in Werken dieser Art ausgezeichnet; daß die Griechen in den schönsten Zeiten der Kunst häufig ihre ehernen Bildsäulen vergoldet oder vielmehr mit Goldblättchen bekleidet, welches auch gar nicht zu tadeln sei, besonders an Quadrigen, welche zur Aufstellung an einem erhabenen Orte bestimmt waren; daß die Fehler des Gußes nicht von der Art seien, welche auf Verfall der Kunst zu schließen berechtigt, sondern wie sie bei jedem großen Guß fast unvermeidlich sind, um so mehr da das Metall reines Kupfer, also schwer in Fluß zu bringen war. Es wurde gezeigt, daß die Trockenheit und eckige Zeichnung der Pferde am Fries des Parthenon nicht sowohl der nachgeahmten Natur, als der damaligen Strenge des Stils zuzuschreiben sei; daß die Abbildung der Pferde auf den ältesten syrakusanischen Münzen mit übertriebener Magerkeit anfange, aber im Fortgange der Zeit immer völliger werde, da man gelernt hatte, die Muskeln auch unter einer fleischigen Bekleidung anzudeuten, und daß eine der schönsten syrakusanischen Münzen, wovon wir einen Abguß in Händen haben, eben so feiste und stark gebaute Pferde, als die des venetianischen Viergespanns, darbiete. Die auf kein Zeugniß gegründete Annahme des Grafen Cicognara, Konstantin habe diese Pferde von Rom nach Konstantinopel schaffen laßen, ward nicht weiter geprüft: es schien hinreichend zu beweisen, hieraus folge gar nicht, daß sie eine römische

Arbeit aus der Kaiserzeit seien; Rom habe Quadrigen der ersten griechischen Meister besetzen, und Konstantin werde ohne Zweifel kein andres als ein berühmtes Werk zur Ausschmückung seiner neuen Hauptstadt weggeholt haben. Der Verfaßer schloß endlich mit der Folgerung, dieses Viergespann müße von einem geschätzten Meister aus der Zeit Alexanders oder seiner nächsten Nachfolger herrühren, wenn man es auch nicht so geradehin dem Lysippus zuschreiben dürfe.

Alle obigen Punkte hat nun auch Hr. Mustoridi auf seine Weise behandelt, und überdieß aus den byzantinischen und venetianischen Schriftstellern die vollständigsten Aufschlüße über die Geschichte dieser Pferde beigebracht, welche nun schon dreimal im Gefolge der Eroberung ihren Wohnsitz verändert haben, und also nicht bloß durch ihre einzige Seltenheit und ihren Kunstwerth, sondern auch in geschichtlicher Hinsicht äußerst merkwürdig sind. Sie wurden, wie bekannt, eine Beute der Venetianer bei der Eroberung von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer im Jahre 1204. Damals standen sie im Hippodromus über den Schwibbogen (*κάγκελλα* im Griechischen des Mittelalters), woraus die Wagen in die Rennbahn eingelaßen wurden. Dieß bezeugt Niketas Akominates. Drei andre Schriftsteller, Papias, ein ungenannter Zeitgenoße des Alexius Komnenus, und endlich Kodinus, sagen überdieß, diese Pferde seien zu Anfang des fünften Jahrhunderts unter Theodosius dem jüngern von der Insel Chios nach Konstantinopel gebracht worden. Papias und der Ungenannte lebten lange vor der Einnahme der Stadt; sie sahen das Denkmal noch an Ort und Stelle, und konnten nicht irren, weil, wie Hr. M. nach byzantischen Zeugnissen bemerkt, alle öffentlichen Denkmale dort mit authentischen Inschriften über ihre Aufstellung und Herkunft versehen waren.

Dieß ist entscheidend: über das Vaterland des ehernen Viergespanns kann fernerhin kein Zweifel mehr obwalten. Da die Insel Chios niemals in den Fall kam, durch Eroberungen mit Kunstwerken bereichert zu werden, so ist auch klar, daß es auf Bestellung der Chier entweder von einem einheimischen oder fremden Künstler gegoßen worden ist.

In einem Aufsatze des 4ten Bandes von Millins Magasin Encyclopédique von Hrn. Seitz war das Zeugniß des Kodinus schon

angeführt worden, aber als das einzige, und gegen seine Aussage könnten immer noch Einwendungen stattfinden, weil er erst nach der Eroberung und Wegführung des Kunstwerkes schrieb.

Die Kunst wurde frühzeitig in Chios geübt. Hr. M. giebt ein zahlreiches Verzeichniß von Künstlern der dortigen Schule von den ältesten Zeiten an. Aber alle die, welche vor und um die 60ste Olympiade fallen, kommen hier gar nicht in Betracht, denn wir wißen, daß der Stil jener Zeiten von dem unsers Viergespanns unendlich verschieden war. Der blühendste Zeitraum der Insel Chios fällt zwischen die 75ste und 113te Olympiade. Aus dieser Zeit nennt Hr. M. den Sostratus und seinen Sohn Panthias; aber von beiden werden nur menschliche und Göttergestalten, keine Pferde erwähnt. Wenige griechische Künstler haben gewissermaßen das ganze Gebiet der Kunst umfaßt; die meisten erwählten sich ein bestimmtes, oft eng begränztes Fach, und enthielten sich sorgfältig von Arbeiten, wozu sie keine besondre Gabe zu besitzen glaubten, oder worin sie wenigstens keine Erfahrung hatten erwerben können. Dieß darf man bei der Kunstgeschichte niemals aus den Augen verlieren. Wenn also kein Bildgießer aus Chios wegen seiner Quadrigen gerühmt wird, so würden wir lieber auf einen auswärtigen Künstler rathen. Die abgerundete Zeichnung der venetianischen Pferde, woran keine Spur von der Strenge des Kalamis mehr sichtbar ist, erlaubt nicht, wie uns dünkt, sie viel früher, als in das Zeitalter Alexanders des Großen, zu setzen. Die Blüthezeit von Chios umfaßt dieses, wie wir gesehen haben: warum könnte also nicht Lysippus eben sowohl für die reichen Bewohner dieses Handelsstaates eine Quadrige gegoßen haben, als für die Rhodier?

Wir begegnen hier einem in dem florentinischen Briefe übergegangenen Einwurf gegen diese Vermuthung. Manchem Kenner dürfte das venetianische Gespann nicht feurig genug für diesen Meister dünken, weil nach dem Propertius:

Gloria Lysippo est animosa effingere signa.

Ohne Zweifel hat Lysippus sowohl Reit- als Wagen-Pferde häufig zum Lauf anspringend und sich bäumend, andremal ruhiger und im Schritt vorgestellt. Der Ausdruck des Plinius fecit quadrigas multorum generum kann nicht auf die Form des Wagens bezogen werden, die nur eine Nebensache war; er geht also auf die verschiedenen

Gattungen der Pferde und ihre Bewegungen. Wiewohl im Schritt, verräth sich dennoch an unserm Gespann durch die Wendung des Halses und die geblähten Nüstern das Feuer der ihrem Wagenlenker gehorchenden Rosse.

Die Schrift des Hrn. Seitz haben wir nicht zur Hand, aber einiges, was daraus angeführt wird, verräth große Unkunde in der Kunstgeschichte. Er will die venetianische Quadrige lieber dem Myron oder dem Polykletus zuschreiben, als dem Lysippus. Wer hat jemals gehört oder gelesen, daß jene beiden Künstler Pferde in Erz gebildet? Die Kühe des Myron sind bekannt genug; Polykletus hat sich vermuthlich nie auf Thiergestalten eingelaßen. Beide waren überdieß Zeitgenoßen des Phidias, und wir kennen den ganz verschiedenen Stil der Pferde aus diesem Zeitalter. (Hr. Mustoridi irrt, wenn er die Blüthezeit des Myron um die 60ste Olymp. setzt: wie soll dieß möglich sein, da sein Meister Ageladas sechs Olympiaden später gearbeitet hat?) Ferner meint Hr. Seitz, der Künstler habe die Mähnen der Pferde gestutzt, weil er die Haare nicht weich und wollig auszudrücken gewußt. Unzählige alte Kunstwerke, Statuen, Basreliefs, Vasengemälde, Gemmen, Münzen, beweisen, daß die Sitte, den Pferden die Mähnen zu stutzen, wenigstens seit Perikles bis in die Kaiserzeiten so allgemein war, wie das Stutzen der Schweife in England. Es dünkte den Griechen zierlicher, der Kamm wurde sorgfältig geordnet, und oben blieb ein Büschel Haare stehn, um daraus, zum Schmuck des edlen Thieres, den Ampyx zu winden. Vielleicht waren die Mähnen der griechischen Pferde natürlicher Weise verworren und straubig, welches sie leicht werden, wenn sie allzu stark sind. Genug es war der herrschende Geschmack, die Künstler hatten keinen Grund davon abzuweichen, und das Auge durch etwas Ungewohntes zu beleidigen. Es ist wohl keine sehr schwierige Kunst Pferdeschweife und Mähnen nachzuahmen; doch sind auch hiebei neuere Künstler nicht selten in das Uebertriebene, ja in das Abgeschmackte verfallen.

Hr. M. macht sich selbst die Einwendung, Chios sei vom Verres stark ausgeplündert worden; man könne also vermuthen, daß damals entweder unsre Quadrige noch nicht vorhanden gewesen sei, oder daß sie nicht für eins der vorzüglichsten Werke gegolten habe. Er antwortete hierauf, Verres habe vielleicht nicht gewagt, ein ge-

heiligtes Besitzthum, das Denkmal eines von der Stadt erworbenen Sieges in den Kampfspielen, anzutasten. Wir fügen noch dieß hinzu: eine solche Quadrige mochte den Verres nicht sonderlich in Versuchung führen. Er raubte was seine Wohnung auszuzieren dienen konnte, besonders kleinere Kostbarkeiten; für eine Quadrige hatte ein Privatmann schwerlich einen schicklichen Platz, ein solcher Raub war zu auffallend, und dergleichen große Werke wurden wohl nur zum Behuf einer öffentlichen Aufstellung in Rom aus Griechenland entführt.

Es bleibt also dabei, daß dieses in Chios einheimische Viergespann aller Wahrscheinlichkeit nach gegen das Ende des eigentlich großen und schöpferischen Zeitalters der griechischen Kunst, nämlich vor der 120sten Olympiade, gegoßen worden ist. Denn in den Zeiten des Verfalls und der Bedrückung unternahmen griechische Städte schwerlich so kostbare Werke. Unter den späteren Nachfolgern Alexanders des Großen arbeiteten die Künstler wohl meistens nur für die Prachtliebe dieser Fürsten, und nachher zog sich Alles nach Rom.

Zu der Behauptung, daß die venetianischen Pferde unter Neros Regierung in Rom gegoßen worden seien, darf nun in Zukunft kein Unterrichteter mehr zurückkehren. Wir hatten schon gezeigt, diese unter den Antiquaren verbreitete Meinung gründe sich einzig auf eine Münze des Nero, welche auf der Rückseite einen Triumphbogen mit einer Quadrige hat. Hr M. entwickelt ebenfalls die Unhaltbarkeit dieses Grundes, und fügt noch die treffende Bemerkung hinzu, die neronische Quadrige sehe nicht einmal der unsrigen vollkommen ähnlich, indem auf der Münze alle Pferde mit demselben Fuße antreten, da hingegen von der venetianischen zwei das rechte und zwei das linke Vorderbein heben.

Die irrige Angabe Winckelmanns, jedes Pferd sei aus zwei besonders gegoßenen Hälften der Länge nach zusammengesetzt, ist nun auch durch die Hrn. Cicognara und Mustoxidi berichtigt, wenn es anders dessen bedurfte. Denn wir begreifen nicht, wie sich Winckelmann etwas so Unglaubliches hat einbilden können. Es ist einer von den vielen Fehlgriffen, welche er aus Unkunde des mechanischen Theils der Kunst gethan hat. Bei der Fortschaffung hat sich der Kopf eines Pferdes zufällig abgelöst, und dieß gab Gelegenheit,

das Innere zu untersuchen. Aus zwei Stücken ist aber doch der Guß allerdings zusammengesetzt: nämlich Kopf und Hals, vom Anfange der Mähne an, ist besonders gegoßen. Ohne Zweifel war dieß eine Vorsicht des Künstlers, um die wichtigsten Theile vor dem zufälligen Stocken des Metalls zu sichern. Auch ist der Guß der Köpfe tadellos ausgefallen. Die Zusammenfügung wird geschickt durch das Brustgeschirr verkleidet, an welchem die Schrauben als Zierraten dienen.

Den Kritiken einiger Neueren und insbesondre Falconets geschieht zu viel Ehre, wenn sich Hr. M. auf sie einläßt. Die eigne Arbeit jenes Herabwürdigers der Alten, die Statue Peters des Großen zu Sankt Petersburg, ist, wie uns dünkt, die beste Widerlegung seiner Prahlereien. Wir haben so ziemlich alle Statuen zu Pferde, die in Europa aufgestellt sind, selbst gesehen und aufmerksam betrachtet, und wir bekennen, daß uns die Vergleichung in der Bewunderung der venetianischen Pferde immer mehr bestärkt hat. Hier ist nicht der Ort, diesen Theil der Kunst aus dem Grunde abzuhandeln. Sonst ließe sich viel sagen über den Charakter und die eigentliche Schönheit des Pferdes und seiner Glieder, über die Nachahmung für die Bildnerei, über die verschiednen Bewegungen der Pferde im Gang, im Lauf und im Sprunge, und über die einsichtsvolle Wahl und Beobachtung der Natur, welche die griechischen Künstler auch hierin bewährt. Von allem diesem steht keine Silbe in Winckelmanns Geschichte der Kunst, wie denn überhaupt der Abschnitt von den Thieren einer der kahlsten und magersten seines Werkes ist.

Römische Geschichte von B. G. Niebuhr. 2 Theile. Berlin 1811. 1812.

Wenn diese Anzeige bloß den Zweck hätte, eine neue Erscheinung bekannt zu machen, und den Freunden der Alterthumskunde zu empfehlen, so käme sie allerdings zu spät. Denn der Werth und reiche Gehalt des vortrefflichen Werkes, von welchem wir reden wollen, ist längst anerkannt; es sichert, auch unvollendet, wie es bisher blieb, seinem Verfaßer einen ausgezeichneten Rang unter

unsern Denkern, Geschichtschreibern und Alterthumsforschern. Hrn. Niebuhrs Gelehrsamkeit ist umfaßend und aus den Quellen geschöpft; der Gang seiner scharfsinnigen Untersuchungen ist immer anziehend, wiewohl zuweilen verwickelt; die Kühnheit des Zweifels wird durch die Vorsicht allseitiger Erwägung gemäßigt; seine Urtheile sind eindringend, seine Ansichten eigenthümlich. Ueberall offenbart sich eine ernste und männliche Gesinnung; reger Eifer für Recht und weise geordnete Freiheit, und wahrhafte Theilnahme an allem, was sich auf die Verbeßerung des geselligen Zustandes bezieht. Die Schreibart ist fast durchgehends würdig, nicht selten beredt, jedoch fast nirgend frei von einer gewissen Schwerfälligkeit in den Wortfügungen. Im Ganzen ist dem Bestreben nach gedrängter Kürze die Klarheit und Leichtigkeit des Vortrags allzu sehr aufgeopfert, und dieß dürfte der sonst so verdienten und wünschenswerthen Verbreitung des Buchs im Auslande fürs erste im Wege stehn. Wir möchten auch strengere Reinheit der Sprache wünschen, die dem Geschichtschreiber ganz besonders ansteht. Zwar sind die Namen der römischen Staatseinrichtungen so unzertrennlich mit den Begriffen verwebt, daß sie nicht wohl entbehrt werden können. Allein wir glauben nicht, daß Civität etwas andres oder etwas mehr sagt, als Bürgerrecht. Daneben stechen dann Wörter wie Courant, Domänen, Linien-Infanterie seltsam ab; Prolificität ist nach altem und neuem Sprachgebrauch ganz unstatthaft gebildet. Doch dieß sind kleine Flecken, die sich bei einer neuen Ausgabe leicht werden wegschaffen laßen.

Um der Geschichtschreiber Roms zu werden, gieng dem sonst mit allen Kenntnissen und Fähigkeiten reichlich ausgerüsteten Verfaßer ein einziges Erforderniß ab: die eigne Ansicht der Gegenden, wo der Schauplatz der erzählten Begebenheiten liegt. Dem Vernehmen nach begiebt sich Hr. Niebuhr in Geschäften seines Vaterlandes nach Rom, und ist vielleicht schon dahin abgegangen. Seine Reisen in diesem merkwürdigen Lande, sein Aufenthalt auf den sieben Hügeln, werden hoffentlich der Fortsetzung seines Werkes zu Statten kommen. Die beiden ersten kurz nach einander erschienenen Bände gehen bis zum Jahr a. u. c. 417.; nach der Vorrede will aber der Verfaßer seine Behandlung der römischen Geschichte bis zu dem Zeitpunkte fortführen, von welchem Gibbon anhebt, also bis zum Marcus Aurelius.

Hr. Niebuhr rühmt oder gesteht von sich, er habe verschiedne wichtige Schriften der Neueren über die Gegenstände, welche er behandelt, erst nach beinahe abgeschloßner Untersuchung gelesen. So sei ihm Beauforts kritische Abhandlung (Sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire romaine), auch Levesques Geschichte, erst zur Hand gekommen, als der erste Theil schon weit im Drucke vorgerückt war. Ja was noch mehr befremden kann, er bedauert, (Th. I. S. 65.) daß er Cluverii Italia antiqua erst so spät kennen gelernt. Es ist zwar der mühsamere und eben deshalb verdienstlichere Gang der Untersuchung, sich zuerst ausschließend an die Quellen zu halten, nämlich an die Zeugnisse der Alten und die Denkmale des Alterthums. Wenn man aber auf diesem Wege zu gewissen Ergebnissen gelangt ist, so wird es rathsam sein, ehe man zu deren öffentlicher Mittheilung schreitet, sie mit den Arbeiten seiner Vorgänger unter den neuern Gelehrten zu vergleichen. Man läuft sonst Gefahr als neu vorzutragen, was schon von Andern gelehrt worden ist; oder auch Schwierigkeiten und Einwürfe nicht zu beseitigen, die gegen einmal gefaßte und uns einleuchtende Ansichten gemacht werden können, und vielleicht schon gemacht worden sind. Ueberdieß finden sich die Nachrichten über die entfernteren Zeiträume der Geschichte so zerstreut, daß man leicht einige übersieht, wenn man die bisherigen Sammlungen nicht benutzt. Die Alterthumskunde ist nicht das Werk eines Einzelnen; es muß allmählich daran fortgebaut werden: und da wenig Hoffnung ist, den Vorrath der geretteten Schriften noch beträchtlich vermehrt zu sehen, so läßt sich dieß nur durch immer vollständigere Zusammenstellung, schärfere Sichtung, lichtvollere Deutung leisten.

Einer der Hauptsätze des Verfaßers ist der, welchen er gleich in der Vorrede zum ersten Bande aufstellt: 'die Geschichte der vier ersten Jahrhunderte Roms ist anerkannt ungewiß und verfälscht'. Wir würden sagen 'ausgemacht', aber nicht 'anerkannt'. Denn es fehlt viel daran, daß diese von Beaufort mit unwiderleglicher Stärke vorgetragene Lehre so allgemeinen Eingang gefunden hätte, als sie es verdient, und besonders, daß sie in ihren vielfachen Anwendungen auf die römischen Alterthümer gehörig durchgeführt wäre. Freilich behalten wir immer die Verpflichtung, jene fabelhafte Erzählung in gewissem Grade unserm Gedächtnisse einzuprägen, allein es sollte

schon beim Unterricht in den Schulen nicht ohne vorläufige Warnung geschehen. Die Einsicht, daß fast alles, was wir im Livius, Dionysius, Plutarchus u. a. über diesen Zeitraum lesen, und leider einmal erlernen müßen, nicht wahr ist, wenigstens nicht auf die Art, wie sie es erzählen, wäre an sich ziemlich unfruchtbar. Es fragt sich, ob wir etwas Beßeres an die Stelle zu setzen haben; ob sich die Lücke einigermaßen befriedigend ausfüllen läßt. Von dieser Seite hat Hrn. Niebuhrs Werk ein vorzügliches Verdienst. Er versäumt nichts, um die Verfaßung und Staatswirthschaft Roms in den frühesten Zeiten der Republik zu erforschen, auf welche man so oft später geltend gewordene Begriffe irrig übertragen hat. Weniger gelungen scheint uns seine Bemühung, einen Theil der bestrittenen Geschichte unter dem Namen der 'Sage' dennoch wieder zu retten. Ueber die allzu weite Ausdehnung, die man diesem Begriffe giebt, und über dessen Mißbrauch bei geschichtlichen Untersuchungen haben wir uns bei einer andern Gelegenheit in diesen Blättern erklärt (Heidelb. Jahrb. 1815. Nr. 46. S. 723...728.).*) Die ungeschminkte mündliche Ueberlieferung unter dem Volke, welche den unmittelbaren Eindruck einer Begebenheit, das Andenken einer alten Sitte, von Geschlecht zu Geschlechte fortpflanzt, verdient allerdings Achtung. Aber im Lauf der Zeiten pflegt sich so viel Fremdartiges anzuhängen, daß das Ursprüngliche schwer auszuscheiden ist. Die Sage kann nicht bloß verfälscht, sie kann, wo sie gar nicht vorhanden war, geflißentlich erkünstelt werden: beides sowohl durch priesterlichen Betrug, als durch dichterische Ueberredung. Die Dichter, wenigstens die, von denen wir wißen, kamen in Rom verhältnißmäßig sehr spät, und schmückten bloß den untergeschobenen, aber schon verbreiteten Volksglauben aus. Unter langer Barbarei und Unwißenheit waren die wenigen etwa nicht verlornen schriftlichen Denkmale unverständlich geworden; die verwahrloste Sage verstummte gänzlich, oder äußerte sich sehr einsilbig und abgerißen. Ueber die Gründung Roms fanden die Priester nichts in ihren jungen und zusammengestückten Jahrbüchern. Als daher die Römer mit den Griechen in nähere Berührung kamen, seit dem Kriege gegen Pyrrhus, waren sie eben so bereitwillig die griechischen Her-

*) [In der Rec. der altdeutschen Wälder.]

leitungen (origines Graecas) anzunehmen, als die schmeichelnden Griechen, solche darzubieten. Sie glichen schnell emporgekommenen Leuten von unbekannter Herkunft, die ungemein froh sind, wenn ihnen jemand etwas Rühmliches von ihrem Großvater zu erzählen weiß. Nun wurde die vaterländische Götterlehre mehr und mehr nach griechischer Weise umgemodelt; Volksfeste und heilige Gebräuche wurden anders gedeutet; an Denkmalen, welche man den so eben erlernten Fabeln errichtete, und nach wenigen Menschenaltern für uralt ausgab, wird es auch nicht gefehlt haben. Dieß Alles fand ohne Zweifel schon vor dem eigentlich litterarischen Zeitraume statt; noch weit schlimmer gieng es, als man endlich die Geschichte Roms zu schreiben versuchte. Die Griechen hatten das erste Wort gehabt, und die Römer wußten nichts als ihnen nachzusprechen: schon der älteste unter allen, Fabius Pictor, dem Diokles von Peparethus! Die Griechensucht (insanum Graecanicae doctrinae in patrias historias et religiones inferendae studium nennt es Heyne) stieg immerfort bis zum Zeitalter des Augustus, wo sie den höchsten Gipfel erreichte. Wie hätte es anders sein sollen? Rom war mit Griechlein überfüllt, welche der Jugend, deren Unterricht ihnen anvertraut war, Verachtung gegen das ächt Vaterländische als barbarisch beibrachten. Die griechischen Antiquare hatten von jeher eine besondere Gabe, über Dinge, wovon sie nicht das Mindeste wußten, mit Zuversicht zu entscheiden. Daß man ihnen die Frage vorlegen würde: woher weißt du das? war ihre geringste Sorge. Wie vielerlei dieses liebenswürdige Volk sich selbst und Andern weiß gemacht, das übersteigt alle Begriffe. 'Es kam endlich dahin', sagt der eben erwähnte große Kenner des Alterthums (ad Virg. Aen. VII. Exc. 4.), 'daß die Römer die schlechtesten Ausleger ihrer eigenen Sagen waren; und es gab nichts den Italikern so Einheimisches und Eignes, was sie nicht von den Griechen hergeholt hätten'.

Hr. Niebuhr nimmt an, die Römer hätten vor dem Anfange der prosaischen Geschichtschreibung, also auch vor aller Bekanntschaft mit griechischer Litteratur, lange erzählende Gedichte über ihre Geschichten gehabt. Er spricht davon (Th. I. S. 178. u. f.) mit einer Bestimmtheit und Ausführlichkeit, als wenn er sie wirklich noch vor Augen hätte. Er zählt nicht nur die verschiedenen Epopöen auf, sondern weiß ihren Zusammenhang, ihre Gliederung und Abschnitte

anzugeben, welche letzteren, wie er versichert, den Abenteuern des Nibelungen-Liedes entsprechen. 'Die Geschichte vom Romulus bildet für sich eine Epopöe; die der drei folgenden Könige steht abgesondert. Mit L. Tarquinius Priscus beginnt ein großes Gedicht, welches mit der Schlacht am Regillus endigt.' Ja, er geht so weit, daß er (S. 318. Anm.) bei der Geschichte der Lucretia sagt: 'Livius scheint hier die Worte des alten Gedichts gebraucht und erhalten zu haben; denn sie bilden zwei Verse saturnischer Art, bei denen der Takt und Abschnitt, nicht das Maß, noch selbst die Zahl und die genaue Folge der Versfüße gilt.

> **Tace, inquit, Lucretia, | Sextus Tarquinius sum.**
> **Ferrum in manu est; moriere, | si emiseri' vocem.'**

Schon nach den wenigen unbezweifelten saturnischen Versen, die wir haben, würden wir diesen Zeilen entschieden den Rhythmus absprechen, der sich in jenen wahrnehmen läßt. Sollen sie aber durchaus dafür gelten, so unternehmen wir, alle noch so bare Prosa in saturnische Verse abzutheilen. Allein wie ist Hrn. Niebuhrs Angabe zu verstehen? Soll Livius selbst noch die alten Gedichte vor Augen gehabt haben? Dann wäre es eben so unbegreiflich als unverzeihlich, daß er sich nicht darauf berufen hätte. Oder waren die Gedichte zwar schon verloren gegangen, Livius benutzte aber ein von einem älteren Geschichtschreiber aufbewahrtes Bruchstück? Auch von diesen wird nirgends, gar nirgends die Berufung auf das Zeugniß alter Gedichte gemeldet. Mit Einem Worte, wir halten dieß für einen Grundirrthum, und alles, was der Verf. darüber vorträgt, hat uns auch nicht den Schatten einer Ueberzeugung abzugewinnen vermocht. Das S. 179. angeführte Bruchstück des Ennius:

> **— — — scripsere alii rem**
> **Versibu', quos olim Fauni vatesque canebant,**

kann durchaus nicht hierauf bezogen werden. Ennius zielte mit diesem Spott, wie Cicero (Brut. c. 19.) ausdrücklich versichert, auf den Nävius, der seine Erzählung vom ersten punischen Kriege in saturnischen Versen abgefaßt hatte. Die nächste Zeile:

> **Quom neque Musarum scopulos quisquam superarat,**

beweiset also gerade das Gegentheil von dem, was Hr. N. aus dieser Stelle folgert: nämlich daß es vor dem Nävius, der schon

ein Schüler der Griechen war, gar keine lateinischen Dichter gab. Der unvollkommen erhaltne Vers:

— — nec dicti studiosus quisquam erat ante hunc,

sagt eben dasselbe aus, die Worte ante hunc mögen nun auf den Ennius selbst, oder, was glaublicher, auf den Nävius gehen. Hr. N. zieht hieraus eine schwere Beschuldigung. S. 179.: 'Diese Lieder sind viel älter als Ennius, welcher sie nur in Hexameter umformte, und in ihnen Stoff für drei Bücher fand: er, der ernsthaft glaubte, Roms erster Dichter zu sein, weil er die alte einheimische Poesie ignorierte, verachtete und mit Erfolg unterdrückte.' Wie will man dieß nur beweisen? Der gute Ennius war freilich kein Homerus: er gehörte dem Geiste nach der alexandrinischen Schule an, und das mochte mit seiner unbeholfenen Sprache und seinen holperigen Hexametern einen wunderlichen Gegensatz machen; allein er war so wenig bereit, Alles in Hexametern umzuformen, daß er vielmehr den ersten punischen Krieg übergieng, weil ihn schon Nävius, wiewohl in saturnischen Versen, behandelt hatte. Es ist allerdings wahr, daß die alten Römer bei Gastmahlen Lieder zum Lobe ihrer Vorfahren sangen; Cato der Censor hat es bezeugt, und wir wollen zu den vom Verfaßer angeführten Beweisstellen (Cic. Brut. c. 19. Quaest. Tusc. I. 2.) noch andre hinzufügen: Varro de vita pop. Rom. L. II. In conviviis pueri modesti ut cantarent carmina antiqua, in quibus laudes erant maiorum, et assa voce, et cum tibicine. Horat. Carm. IV. 15.

Nosque et profestis lucibus et sacris,
Inter iocosi munera Liberi
Cum prole matronisque nostris,
Rite deos prius adprecati,
Virtute functos, more patrum, duces,
Lydis remixto carmine *tibiis*,
Troiamque et Anchisen et almae
Progeniem Veneris canemus.

Das Zeugniß des Varro ist als ein ursprüngliches zu betrachten; die andern dürften sich sämmtlich auf die Origines des Cato beziehen. Waren nun diese Lieder epische Gedichte, d. h. in Verse gebrachte zusammenhängende Erzählungen der Begebenheiten mit allen ihren wahrhaften oder erdichteten Umständen? Ganz zuverläßig nicht.

Schon die Erwähnung der Pfeifen ist dagegen. Welcher Pfeifer möchte es wohl aushalten, das Absinger einer homerischen Rhapsodie bis zu Ende zu begleiten? Ueberall, wo mündliche Mittheilungen erzählender Dichtung üblich waren, wurde sie entweder bloß gesungen oder von Saitenspiel begleitet, im Norden wie in Hellas. Natürlich, so konnte der Sänger zugleich spielen, und nach seinem Bedürfniß Ton und Weise wechseln. Ferner wurden diese Lieder, wie Varro sagt, von Knaben gesungen: genoßen aber die römischen Knaben in jenem rauhen Zeitalter eine so gelehrte Erziehung, daß sie lange Rhapsodien aus dem Gedächtnisse hätten absingen können? Jene Lieder waren ohne Zweifel kunstlose Ergießungen, kurze Anrufungen, deren häufige Wiederkehr der Armut an Worten zu statten kam. Wir können uns nach dem Gebet der Feldpriester (Sacerdotes arvales, bei Lanzi Saggio I. p. 142.) einen ganz anschaulichen Begriff davon machen. Solche Lieder mochten dazu dienen, einzelne Namen und Thatsachen im Andenken zu erhalten, aber keineswegs die Umstände, welche fast überall das Gepräge der Unächtheit an sich tragen.

Hr. N. sagt S. 180. 'Bei den Leichenbegängnissen wurden historische Lieder zur Flöte gesungen: die Nenien.' Dieß ist wieder ganz irrig. Denn in dem Bruchstücke der zwölf Tafeln beim Cicero (De Legg. II. 24.) wird die Lobrede vor der Volksversammlung bestimmt von den Leichengesängen unterschieden. Honoratiorum virorum laudes in concione memorent, easque (fort. leg. eosque) etiam cantu ad tibicinem prosequantur. Cicero fügt hinzu: cui nomen neniae. Die Lobreden enthielten allerdings Nachrichten vom Leben der Verstorbenen und ihrer Vorfahren; dadurch wurden sie eben in den letzten Zeiten der Republik eine Hauptursache der Verfälschung römischer Geschichten. Die von Klageweibern gesungenen Nenien hingegen waren bloße Leichengesänge, allem Anschein nach in hergebrachten Formeln. Wie wenig Gehalt sie hatten, läßt sich darnach ermeßen, daß man die abgesungenen Zauberformeln der Hexen (Ovid. Fast. VI. 142.), ja das Gesinge der Gaßenbuben (Horat. Ep. I. 1. 63.) ebenfalls Nenien nannte.

Auf solche kurze Lieder bei Gastmahlen, bei Opfergebräuchen, bei Leichenzügen, endlich bei den fröhlichen Festen der Landleute, beschränkte sich ungefähr, so viel wir wißen, die gesammte alt-latei-

nische Poesie. Nicht alle Völker sind zur Dichtkunst gleich begabt und geneigt; die Priesterherrschaft pflegt der Ausbildung dieser Kunst nicht eben günstig zu sein; und als die Römer durch Eintritt der Plebejer in die höchsten Aemter sich der priesterlichen Vormundschaft zu entziehen anfiengen, waren sie ein durchaus kriegerisches und ackerbauendes Volk, allen veredelnden Künsten fremd. Wo es eine Fülle epischer Dichtungen giebt, da wird deren Verschönerung und Vortrag ein eignes Gewerbe, wie in Griechenland schon vor den homerischen Zeiten und Jahrhunderte lang nachher, und im Norden während des Mittelalters. Die Römer haben nicht einmal einen einheimischen Namen für Dichter, denn vates heißt ursprünglich Wahrsager, carmen ein geheiligter Spruch. Nach Hrn. N. müßten sie fast eben so reich an epischen Gesängen gewesen sein, wie die Griechen. Bei diesen entwickelte sich die Prosa schnell mit Leichtigkeit und Anmuth, weil die Sprache schon eine vielfache Bildung gewonnen hatte. Das Lateinische war hingegen jedem schriftlichen Gebrauch außer der Gesetzgebung lange widerspenstig; mehrere der ältesten Geschichtschreiber wählten daher die griechische Sprache; in der lateinischen blieb die historische Schreibart bis auf Catos und Sisennas Zeit rauh, mager und wortkarg.

Daß die vermeinten volksmäßigen Epopöen der Römer zur Zeit des Livius nicht mehr vorhanden waren, versteht sich von selbst. Horatius würde sie nicht vergeßen haben, da er, gegen die ausschweifende Vorliebe für das Alterthümliche eifernd, die ältestin Denkmale der lateinischen Sprache aufzählt. Ep. II. 1. v. 23...27.:

> Sic fautor veterum, ut tabulas peccare vetantes,
> Quas bis quinque viri sanxerunt, foedera regum
> Vel Gabiis vel cum rigidis aequata Sabinis,
> Pontificum libros, annosa volumina vatum,
> Dictitet Albano Musas in monte locutas.

Volumina vatum sind die Bücher der Augurn, wie sich aus dem ganzen Zusammenhange ergiebt. Hr. N. schiebt auch hier seine Lieblings-Hypothese ein, und will S. 294. diese Worte 'lieber von uralten Gedichten altitalischer Art, aus der Zeit, da die Dichter vates hießen, als von Prophetenbüchern erklären'. Volumina bezeichnet geschriebene Bücher; jene Gedichte müßten also im Zeitalter des Augustus noch schriftlich vorhanden gewesen sein, denn auf das

Untergegangene konnte sich die Vorliebe für alles Alte nicht wenden: und wie käme es dann, daß die Grammatiker solche vorzügliche Quellen des ältesten Sprachgebrauchs niemals anführen? Ferner: wann hat wohl vates angefangen einen Dichter zu bedeuten? Zur Zeit des Ennius gewiß noch nicht: ihm ist vates immer ein Wahrsager; für Dichter gebraucht er den griechischen Ausdruck poeta, der auch in der lateinischen Prosa immer der einzige geblieben ist. — Selbst den Gesang der Salier übergeht Horatius nicht, noch die fescenninischen Scherze, noch das Gesetz der zwölf Tafeln gegen die Schimpflieder; aber von mündlich fortgepflanzten epischen Gedichten nicht ein Wort. Wenn Dionysius, wie es scheint nach Fabius Pictor, πατρίους ὕμνους auf den Romulus erwähnt, so sind dieß ja eben keine ἔπη. Hr. N. rühmt den Livius besonders deswegen, weil er den Geist der alten Gedichte so rein aufgefaßt habe. Dieß könnte nach allem Obigen nur durch Vermittelung der früheren Geschichtschreiber geschehen sein, und also wäre auf das wenigste das Lob zwischen ihnen zu theilen. Allein wo Hr. N. einen Nachhall altitalischer Poesie zu vernehmen glaubt, da spüren wir nichts als griechische und gräcisierende Rhetorik. Man suchte der unsäglichen Trockenheit und Magerkeit der älteren römischen Geschichte, besonders in den ersten Jahrhunderten der Republik (denn von dem Glanze der Königszeiten hatten sich mehr Erinnerungen erhalten), allmählich durch Nachahmung des Ausländischen aufzuhelfen, quoniam quidem concessum est rhetoribus ementiri in historiis, ut aliquid dicere possint argutius.

Hr. N. verspricht S. 179. in der Folge von dem Untergange der ihm so lebendig vorschwebenden alten Epopöen zu sprechen. Wir sind begierig hierauf, denn dieses fällt schon in die mehr historischen Zeiten. Es wird, je nachdem man es nimmt, sehr leicht oder sehr schwer sein zu zeigen, wie etwas untergegangen sei, das niemals vorhanden war.

Nach obiger Erklärung über eine Grundverschiedenheit unsrer Ansichten bei sonstiger Uebereinstimmung in vielen andern Stücken, gehen wir zum Einzelnen fort.

'Das alte Italien.' S. 17...116. Der Verfaßer beklagt mit Recht den Untergang der πολιτεῖαι des Aristoteles und den origines des Cato. Der Verlust des letzteren Werkes würde indessen wichtiger

sein, wenn der vortreffliche Mann nicht zuvor die griechische Sprache erlernt, wenn er bloß aus einheimischen Quellen geschöpft hätte. Er hat aber gerade das Gegentheil gethan, und durch das Ansehen seines Namens die Geschichtforschung auf eine falsche Bahn gelenkt, in einem Zeitalter, wo es vielleicht noch möglich war, umzukehren. 'Daß alles, was aus ihm als bestimmte Angabe angeführt wird, völligen Glauben verdiene', können wir daher nur mit der Einschränkung zugeben: wenn es nicht von Griechen entlehnt ist.

Die Bedeutung der verschiedenen Namen, welche die Griechen einzelnen Theilen der italischen Halbinsel gaben, ihre Erweiterung und Verengung nach den Zeitaltern wird gründlich entwickelt. 'Italia' hieß zuerst bloß die südliche Spitze. Wir sehen nicht ein, warum der Verfaßer es als eine klügelnde Deutung tadelt, daß Timäus den Namen vom Herden-Reichthum des Landes erklärte. Die Ableitung von einem Könige Italus sagt gar nichts; die vom Herkules, der einem verlaufenen Rinde nachgefragt habe, ist kindisch; die des Timäus bleibt die einzige vernünftige, welche man bisher vorgebracht hat. Wenn die Landschaft damals, als die Griechen sie kennen lernten, noch wenig Ackerbau hatte, sondern hauptsächlich zu Rindertriften benutzt ward, so konnten die Einwohner sie gar wohl das Rinderland nennen: Vitulia oder Vitlia. In den iguvinischen Tafeln steht häufig vitlu, ein Rind. Daß dieses die oskische Aussprache war, beweisen noch die späteren Samnitischen Münzen mit der Inschrift Viteliu. Die Griechen ließen das Digamma weg, wie gewöhnlich, und mochten sich den Namen um so eher aneignen, da auch im Altgriechischen ἰταλος einen Stier bedeutet haben soll.

S. 31. Anm. 26. 'Kühnere Wortvergleicher finden vielleicht Einerleiheit in Sikelus und Italus, wie beide Völker nach der Sage eines Stamms waren.' Mit nichten! Dieß wäre allen gesunden Grundsätzen der Etymologie zuwider. Die beiden Wörter haben nur die Ableitungssilben gemein, die Wurzeln sind durchaus verschieden. Italia scheint ein bloß landschaftlicher Name zu sein; wir glauben nicht, daß jemals eine abgesonderte Völkerschaft sich Italer genannt habe. Wie Thucydides bezeugt (VI. 2.), ward noch zu seiner Zeit Italien im engeren Sinne, nämlich die südliche Landspitze, von Sikelern bewohnt. Hieran muß man sich halten; den fabelhaften König Italus kann man ihm erlaßen.

'Die Oenotrer.' S. 34...48. Der Name Oenotria ist zuverlässig viel jünger, als ihn die griechischen Mythographen machen, indem sie den Oenotrus in das siebzehnte Menschenalter vor dem trojanischen Kriege setzen. Vermuthlich kam dieser Name erst in Umlauf, als die ersten Griechen an diesen Küsten sich ansiedelten. Auch klingt Oenotrien nicht italisch. Wenn also die Griechen den Namen nicht zufällig ertheilten, wie so häufig; wenn sich wirklich ein in der untern Halbinsel wohnendes Volk so genannt hat, so wären wir geneigt zu glauben, die Oenotrier gehörten nicht zu den Ureinwohnern Italiens, sondern waren von der epirotischen Küste später eingewandert. Dasselbe gilt von den Chaonern oder Chonern.

S. 35. 'Wir müßen uns bei der Unmöglichkeit beruhigen, mit Zuverläßigkeit bestimmen zu können, welches Volk die Pelasger waren? wie von den Griechen unterschieden? ob diejenigen, welche an verschiedenen Orten erwähnt werden, zu einem Stamm gehörten? Alle Erwähnungen dieser Nation, die aus der lichtesten historischen wie aus der dunkelsten Zeit, sind uns Räthsel, an deren allgemein genügenden Auflösung derjenige am entschiedensten verzweifelt, der ihnen am meisten nachgeforscht hat.'

Die Sache hat vielfache Beziehung auf die italischen Alterthümer, wegen der behaupteten Einwanderungen der Pelasger und der Verwandtschaft oder Einerleiheit der Tyrsener und Pelasger. Dunkel und schwierig ist diese Frage allerdings, doch halten wir sie nicht für unauflöslich. Hier nur einige Hauptpunkte, da zu einer erschöpfenden Erörterung kein Raum ist. Beim Homerus, dem ältesten Zeugen, ist noch kein Gegensatz zwischen Hellenen und Pelasgern. Die Scharen des Achilleus werden 'Hellenen', und ihre Landschaft gleich 'das pelasgische Argos' genannt. Auch kennt er beide Benennungen noch nicht als Gesammtnamen. 'Hellas' ist eine Stadt und Landschaft in Thessalien; die einzige Erwähnung der 'Panhellenen' ist in einem untergeschobenen Verse (Il. II. 530. cf. A. W. Schlegel de Geogr. Homer. p. 2.). Den pelasgischen Namen gebraucht er dreimal: unter den Bundesgenoßen der Troer ist ein Volk der Pelasger an der Vorderküste Kleinasiens; dann das pelasgische Argos, Thessalien; endlich der pelasgische Zeus des Orakels zu Dodona. Man müßte viertens die Pelasger in Kreta hinzufügen, wenn die Zeile, wo sie vorkommen, nicht unächt wäre

(Schlegel de Geogr. Hom. p. 57.). Daß die asiatischen Pelasger gleichen Stammes mit den europäischen waren, ist nicht zu bezweifeln: sie hatten ihr Larissa wie die thessalischen. Ferner finden wir nicht bloß die Stadt Argos im Peloponnesus, sondern die ganze Halbinsel, ja ganz Griechenland heißt so. Daher Ἀργεῖοι als Gesammtname, neben den beiden andern Δαναοί und Ἀχαιοί. Der Name Argos scheint eine geheiligte Bedeutung gehabt zu haben: darauf führen unter andern auch die Sacra Argeorum bei den Römern. Man sieht also, beim Homerus ist der hellenische Name eng begränzt und bloß örtlich (Thucyd. I. 3.); der pelasgische hingegen erscheint als ein weit verbreiteter Stamm-Name, theils ausdrücklich, theils in unverkennbaren Spuren. Erst beträchtlich lange nach der Rückkehr der Herakliden kann der Name der Hellenen allgemein geworden sein. Die Dorier hießen so, weil sie früher, als im Peloponnesus, im thessalischen Hellas gewohnt haben. Von ihnen gieng der Name auf die sämmtlichen Griechen über. Nach Herodots ausdrücklichem Zeugniß waren die Athener ein pelasgisches Volk, das sich in seinen ursprünglichen Sitzen ohne Aus- und Einwanderung behauptet hatte. Wenn diese, so waren es auch die Jonier; auch die von Thessalien, dem pelasgischen Argos, ausgewanderten Aeolier, in deren Mundart sich am meisten Altes erhalten hatte. Als hellenisches, nicht-pelasgisches Volk bleiben also bloß die Dorier übrig, welche sich anfangs nicht zahlreich, durch Kolonien, Verbündungen und Uebertritt zu ihren Sitten vermehrten. Wie aus pelasgischen Völkerschaften hellenische geworden, dieß erklärt Herodotus nicht; nach ihm war es keine bloße Vertauschung des Namens; sie sollen die Sprache 'umgelernt' haben. Das thut kein Volk ohne den Einfluß fremder Herrschaft, oder mittheilenden Verkehr, oder Vermischung fremder Völker mit ihm, und auch so nur in Jahrhunderten. Wir stellen uns die Sache so vor. In uralter Zeit stand ganz Griechenland unter priesterlicher Herrschaft. Die Priesterkaste führte eigentlich den Namen der Pelasger, ihr Vorrang übertrug ihn auf ganze Völker. In der Folge der Zeiten erhob sich die kriegerische Kaste gegen die priesterliche. Die Ilias liefert noch starke Züge dieses Kampfes: den Zwist des Agamemnon mit dem Chryses und Kalchas; beidemal muß der König nachgeben. Als nun die Griechen, oder vielmehr die adelichen Krieger

unter ihnen, sich mehr und mehr der Gesetzgebung der Priester entzogen, neue Verfaßungen und Sitten einführten, entsagten diese entweder ihren erblichen Vorrechten und verloren sich somit in der Masse; oder sie sonderten sich ab, wanderten aus: und von diesen Priestergeschlechtern stammten die zur Zeit des Herodotus und Thucydides hier und da noch zerstreut wohnenden Pelasger ab. Herodotus sagt: nach den Pelasgern seiner Zeit zu urtheilen, hätten die vormaligen eine barbarische Sprache geredet. Was die Griechen nicht ohne Dollmetscher verstanden, nannten sie nicht mehr eine verschiedene Mundart, sondern eine fremde Sprache, und jede fremde Sprache barbarisch. Die Pelasger in Thracien, Lemnos und am Hellespont, auf sich beschränkt, an den vielfachen Umwandlungen Griechenlands, wodurch die Sprache sich schnell entwickelte und veränderte, und an seiner dichterischen Litteratur nicht theilnehmend, hatten begreiflich ihre alte Mundart beibehalten. Wir halten uns also gleichwohl für berechtigt, das Pelasgische für die Wurzel und Mutter des Griechischen zu halten, ja für diese Sprache selbst in ihrer ächtesten und reinsten Gestalt. Nach obigen Ansichten würden wir die griechische Geschichte in folgende Zeiträume abtheilen: 1. Allgemeine Priesterherrschaft, höchst wahrscheinlich begleitet von einer seitdem untergegangnen gesetzlichen Bildung und Wißenschaft. Pelasgische Urzeit. 2. Vorrang der kriegerischen Kaste, einige Menschenalter vor und nach dem trojanischen Kriege. Heroische Zeit. 3. Aufhebung auch dieses Vorranges und Abschaffung des Königthums. Republikanische Zeit. — Nur den letzten Zeitraum kennen wir historisch; den vorhergehenden bloß mythisch; der erste ist ganz dunkel, und was das Schlimmste ist, so haben die epischen Dichter und dann die Mythographen die genealogischen Mythen der Heldenzeit auf die Urzeit zurückgeworfen, und dadurch ihr Bild verfälscht.

Diese Erörterung ist der vorliegenden Untersuchung nicht fremd: denn auf dem Verhältniß zwischen Pelasgern und Hellenen beruht unser Begriff von dem Wesen der Verwandtschaft der lateinischen und etruskischen Sprache mit der griechischen.

Eine gründliche Etymologie, das heißt eine solche, die nicht nach zufälligen Aehnlichkeiten hascht, sondern vom innersten Bau der Sprachen und ihren wesentlichen Bestandtheilen ausgeht, ist,

wo uns die historischen Berichte verlaßen, unsre einzige Führerin in der Untersuchung über die Stammverwandtschaft der Völker, über ihre ältesten Wanderungen, und über die Art, wie der Erdboden allmählich bevölkert worden. Das Licht, welches eine solche Etymologie gewähren kann, scheint indessen der Verf. ziemlich von der Hand zu weisen. Er sagt S. 37. 'es sei ein Trugschluß, Völker eines gemeinsamen Stammes müßten einen gemeinschaftlichen Ursprung gehabt haben, von dem sie genealogisch ausgiengen'. Ferner 'Man wird Völker eines Stammes, das heißt durch eigenthümliche Art und Sprache identisch, eben an sich entgegenliegenden Küstenländern vielfach antreffen, ohne daß es der Vermuthung bedürfte, eine von diesen getrennten Landschaften sei ihr ursprünglicher Sitz gewesen, von wo ein Theil nach der andern gewandert wäre. So finden wir unter den Völkern Italiens auf der westlichen Küste des adriatischen Meeres dieselben illyrischen, welche das gegenüberliegende Ufer bewohnen; so auf den Inseln des Mittelmeers Iberer, so in Gallien und Britannien Celten. Dieß ist die Analogie der Geographie der Geschlechter der Thiere und der Vegetation, deren große Bezirke durch Gebirge geschieden werden, und beschränkte Meere einschließen.'

Nach obigen Grundsätzen könnte einmal ein künftiger Geschichtsforscher die Abstammung der Nordamerikaner von den Engländern, und der brasilischen Kreolen von den Portugiesen leugnen. Sie reden zwar, würde er sagen, nahe verwandte Sprachen, aber dieß haben sie in der Art, weil sie gegenüberliegende Küsten des atlantischen Meeres bewohnen. Wird denn die Sprache klimatisch im Menschen erzeugt? Ist sie nicht eine Hervorbringung seiner geistigen Fähigkeiten? Freilich können wir nie bis zu ihrer ersten Erfindung historisch hinaufsteigen. Alle Sprachen, die wir kennen, sind angeerbt oder mitgetheilt; doch ist in der Entwickelung des Ueberkommenen eine fortgehende wiewohl verstecktere Erfindung, und wenn nicht künstliche Mittel der Festsetzung dazwischen treten, bleibt noch ein weiter Spielraum für die menschliche Freithätigkeit übrig. Die Theilhaber derselben Muttersprache, unter verschiedenen Umständen und Einwirkungen lebend, bilden sich erst eigenthümliche Mundarten, in der Folge der Zeiten verschiedene Sprachen. Die lange getrennten Brüder und Vettern verstehen sich nicht mehr, und

nur der philosophische Sprachforscher kann ihnen die Grade ihrer Verwandtschaft deuten.

Der Verf. ist, wie man aus obiger und andern Stellen sieht, der Lehre von den Autochthonen geneigt. Wir haben, im Allgemeinen betrachtet, nichts dawider; jedoch soll man nicht ohne triftige Gründe seine Zuflucht zu einem Ereigniß nehmen, welches über die gegenwärtige Naturordnung ganz hinausgeht: nämlich daß hier und da die Menschen irgend einmal aus der Erde hervorgewachsen. Solche Gründe sind allenfalls die Spielarten der Menschengattung, von denen sich vielleicht nie durch Erfahrung ausmitteln läßt, ob sie vermöge einer Anhäufung klimatischer Einflüße in Jahrtausenden entstanden sind, oder ursprünglich waren. Ferner die Lage eines entfernten Insellandes, von blödsinnigen Wilden bewohnt, deren Vorfahren man nicht genug Kunde der Schifffahrt zutrauen kann, um den Weg dahin je gefunden zu haben. Alle dergleichen Gründe fallen für Italien weg: die Bevölkerung dieses Landes ist sehr erklärlich, und ohne Zweifel aus Asien abzuleiten. Dorthin weisen uns die religiösen Ueberlieferungen eben sowohl, wie die Sprache; auch noch der körperlichen Bildung gehören die italischen Völker unsrer Geschichte dem edlen kaukasischen Stamme an, und zuverläßig sind sie nicht als Wilde eingewandert. Ob sie damals schwache Horden fremdgearteter Ureinwohner vorgefunden und ausgerottet haben, wißen wir nicht.

S. 36. 'So ist eine Grundverwandtschaft zwischen der lateinischen und griechischen Sprache anerkannt, die weit mehr als eine Einmischung ist, welche nur Worte giebt und verändert; dennoch aber auch für den Grundtheil der ersten, in dem einst die Verwandtschaft rein bestand, ehe Vermischung mit ganz fremden Völkern sie völlig umbildete, eine eben so entschiedene Grundverschiedenheit übrig läßt. Aber dieß ist nicht auffallender, als die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, nach denen in der Natur überhaupt Arten, und vieles, was Spielart scheint, unveränderlich für sich bestehen, und zu einer Gattung gehören.'

Wir erwidern hierauf: vollständig kennen wir das Griechische und Lateinische nur in sehr verjüngter Gestalt; auch so noch hat das Lateinische am meisten Aehnlichkeit mit veralteten griechischen Mundarten bewahrt. Alle Spuren beweisen, daß je höher das

Alterthum, um so größer die Uebereinstimmung war. Dieß berechtigt uns, auf völlige Einerleiheit zurückzuschließen, doch fällt sie vermuthlich in einen Zeitpunkt, wo beide Völker in ihren asiatischen Ursitzen noch neben einander wohnten. Das Abweichende ist seitdem entstanden, theils durch die natürliche Divergenz der Sprachen, theils durch Einmischungen. Wer wollte diese leugnen? Die phönicischen z. B. sind ja im Griechischen offenbar genug. Aber diese Einmischungen können weder plötzlich, noch in starkem Maße statt gefunden haben. Dazu ist die Grammatik beider Sprachen zu vollkommen. Denn wenn nach gewaltsamem Zusammenstoß zwei Sprachen in eine neue verschmelzen, so geht immer ein Theil der grammatischen Bildsamkeit verloren, wie z. B. das Englische die angelsächsischen Biegungen eingebüßt, die französischen aber nicht erworben hat.

So schätzbar die sämmtlichen geographischen Erörterungen und viele der historischen in dem Abschnitte über das alte Italien sind, so gestehen wir dennoch, der Verfaßer hat uns hier am wenigsten befriedigt. Die Neigung, ohne Noth Autochthonen anzunehmen, der Begriff von den Sprachen, als wären sie eine organische Naturwirkung im Menschen, und die Meinung, Uebereinkunft der Sprachen beweise keine gemeinsame Abstammung, haben seine Ansichten verwirrt und getrübt. Es sei uns erlaubt, die unsrige in der Kürze darzulegen.

Wir leugnen entschieden alle griechischen Einwanderungen der vortrojanischen und trojanischen Zeit, nämlich auf die Weise, wie sie geschehen sein sollen. Vor der Ansiedelung der Hellenen in Sicilien und Großgriechenland, und vor dem Einbruche der Gallier, erkennen wir nur zwei Nationen in Italien; die Etrusker sind die eine, zu der andern gehören alle übrigen Italiker, mit Ausnahme vielleicht einzelner illyrischer und epirotischer Ansiedelungen an der östlichen Küste. Die Vielfachheit der Namen darf uns nicht irren: sie waren örtlich, landschaftlich, oder Benennungen einzelner Staaten und Verbündungen. Alle Spuren in Namen der Menschen und Oerter, in einzelnen Wörtern und Inschriften beweisen, daß diese Völkerschaften eine einzige Sprache in verschiedenen Mundarten redeten, welche vielleicht nicht weiter von einander abwichen, als heutzutage das Genuesische vom Neapolitanischen. Die Linie zwischen

den Etruskern und den übrigen Italikern ist schneidend: in den geistigen Anlagen, den Sitten, der Gesetzgebung, den geheiligten Lehren und Gebräuchen, endlich in der Sprache. Sie sind später eingewandert, der Zeitpunkt läßt sich fast historisch bestimmen. Ihre Eigenthümlichkeit brachten sie schon mit: mitgetheilt haben sie, aber wohl wenig Italisches angenommen. Durch welche Einflüße ihre Sprache sich bereits in ihren Ursitzen so abweichend bestimmt hat, wißen wir nicht; sie gehört dennoch unleugbar zu demselben Stamm mit der lateinischen und griechischen, nur ist die Verwandtschaft entfernter. Das Lateinische läßt sich keineswegs als eine Mischsprache betrachten, vielmehr als ein mittlerer Durchschnitt der italischen Mundarten. Diese wuchsen wild, jene allein erhielt eine wißenschaftliche Ausbildung. Als alle Italiker römische Bürger wurden, mochten auch viele zuvor hier und da gehörte Ausdrücke eingebürgert werden. Die lateinische Grammatik aber ist altitalisch und unverfälscht; ja das Bedürfniß der Deutlichkeit für eine zum öffentlichen Vortrage bestimmte Sprache veranlaßte im litterarischen Zeitalter eine Rückkehr zu den vollständigen Endungen und Biegungen, welche früher in Rom selbst und in den andern Mundarten zum Theil vernachläßigt und abgekürzt worden waren. *)

Ganz richtig bemerkt Hr. N. S. 49., Auruncus und Ausonicus sei einerlei. Der Rhotaeismus der italischen Mundarten ist bekannt. Anders aber ist es mit der Behauptung S. 50. 'Volsker und Osker sind derselbe, nur in jener Aussprache breiter gebildete Volksname. Die Stammsilbe ist Op oder Aup, woher mit Anhängung von Adjectivalendungen gebildet ist Opiscus, Opscus, Oscus, Volscus, Auson, Auruncus.' — Oscus, vor Alters Opscus und nach einer milderen Form, welche die Griechen vorzogen, Opicus, ist einer von den wenigen Völkernamen, die sich mit völliger Gewißheit deuten laßen. Die Wurzel ist ops, die Erde; unter diesem Namen wurden ihr

*) Im altlateinischen hieß es poplu' und periclu', in Ciceros Zeit populus, periculum. Doch war Manches verloren gegangen, z. B. der Unterschied des Dat. und Abl. Sing. 2. Decl. Jener gieng ehemals auf OI aus, wie im Griechischen, was in quoi noch übrig ist; dieser hingegen auf OD. In einer Inschrift des Grabmals der Scipionen: Gnaivod patre prognatus; in der duilischen: en macestratod, in altod marid, u. s. w.

Tempel gebaut. In den abgeleiteten Wörtern opus, opes, opulentes, opimus etc. ist überall der Begriff des Landbaues und der Fruchtbarkeit. Opsci hat also eine ganz allgemeine Bedeutung: die Landesbewohner, vielleicht die Ureinwohner. So gebraucht es auch Propertius überhaupt für alt-italisch (VI. El. III. 62.). Wenn man von Auruncus und Ausonicus die Ableitungssilben wegnimmt, so bleibt die Wurzel aurun, auson, und was hat dieß mit ops zu schaffen? Mit der Stammsilbe von Vol-scus (oder Vulsculus, wie Ennius schreibt) heben viele italische und etruskische Namen an; vielleicht ist durch die Milderung der Aussprache vor dem s ein l ausgefallen. Aber wie man auch Volscus deuten möge, mit Opscus hat es offenbar nichts gemein. Solche Versuche, wie der, welchen der Verfaßer hier gemacht hat, sollten von aller Etymologie abschrecken.

S. 52. 'Im zweiten Jahrhundert nach Troja setzten sich Chalkidier an der kampanische Küste zu Kuma fest.' So lautet freilich die gemeine Angabe; wir bezweifeln dennoch dieses hohe Alter des kampanischen Kumä. Was bedeutet alle griechische Zeitrechnung vor dem Anfange der Olympiaden, da sie noch keine Bücher hatten, und keine Priester bei ihnen regelmäßige Annalen hielten? Eine Kolonie, so hoch am tyrrhenischen Meere hinauf, weit früher gegründet als die ersten Niederlaßungen der Griechen in Sicilien, scheint kaum glaublich. Wenigstens ein Jahrhundert nachher ist dem Dichter der Odyssee Sicilien noch ganz in Nebel und Wunder eingehüllt; kaum dämmert einiges Licht über der Südspitze Italiens, und diese Stellen rühren vielleicht von einem späteren Dichter her (die Erwähnung Sikaniens Od. XXIV. 306. gewiß). Wir verweisen auf die Abhandlung über alte Weltkunde von Voß. Diese Schrift des vortrefflichen Dichters und Philologen kann bei Untersuchungen über das homerische und nachhomerische Zeitalter nicht genug beherzigt werden. Voß hat unwiderleglich gezeigt, wie spät noch das Meer zwischen Griechenland und Italien eine unüberschrittene Kluft bildete. Alle die frühen Schiffahrten und Ansiedelungen bei den Mythographen fallen somit als späte Erdichtungen weg.

S. 52. 'Die Tyrrhener beherrschten das untere Meer, und ohne Zweifel waren es ihre Flotten, welche Kolonien an den Vulturnus führten.' Die Tyrsener oder Tusker könnten sich doch wohl

zu Lande bis dahin ausgedehnt haben. Die Verse des Hesiodus, welche einen mythischen Latinus über die Tyrsener herrschen laßen (Theog. 1012...1015.), wollen wir nicht gerade anführen, weil sie unächt zu sein scheinen, und auf jeden Fall nur eine verworrene Kenntniß zeigen. Aber Fidenä, wiewohl diesseits der Tiber, war ausgemacht etruskisch; Tusculums erste Gründer und Bewohner verrathen sich durch den Namen; auch Veliträ ist ganz derselbe Name, wie Volterra, welches auf allen Münzen VELAΘRI geschrieben wird. Es gab ein Städtchen Artena in Etrurien, und ein andres Artena im Lande der Volsker. Dazu nehme man den hohen Flor und die in Latium eigenthümlichen Trachten von Gabii (cinctus Gabinus); die uralten Gemälde in Tempeln zu Ardea und Lanuvium (Plin. XXXV. c. 3.), welche, wie die zu Cäre, nur von Etruskern herrühren konnten. Die Sage vom Mezentius ist freilich fabelhaft und der Name verfälscht, denn der Buchstabe Z ist nicht italisch: doch liegt an sich nichts unwahrscheinliches darin, daß die Etrusker in alter Zeit über die damals von ihnen abhängigen Völker Latiums einen Statthalter gesetzt hätten, dessen Andenken verhaßt geblieben ist. Man berichtet von zwölf Städten des untern Etruriens; in dem engen Kampanien hätten diese schwerlich Raum gehabt, vielleicht hat man die nachher verloren gegangenen im Latium dazu gerechnet. Im mittleren Etrurien hatte jede der zwölf Hauptstädte ein beträchtliches Gebiet.

'Die Sabeller.' S. 55...64. Die Verwandtschaft der Völker sabellischen Stammes, ihre Wanderungen und zum Theil späten Eroberungen im unteren Italien werden lichtvoll entwickelt. Der Name der Samniter scheint patronymisch zu sein: Sabinites, Abkömmlinge der Sabiner, verkürzt Samnites, wie ἑρεβεννός und ἐρεμνός. Sie selbst nannten sich Sabiner.

'Die Tyrrhener, Tusker oder Etrusker.' S. 64...96. Der Verfaßer dieser Anzeige kehrt so eben von einem beträchtlich langen Aufenthalte auf dem klassischen Boden Toskanas zurück, und behält sich vor, die Ausbeute seiner dortigen Untersuchungen in einer eignen Schrift mitzutheilen. Hier nur Weniges.

S. 65. 'In den Worten der etruskischen Inschriften kann auch durch die gewaltsamsten etymologischen Künste keine Analogie mit der griechischen Sprache oder dem ihr verwandten Stamm der latei-

nischen entdeckt werden.' Lanzi hat das Gegentheil behauptet; nicht alle seine Deutungen sind gleich überzeugend: aber läßt sich ein Meisterwerk der kritischen Entzifferungskunst (dafür haben es Heyne, Richard, Payne Knight und viele Andre erklärt) so mit einem Machtspruche abfertigen? Glücklicher Weise entkräftet Hr. Niebuhr selbst sein Urtheil, indem er S. 66. gesteht, er habe die weitläuftige Untersuchung über die italischen Mundarten noch nicht vornehmen können.

S. 66. 'Tusker und Etrusker waren ihnen so fremde Namen als Tyrrhener; sich selbst nannten sie Rasena.' Die Stelle des Dionysius vom 'Rasena' ist vermuthlich verderbt, oder der Geschichtschreiber war selbst in einem Mißverständnisse befangen. Wir sind fest überzeugt, daß die Etrusker sich selbst Turseni nannten, und daß die Griechen den Namen so von ihnen gehört. Diese veränderten erst spät *Τυρσηνοί* in *Τυῤῥηνοί*. Der italische Name war Tusci. Dürfen wir auf eine Stelle der iguvinischen Tafeln fußen (Tarsinate Tarscum), so war die ursprüngliche Aussprache Tursci. Turseni und Tursci wären also eins in der Wurzel, nur in den Endungen verschieden: die letzte war italisch, die erste einheimisch; sie findet sich in vielen etruskischen Namen (Porsena, Vibena, Sisena, Ceicna, nach römischer Schreibung Caecina, u. s. w.). Tus, turis, scheint ursprünglich eine ganz allgemeine Bedeutung gehabt zu haben: alles was zum Opfer verbrannt wird. In den iguvinischen Tafeln findet sich tursiandu, *θύσαντι*. Turseni sowohl als Tursci hieße also Opferer, Priester. Diese Ableitung ist, so viel wir wißen, neu. Dem Sinne nach stimmt sie mit der des Dionysius überein, nur daß sie nicht durch Vermittlung des Griechischen und Auflösung von Tuscus in *θυοσκόος* erzwungen ist, und daß sie *Τυρσηνοί* zugleich mit erklärt. Was war natürlicher bei einer so entschiedenen Priesterherrschaft, als daß das gesammte Volk nach dem vorwaltenden Stande benannt ward?

Wir verwerfen mit Hrn. N. die Herleitung der Etrusker von den Lydern oder richtiger zu sprechen von den Mäoniern; aus denselben Gründen, die schon den Dionysius dazu bewogen, und aus noch vielen andern. Etwas anderes aber ist es mit den Stellen des Sophokles und Thucydides, wo die Namen der Pelasger und Tyrrhener, als gleichbedeutend zusammengestellt werden. Diese sind

von dem größten Gewicht, und laßen sich nicht so bei Seite schieben, wie es Dionysius versucht. Wir fügen hier ein noch nicht benutztes Zeugniß bei. Schol. Cod. Ven. ad Il. XVI. 233. sqq. Alexander von Pleuron sagte, die Ἑλλοί des Orakels von Dodona (in unsern Ausgaben steht Σελλοί, aber schon Pindarus las Ἑλλοί, cf. ib. Schol.) seien Abkömmlinge der Tyrrhener: ἔθνος εἶναι τὸν Ἑλλὸν (leg. τοὺς Ἑλλοὺς) ἀπόγονον τῶν Τυῤῥηνῶν, καὶ διὰ πατρῷον ἔθος οὕτω τὸν Δία θρησκεύειν. Er schrieb also den Tyrrhenern das Orakel von Dodona zu, welches Homerus ausdrücklich ein pelasgisches nennt. Indem Dionysius noch andre Pelasger außer den Tyrsenern annimmt, welche die Umbrer aus ihren alten Sitzen verdrängt haben sollen, verwirrt er Alles; er ist genöthigt, da es im oberen Italien keine andern Völker gab, als Tyrsener und Umbrer, die Pelasger nach Griechenland zurückwandern zu laßen, was noch das Unglaublichste von Allem ist. Auch die Erzählung des Myrsilus von Lesbos verdreht er; denn dieser hatte gar nicht von Pelasgern, sondern von Tyrsenern gesprochen (Dionys. I. 23. in fin.); und am ärgsten die Stelle des Herodotus (I. 57.), die wir zum Glück haben und vergleichen können. Hr. R. unternimmt es, seine Mißdeutung zu rechtfertigen. S. 69. 'Die Erklärung, welche Kreston für eine thrakische Stadt nimmt, gefällt mit täuschendem Schein. — — Aber Dionysius Lesart, Kroton (Cortona), ist gewiß nicht betrügerisch.' Zuvörderst steht in unsern Handschriften des Herodotus Κρήστων; ferner paßt Κρότων für Cortona durchaus nicht in den Zusammenhang der ganzen Stelle. Der Geschichtschreiber sucht zu beweisen, daß die damaligen Pelasger noch dieselbe Sprache redeten, wie die alten. Die Krestoniaten und Plakianer verstehen sich unter einander, sagt er, wiewohl getrennt, aber nicht mit ihren Nachbarn. Wie konnte Herodotus, der niemals in Etrurien gewesen war, wißen, daß die Einwohner von Cortona eine andre Mundart sprächen als ihre Nachbarn, und daß sie sich mit denen von Plakia am Hellespont verständen? Der Versuch war wohl, seit Cortona und Plakia standen, niemals angestellt worden. Es fällt also auch alles weg, was Dionysius auf seine falsche Leseart und verkehrte Auslegung gründen will.

Wiewohl wir nun, was die Verwandtschaft der Tyrsener und Pelasger betrifft, auf die Zeugnisse der Alten fußen und darin eine

Bestätigung der oben dargelegten Ansicht von den Pelasgern finden, so meinen wir doch hieraus keine pelasgische Einwanderung aus dem eigentlichen Griechenlande folgern zu müßen, noch weniger eine Rückwanderung der Tyrsener aus Etrurien nach Griechenland, wohl aber Herkunft beider aus gemeinschaftlichen Ursitzen. Bringt man hiegegen den großen Abstand der etruskischen Sprache und Religion von der hellenischen als eine unüberwindliche Einwendung vor, so ist zu bedenken, daß eben bei Entstehung des Hellenismus Sprache, Sitten und Götterdienst in den griechischen Ländern eine große Umwandlung erlitten. Die Etrusker haben Alles reiner bewahrt, insbesondre die morgenländischen Ueberlieferungen.

Die Tyrsener am ägäischen Meere sind nicht abzuleugnen. Die älteste Erwähnung von ihnen findet sich in dem homeridischen Hymnus auf Dionysus. Der Schauplatz des Vorfalles wird zwar nicht bestimmt angegeben, aber die Erwähnung von Cypern und Aegypten führt uns in die östliche Hälfte des Mittelmeeres. Und wie wäre wohl ein ionischer Sänger dazu gekommen, den erst neuerdings unter den Hellenen eingeführten Gott Dionysus in ein entferntes Abendland zu versetzen? Ob nun diese Tyrsener von Italien etwa aus dem adriatischen Meere nach Thracien geschifft, und sich dort angesiedelt, oder ob sie bei dem Durchzuge ihrer Vorfahren durch die Lande zwischen dem Hellespont und dem Ister zurückgeblieben, und sich nachher an die Küste gezogen, steht dahin: doch dünkt uns das letzte wahrscheinlicher.

Herr N. ordnet S. 70. u. f. die Niederlaßungen der Etrusker dem Alter nach folgendermaßen: Rhätien; das circumpadanische Land; das mittlere Etrurien; Campanien. Dieß ist Frerets Hypothese. Beim Livius und andern Alten ist die Ordnung der drei ersten Niederlaßungen umgekehrt. Freilich, wenn die Etrusker zu Lande gekommen sind, wie wir allerdings glauben, so müßen sie einmal die Gegend am Padus durchzogen haben. Aber die Anlage der Städte auf Gipfeln der Berge mit riesenhaften Felsenmauern, ist unstreitig die ältere Sitte und Bauart; und diese findet sich einzig im mittleren Etrurien. Keine Spur hievon in den circumpadanischen Sitzen der Etrusker, wiewohl die Abhänge der Alpen und Apenninen gewiß bequeme Lagen dazu darboten: man sieht vielmehr, die Städte, wie Felsina, Mantua, Hatria, sind gleich in der

Ebene erbaut. Die Rhätier sollen sich, nach Livius, bei dem Einbruche der Gallier aus dem Thale des Padus in die Alpen geflüchtet haben; Hr. N. macht sie hingegen zu den Stammvätern der Etrusker. Wie aus gebildeten Etruskern, durch Noth, harte Lebensart und Trennung von der gesitteten Welt, wilde Rhätier werden konnten, begreift sich gar wohl, nicht aber das Umgekehrte. Die Wißenschaft der Etrusker ist, ihrem ganzen Gepräge nach, nicht in Italien erworben, sondern mitgebracht.

Daß einige Städte, welche zum mittleren Bunde gerechnet werden, namentlich Pisa, Lucca und Luna, in der That dem circumpadanischen Bunde angehörten, ist eine wahrscheinliche Vermuthung des Verfaßers. Fäsulä hatte die alte Bauart, war aber klein und vermuthlich eine abhängige Stadt. Hr. N. sucht die zwölf Staaten des mittleren Etruriens auszumitteln. Er giebt folgendes Verzeichniß: Cäre, Tarquinii, Populonia, Volaterrä, Arretium, Perusia, Clusium, Rusellä, Cortona, Veji, Volsinii; für die zwölfte Stelle ist er zweifelhaft zwischen Capena und Cosa. Vetulonia will er nicht mitrechnen: die Größe dieser Stadt gehöre nicht in die historische, sondern in die mythische Zeit; sie scheine in das benachbarte Populonia übergegangen zu sein. Dieß letzte wird durch die Münzen widerlegt: es giebt Münzen von VETLUNA aus gewiß eben so späten Zeiten, als von PUPLUNA. Diese letzte Stadt muß wohl ausgestrichen werden; sie war eine Kolonie der Volaterraner, und vermuthlich ihr Hafen und Stapelplatz. Denn das mächtige Velathri, wiewohl weit von der See entlegen, scheint bedeutende Schifffahrt gehabt zu haben. Dieß bezeichnet der Delphin auf den Münzen. In Populonia wurde das Eisen der Insel Elba verarbeitet, deswegen führen die Münzen einen Vulkanus-Kopf und Schmiedegeräth. Auch Cosa ist auszuschließen. Es war den Volcientern angehörig oder deren Kolonie. Herr N. vermuthet S. 78., die Volcienter seien, man weiß nicht welches fremde Volk von Ureinwohnern, die sich gegen die etruskische Eroberung behauptet hätten. Allein sie hießen so von der Stadt Volci, und werden in einer triumphalen Inschrift neben den Volsiniern genannt (cf. Cluver. Ital. ant.). Durch die Lage der Oerter und den großen Reichthum von Volsinii wird es glaublich, daß alles dieß nur Einen Staat ausmachte, dessen Hafenplatz Cosa war. Wir möchten für Tuder (TVTERE), das heutige

Todi, eine Stelle unter den zwölf Staaten begehren. Diese Stadt liegt zwar am jenseitigen Ufer des Tibers, also strenge genommen in Umbrien: aber sie konnte eben als Gränzfestung erbaut sein, um die Umbrer in der Abhängigkeit zu erhalten. Sie hatte Felsenmauern, dergleichen die Umbrer schwerlich jemals errichtet; die Münzen sind offenbar etruskische Arbeit. Nachdem Tuder eine römische Kolonie geworden, wird es unter den umbrischen Städten aufgezählt. Mit völliger Gewißheit werden sich die zwölf Staaten vielleicht niemals ausmachen laßen: ein trauriger Beweis, wie wenig wir von der innern Geschichte Etruriens wißen.

Hr. N. lehrt (S. 79.), die untern Stände in Etrurien seien nicht tuskischen Geblüts, sondern die Nachkommen der Ureinwohner gewesen. Alle alten Zeugnisse berichten jedoch, daß die Etrusker diese nicht unterjocht, sondern ausgetrieben. Auch hat man keine Spur, daß dort je eine andere Sprache geredet worden außer der etruskischen, und so hätte es gleichwohl sein müßen, wenn die Eroberer nur den kleineren Theil der Volksmenge ausmachten. Alles war in Etrurien aus Einem Stück. Mit der harten Leibeigenschaft der unteren Stände, welche Hr. N. annimmt, streitet die große Bevölkerung und der blühende Wohlstand des Landes. Allerdings war es eine priesterliche Aristokratie, aber die Regierung scheint weise und milde, keinesweges auf rohe Gewalt gegründet gewesen zu sein.

Von der bildenden Kunst der Etrusker redet Hr. Niebuhr S. 87. u. 88. im Vorbeigehn. Ueber dieses weitläuftige Fach läßt sich nicht viel ausmachen, ohne die Denkmale selbst gesehen zu haben. Die älteren antiquarischen Werke sind mangelhaft, weil die Zeichner damals noch nicht die Kunst verstanden, den Stil gehörig zu faßen; die von Micali herausgegebenen Kupferstiche sind meisterlich gezeichnet, aber geschmeichelt, und deswegen zum Theil wieder in gewissem Grade verfehlt. Hr. N. irrt, wenn er glaubt, in den Basreliefs der alabasternen Urnen oder Aschensärge, wo die Figuren etwa sechs Zoll hoch sind, seien Porträte beabsichtigt, und altdeutsche Physiognomie darin finden will. Die ruhenden Figuren auf den Deckeln dieser Urnen sind allerdings Bildnisse der Verstorbenen, und oft bis in die kleinsten Zufälligkeiten nach dem Leben gearbeitet; wir haben deren an vierhundert aufmerksam betrachtet, aber nichts von altdeutschen Zügen gespürt. S. 87. f. 'Wie man — da niemanden

verhohlen sein kann, daß die Blüthe campanischer Kunst in das vierte und fünfte Jahrhundert der Stadt fällt, da Etruriens Unterjochung ihr verderblich sein mußte, — das schönste Zeitalter der etruskischen später annehmen kann, ist ganz unbegreiflich.' — Wir sehen unsrerseits nicht, was die etruskische Kunst mit der kampanischen zu schaffen hat. Ohne Zweifel hat der Verfaßer die kampanischen gemalten Gefäße im Sinne: allein diese sind ja die Arbeit griechischer Künstler, wie aus unzähligen Inschriften erhellet. Daß sie keine etruskische Arbeit sind, hat nach Winckelmann Lanzi auf das gründlichste in einer eignen Schrift bewiesen. (De' vasi antichi dipinti, volgarmente chiamati etruschi.) Die Blüthe dieser Kunstschule fällt früher, und hat gewiß mit der Zerstörung der griechischen Niederlaßungen in Kampanien durch den Einbruch der Samniter ein Ende genommen. Auch findet sich an den in Kampanien ausgegrabenen Gefäßen nichts, was durch Stil oder Kostum ein späteres Zeitalter als dieses verriethe. Es ist glaublich, daß die Kunst im mittleren Etrurien vor dem Fall der Unabhängigkeit den höchsten Gipfel erreicht haben wird; aber ohne allen Zweifel hat sie beträchtlich lange nachher noch fortgeblüht. Der sogenannte etruskische Redner, nächst der Chimäre das vortrefflichste Werk, welches uns übrig geblieben, ist ja das Bildniß eines römischen Beamten. In der Erzgießerei scheinen die Etrusker besonders stark gewesen zu sein; leider haben wir außer den genannten beiden Meisterwerken weniges, was sich über das Maß kleiner Götzenbilder erhöbe. Die Basreliefs an den alabasternen Urnen sind ein Nebenzweig der etruskischen Kunstschule. Die meisten haben kein hohes Alter, einige dürften in die späteren Kaiserzeiten fallen. Gleichwohl bleiben sie ungemein merkwürdig, wegen der Eigenthümlichkeit der Darstellungen, und weil sie einen Beweis liefern, daß die Etrusker noch lange nach dem Verluste der Unabhängigkeit fest an ihren Sitten und Religionsgebräuchen hielten. Daß die etruskischen Kunstwerke keine frechen Darstellungen enthalten (S. 96.), ist richtig, mit Ausnahme der Pateren jedoch, deren manche zu bacchischen Cärimonien dienen mochten.

S. 88. 'Zwar werden tuskische Tragödien erwähnt; aber der römische Name der Verfaßers, Volumnius, beweist, daß sie in später Zeit geschrieben sind, und mehr Kunststücke als Kunstwerk waren,

der Nation selbst fremd.' Das letzte mag richtig sein, denn Volumnius war ein Zeitgenoße Varros (De L. L. IV.), allein er war gewiß aus Etrurien gebürtig. In wie fern führt Hr. N. seinen Namen als römisch hiegegen an? weil dieser Name in den Fasten der ersten Jahrhunderte vorkommt? Vielleicht waren ja alle, gewiß aber einige patricische Geschlechter gleich von der Gründung Roms her etruskisch. Die Endung ist der tuskischen Sprache nicht fremd (Vertumnus, Voltumna), auf einer Urne liest man den Namen Velimnia (Lanzi T. II. p. 362.), die unbestimmt angeführte Göttin Volumna möchte auch hieher gehören.

'Die Umbrer.' S. 99. 'Auf einem Theil der iguvinischen Tafeln redet ihre Sprache'; — nur auf einem Theil? in welcher Mundart ist denn das Uebrige geschrieben? — 'uns unverständlich'; — nicht so ganz, sollten wir denken! Lanzi hat Stücke daraus ziemlich befriedigend erklärt, und hoffentlich kann man es noch weiter damit bringen. — 'Auf den Tafeln ist die Schrift lateinisch.' — Nicht doch! fünf dieser Tafeln sind mit etruskischen Buchstaben, nur die beiden letzten mit lateinischen geschrieben. Nach dieser Aeußerung sollte man glauben, Hr. N. habe die Abdrücke und Kupferstiche der iguvinischen Tafeln bei Dempster, Gori u. a. niemals angesehen. Doch wird jeder, der nicht ein Fremdling in der italischen Paläographie ist, den Irrthum leicht berichtigen. Schlimmer ist es mit folgender Anführung aus dem Livius. S. 99. 'Um mit den Umbrern zu unterhandeln, gebrauchten die Römer im fünften Jahrhundert einen der tuskischen Sprache kundigen Gesandten' (Liv. IX. 36.). Die Römer wählten freilich einen Boten, welcher dieser Sprache vollkommen mächtig war, aber nicht, um sich mit den Umbrern zu verständigen, sondern weil er sich, um zu diesen zu gelangen, durch das feindliche Etrurien verkleidet durchschleichen mußte. Zwischen Lateinern und Umbrern bedurfte es ohne Zweifel gar keines Dolmetschers.

'Japygien.' S. 99...104. Der Name Japygia ist nicht italisch. Wenn ihn die Griechen nicht erfunden, sondern wirklich dort vernommen hätten, so würde er beweisen, daß sie an der südöstlichen Spitze Italiens Völkerschaften nicht italischen Stammes vorfanden. Allein die Bewohner dieser Gegenden erscheinen so spät in der römischen Geschichte, nachdem die griechischen Ansiedelungen längst

Alles verändert hatten, daß ihre Herkunft sich wohl schwerlich mit Gewißheit ausmitteln läßt. Hr. N. tadelt den Strabo, der Daunier und Apulier unterscheiden will: jenes sei die griechische, dieses die römische Benennung desselben Volkes. Apuli scheint nicht der eigne Name eines Volkes, sondern von der Landschaft erst auf die Bewohner übergegangen zu sein. Apulien hieß vielleicht so von seinem Ueberfluß an Gewäßern: vom oscischen apa für aqua, apula für aquula.

'Ligurer und Veneter.' S. 106...111. Hr. N. will die Ligurer nicht für ein italisches Volk gelten laßen. Er hat das älteste Denkmal ihrer Sprache, die Tafeln von Polcevera übersehen. Sie sind zwar lateinisch geschrieben, enthalten aber einige Namen von Personen und viele von Ortschaften. Ein genuesischer Gelehrter Serra (in den Abhandlungen der ligurischen Akademie) erklärt diese Namen für celtisch, und will sie demnach aus dem Deutschen ableiten, welches in sich widersprechend ist. Die Etymologien sind auch darnach ausgefallen. Viele dieser Namen möchten nicht leicht zu deuten sein: doch tragen sie sämmtlich ein italisches Gepräge: nescio quid Oscum sonant.

'Die drei Inseln.' S. 110. 111. Die Sikaner, von denen vor Alters ganz Sicilien den Namen Sikanien geführt (Od. XXIV. 306.), und welche nachher von den Sikelern in den westlichen Theil der Insel zurückgedrängt wurden, hält Hr. N., dem Thucydides beipflichtend, für ein iberisches Volk. Das Zeugniß des großen Geschichtschreibers verliert an Gewicht durch die Erwähnung des Flußes Sikanus, den kein Geograph nachgewiesen. Ueberhaupt irrt er in manchen Stücken über das den Athenern erst neuerdings näher bekannt gewordene Sicilien. Man sieht nicht, daß die Urbewohner Hispaniens jemals als Seefahrer gerühmt würden: ihre Einwanderung über ein so weites Meer fordert also starke Beweise. Will man die Bevölkerung Siciliens zum Theil anders woher ableiten, als von der Südspitze Italiens, welches doch auf alle Weise das Natürlichste ist, so bietet sich die vorliegende Küste Afrikas weit näher dar. Wir haben jetzt keine Proben der sikanischen Sprache gegenwärtig: allein bloß nach dem Namen zu urtheilen, können wir nicht umhin, die Sikaner und Sikuler für nahe verwandt zu halten. Nur waren sie in verschiedenen Zeiten eingewandert, und lebten in

getrennten Verbündungen. Die Wurzel beider Namen ist dieselbe (Sic-ani, Sic-uli), die Ableitungssilben sind verschieden, aber beide italisch. Hr. N. nennt S. 52. die Sikuler ein dem griechischen Stamme verwandtes Volk. Sie waren es nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Italiker. Von den Sikulern hatten die sicilischen Griechen manche Ausdrücke angenommen: sie nannten einen Hasen λέποριν, leporem, eine Schüßel κάτινον, catinum (Varro de L. L. IV.). Man sieht, diese Wörter sind rein lateinisch. Der Fluß Gelas hieß so von dem sikulischen Worte γέλα, der Reif, Rauhfrost (Steph. Byzant.), welches nur in der Deklination von gelus, gelum, gelu, verschieden ist.

Auch die ältesten Bewohner Sardiniens rechnet Hr. N. zu den Iberiern. S. 111. 'Es ist wohl keine zu dreiste Vermuthung, wenn man glaubt, einen Grund für diese Meinung darin zu finden, daß die lateinische Sprache bei den Sarden nicht wie bei den Italiänern, sondern wie bei den Spaniern ausgeartet ist, denn dieß deutet auf eine Analogie der früheren Sprache.' Aber haben denn in Spanien selbst die Sprachen der ursprünglichen Bewohner auf die Bildung der heutigen Einfluß gehabt? Nichts weniger. Als die Sueven, Vandalen, Westgothen einwanderten, redeten die dortigen Provinzialen nichts anderes als lateinisch; die Landessprachen waren längst erloschen, ausgenommen an der nordöstlichen Küste Spaniens, welche die Römer niemals inne gehabt. Alle romanischen Mundarten sind im Ganzen aus diesen beiden Bestandtheilen, dem Lateinischen und der Sprache der Eroberer, zusammengesetzt. Es wird sich weniges finden, was sich nicht in diese auflösen ließe. In das Latein der Provinzen mochten sich manche nicht-klassische Wörter eingeschlichen haben; aber lateinisch und nur lateinisch redete man fast im ganzen abendländischen Reiche zur Zeit seines Umsturzes; und wo diese Sprache noch nicht herrschend geworden war, da hat sich auch keine romanische Mundart gebildet. Das alte Provenzalische hat fast mehr Verwandtschaft mit dem Spanischen, als mit dem Italiänischen, und doch wurde es nicht nur im südlichen Frankreich bis an die Loire, sondern weit hinein im obern Italien gesprochen. *)

*) [Diesem Satze hat der Vf. in seinem Exemplare ein Fragezeichen am Rande beigesetzt.]

Hier konnte die Aehnlichkeit doch nicht von den Iberiern herkommen. Das Sardinische ist eben eine solche mittlere Mundart. Hr. N. meint, man werde baskische Wörter darin finden; wir zweifeln: vielleicht eher arabische. In den Proben, welche Vater Mithridates giebt, ist alles lateinisch; der Artikel su, sa, könnte gothisch scheinen, doch ist es natürlicher, ihn für eine bloße Verfälschung der Aussprache von lo, la, zu halten.

'Schluß.' S. 112...116. 'Daß ein älteres Menschengeschlecht untergegangen sei, ist ein Glaube aller Volksagen, den die griechischen Philosophen theilten und hegten: daß es sehr verschieden war von dem jetzigen, ist schon darum wahrscheinlich, weil dieses alsdann ein andres ist; oder war es keine neue Schöpfung, sondern errettet aus weit verbreitetem Untergang, die Zerstörung nicht ohne tief wirkende Ursachen ausbrach, noch ohne gleiche Folgen blieb: daß jenes Geschlecht Werke hinterließ, die auch Naturverwüstungen bestehen konnten, ist nicht unmöglich. Auch ist die Meinung, welche die aus ungeheuern rohen Felsstücken zusammengefügten Mauern der sogenannten cyklopischen Städte von Präneste bis Alba im Marserlande, wo die Pfosten der Stadtthore aus einzelnen Steinen bestehen, einem Riesengeschlecht zuschreibt, wie die Erbauung der ganz ähnlichen Mauern von Tiryns, eine Aeußerung des unbefangenen Verstandes. — — Den Völkern, welche unsre Geschichte in Latium kennt, müßen wir auf jeden Fall diese Werke, welche die Kräfte einer zahlreichen, zum Frohn für gebotene Unternehmungen geheiligter Herrscher verpflichteten Nation erfordern, absprechen und sie einer vorhistorischen Zeit zuschreiben. Solche Kräfte aber übersteigen sie nicht; die etruskischen Mauern sind kaum geringer: die Aushebung der aus dem Felsen gehauenen Obelisken und ihre Fortschaffung ist ein fast noch riesenmäßigeres und unsrer Mechanik noch mehr spottendes Unternehmen; doch kennen wir die Nation, welche dieses Wunder ausführte, als ein Volk gewöhnlicher Art. Auch sind die peruanischen Mauern beinahe eben so ungeheuer, wie die sogenannten cyklopischen. Also gehören diese ewigen Werke höchst wahrscheinlich ganz vergeßenen Urvölkern des heutigen Menschengeschlechts, gegen deren Baukunst die römische verkümmert war: Völkern eines Zeitalters, worin der griechische Geschichtschreiber des augusteischen Jahrhunderts gleich

den philosophischen des letzten, nur fast sprachlose Wilde auf der rohen jungen Erde sah.'

Es ist wahr, die sogenannten cyklopischen Mauern sind unendlich merkwürdig. Man wäre begierig zu wißen, ob Cato von ihrer Erbauung gesprochen. Es ist eine Art von Stumpfsinn an den Römern, daß sie ganz davon schweigen, als wäre es eben nicht der Rede werth; daß sie, mit solchen Denkmalen vor Augen, keine Folgerungen daraus zu ziehen wußten, und wohl gar die epikurische Lehre von der ursprünglichen Thierheit des Menschengeschlechts auch auf die ältesten Bewohner Italiens anwandten. Aber wir gestehen, Hrn. Niebuhrs Hypothese scheint uns die verzweiflungsvollste zu sein, welche sich irgend ersinnen läßt. Erliegen konnten die Erbauer solcher Festungswerke nicht unter dem Einbruche wilder Horden: denn ihre Städte waren unnehmbar, ausgenommen durch Aushungerung, und da bei der ersten Gefahr alle Kornvorräthe in diese sichern Zufluchtsörter gerettet werden konnten, so hatten die fremden Belagerer wohl eher Hungersnoth zu fürchten, als die Belagerten. Auch sehen wir, daß die Gallier sowohl im mittleren Etrurien als in Latium, ohne etwas zu unternehmen, an den so befestigten Städten vorbeigezogen sind. Wie soll also jenes von Hrn. N. vorausgesetzte Urvolk untergegangen sein? Durch eine Natur-Revolution? Welche seltsame Natur-Revolution wäre das, welche ein ganzes Menschengeschlecht bis auf die letzte Spur vertilgt, die Mauern aber hätte stehen laßen? Ferner: waren diese Mauern das Werk eines mächtigen weit verbreiteten Volkes, warum sind sie denn nicht über ganz Italien verstreut, sondern sämmtlich in einem engen Bezirk zusammengehäuft? Dieselbe Erscheinung findet sich wieder bei den cyklopischen Mauern im Peloponnesus. Es scheint demnach unwidersprechlich, daß die Inhaber dieser Festen in der historischen Zeit die Nachkommen ihrer Erbauer waren. Die meisten lagen im Lande der Herniker. Dieser Name bezeichnete aber nicht einen besonderen Volksstamm, sondern war bloß örtlich. Herna bedeutete in der Mundart der Sabiner und Marser saxa (cf. Serv. ad Aen. VII. 684. et Fest.); vermuthlich muß die daher abgeleitete Benennung nicht sowohl von der felsigen Beschaffenheit des Landes verstanden werden, als von der festen Lage der Städte auf Berggipfeln. Die Nachbarn der Herniker, die Aequer (Aequi,

Aequicoli oder Aequiculi, gens Aequicula), wurden ohne Zweifel im Gegensatze so genannt. Was ist nun so Unbegreifliches darin, daß hier einmal der Mittelpunkt eines Völkerbundes gewesen ist, der sich schon in der vorhistorischen Zeit aufgelöst und zersplittert hat? Oder der Sitz eines Königreiches, zu welchem einmal ein beträchtlicher Theil des mittleren Italiens gehörte? Denn am Ende waren solche Festungswerke doch nur eine Sicherungsanstalt, kein Werkzeug der Eroberung, noch weniger ein Mittel, entfernte Landschaften im Gehorsam zu erhalten. Ja, im Vertrauen auf den sichern Zufluchtsort konnten die Besitzer solcher Festen nach und nach weniger kriegerisch werden, als die Bewohner offner Dörfer, welche sich bloß auf die Stärke ihres Armes verließen. Zwar ist im alten Italien das Königthum immer nur Ausnahme; selbst die mythischen Angaben hierüber sind meistens verdächtig; städtische Gemeinwesen, die in losere oder festere Verbündungen zusammentraten, waren die allgemeine Verfaßung. Im Peloponnesus hingegen waren die cyklopischen Mauern unleugbar ein Werk der königlichen Macht. Der Sage nach fällt ihre Erbauung in das vierte und fünfte Menschenalter vor dem trojanischen Kriege. Proetus, König von Tiryns, soll die Cyklopen, die Werkmeister der Mauern, aus Lycien kommen laßen. Homerus berichtet dieß nicht, wiewohl er die Mauern von Tiryns kennt: aber er schildert den genauen Verkehr zwischen Proetus und seinem Schwiegervater, dem Könige von Lycien (Il. IV. 168. sqq.). Die Ueberlieferung ist also ächt und gültig, wie etwas dieser Art nur immer sein kann. Unsers Bedünkens steht das Dasein jener befestigten Hauptstädte, Mycene, Argos und Tiryns, im engsten Zusammenhange mit dem Vorrang Agamemnons unter den griechischen Fürsten. Zwar lag nur Mycene im unmittelbaren Gebiet Agamemnons; Diomedes und Sthenelus (dieser vom Geschlecht des Proetus) hatten Argos und Tiryns inne, aber ohne Zweifel unter der Oberhoheit des Pelopiden, denn es heißt von ihm:

Πολλῇσιν νήσοισι καὶ Ἄργεϊ παντὶ ἀνάσσειν,

und Argos bedeutet hier den Peloponnesus. Die andern dortigen Fürsten waren seine Vasallen. Lehensverhältnisse waren der griechischen Vorzeit nicht fremd: im Reiche im Priamus standen ebenfalls neun Fürsten unter dem Könige der Hauptstadt.

Auch in Griechenland spielte die Landschaft, wo noch jetzt die Trümmer jener unverwüstlichen Mauern zu sehen sind, in der historischen Zeit, als Athen und Lacedämon sich um die Oberherrschaft stritten, eine unbedeutende Rolle, gerade wie die Herniker in Italien. Die Macht wechselt nach den Verfaßungen und dem kriegerischen Unternehmungsgeiste, nach begünstigenden oder nachtheiligen Umständen: ein untergegangenes Urvolk brauchen wir weder dort, noch hier anzunehmen.

Die cyklopischen wie die etruskischen Mauern beweisen allerdings einige Grundlagen der Wißenschaft, und beträchtliche Fortschritte des Gewerbfleißes: Ueberfluß an eisernem Geräth; Ueberfluß an Zugvieh; weit gediehenen Ackerbau, um so viele Menschen und Lastthiere während einer langwierigen, nicht einträglichen Arbeit zu nähren. Was aber besonders daran hervorleuchtet, ist die Beharrlichkeit, der in eine Zukunft vorschauende Gedanke, das Bestreben, Werke für Ewigkeit zu stiften: lauter Züge der Vorwelt, wo sie unter priesterlicher Leitung stand. Priester waren ohne Zweifel überall die Urheber des Entwurfs, die Abmeßer der Anlage, die Werkmeister des Baues. Es ist wohl nicht nöthig, mit Hrn. R. knechtische Frohndienste zum Behuf der Ausführung vorauszusetzen: die Unternehmung wurde durch ein geheiligtes Ansehen empfohlen, und war zugleich höchst gemeinnützig. Im Peloponnesus findet sich außer den Mauern noch ein besondres Denkmal des Königthums, wovon im Latium bisher keine Spur bekannt geworden: die Thesaure, undurchdringliche Gebäude, mit Spitzgewölben aus horizontalen Steinlagen gebildet, und zur Bewahrung aller kostbaren Vorräthe bestimmt. (S. Gell Itinerary of Greece. 1810.) Der Name θησαυρός deutet auf eine vorhellenische Zeit, wo das Gold in Griechenland noch nicht χρυσός, sondern wie in Italien αὖρον hieß. Das älteste dieser Gebäude mochte jedoch von Priestern in Delphi erbaut sein. *)

*) Il. IX. 404. 405. Der λάϊνος οὐδός dürfte von einem solchen Gebäude zu verstehen sein, und nicht von der Schwelle des Tempels, innerhalb dessen die Schätze verwahrt worden wären. In dem heiligen Kriege gab diese Stelle der Ilias Anlaß zu einem seltsamen Mißverständniß. Cf. Diod. Sic. et Strabo.

Die vollkommene Aehnlichkeit der Bauart an den Mauern im Peloponnesus und denen im Latium berechtigt zu dem Schluße, daß sie dort und hier von verwandten Völkern, ja von verschiedenen Genoßenschaften eines und desselben Volkes errichtet worden, welche die Kunst schon aus ihren gemeinschaftlichen Ursitz in Asien mitgebracht haben. Unsre Leser finden vielleicht darin eine Bestätigung dessen, was oben über das eigentliche Wesen der Verwandtschaft zwischen den Italikern und den Stammvätern der Hellenen gesagt worden ist. Man darf wohl nicht schlechthin die cyklopische Bauart, aus unregelmäßigen Vielecken, für älter erklären als die etruskische, aus großen Parallelogrammen in horizontale Steinlagen geordnet. In beiden ruhten die Steine, gleich sorgfältig behauen und zusammengefugt, ohne Kitt unerschütterlich fest auf oder in einander. Man hat verschiedene Theile derselben Stadtmauern in beiden Bauarten ausgeführt gefunden (s. Gell). Cosa, die einzige Stadt in Etrurien, welche cyklopische Mauern hat, ist keine der ältesten. Oertliche Ursachen konnten die Gründer für die eine oder die andre Verfahrungsweise entscheiden. Jedoch ist es wahrscheinlich, daß die Festen im Latium schon bei der Einwanderung der Etrusker vorhanden waren, und ihren Eroberungen einen Damm entgegensetzten. Da nun die Etrusker vermuthlich ein oder zwei Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege eingewandert sind, so würde die Erbauung jener Festen in ein noch höheres Alterthum fallen, als im Königreiche von Argos und Mycene die Ueberlieferung sie angiebt. Auf jeden Fall sind die hernikischen und etruskischen Mauern in Italien und die pelasgischen im Peloponnesus das älteste Denkmal europäischer Kultur.

Wir setzen die den unsrigen geradezu entgegenstehenden Resultate dieses Abschnittes mit den eignen Worten des Verfaßers her. S. 113. "Das darf als historische Wahrheit behauptet werden, daß die Hauptvölker Italiens in ihren Sprachen grell von einander unterschieden waren, wie Celten und Deutsche, wie Iberer und Celten; obgleich es zweifelhaft ist, welche von denen, die abgesondert erscheinen, ob etwa die Ausoner und Sabeller, zu einem Geschlecht gehörten. Ihre Religionen, alle verschieden von der griechischen, waren es auch unter sich. Aber mehrere von diesen verschiedenen Nationen, die Latiner, Etrusker und Sabeller, hatten in einigen Hinsichten übereinstimmende

Einrichtungen, welche sie gesammt vor allen von den Griechen auffallend unterschieden.' — Wir wünschten, der Verf. hätte sich nicht der zweideutigen Ausdrücke 'Griechen' und 'griechisch' bedient. Meint er Hellenen und hellenisch, so hat er ganz Recht; allein wir haben schon gezeigt, wie jung der Name und die Sache ist. Die Religion und die geselligen Einrichtungen der italischen Völker waren von den hellenischen verschieden: aber auch von den pelasgischen? Kennen wir diese genugsam? Uebrigens dürften die Religions-Verschiedenheiten nur in der örtlichen Verehrung besonderer Schutzgottheiten bestanden haben, wie ja auch die ägyptischen Nomen in manchen Stücken einen verschiednen Götterdienst hatten. Die Etrusker scheinen stärker abzuweichen, vielleicht aber mehr in den Namen als in der Sache. Wenigstens nahmen die andern italischen Völker ihre heiligen Gebräuche willig an, und sie selbst huldigten frühzeitig den hellenischen Göttern.

'Die Latiner.' S. 117...141. Die Aboriginer machen in den Alterthümern Latiums viel zu schaffen; man weiß mit ihnen weder woher, noch wohin. Es wäre wohl das Beste, ihnen als einer leeren Einbildung einmal für allemal dreist den Abschied zu geben. Vermuthlich verdanken sie ihr Dasein dem Mißverständnisse eines Griechen, der von den Latinern gehört hatte, ihre Vorfahren hätten ab origine da gewohnt. Das Wort ist sprachwidrig gebildet: wie hieß denn der Singularis? ein Aborigo oder ein Aborigen? Das einfache Origines wäre schon unerhört als Benennung eines Volkes, sowohl der Benennung, als des weiblichen Geschlechts wegen; das Vorwort macht die Sache nur schlimmer: man bedenke, was aboriri and abortus bedeutet. Die Verdrehung ist Aberrigines, um ihren Namen von aberrare abzuleiten, ist um nichts beßer. Livius sagt, aus der Vermischung der Trojaner und Aboriginer sei das Volk der Latiner entstanden. Da nun aber erweislich niemals Trojaner im Latium sich niedergelaßen haben, so ist es klar, daß die Aboriginer nichts andres sind, als die Latiner selbst.

Hr. N. wünscht jedoch die Aboriginer zu retten, weil er das Lateinische als eine gemischte Sprache betrachtet. S. 117. 'Die Entstehung der lateinischen Nation durch die Verschmelzung eines den Griechen verwandten Stammes mit einem barbarischen altitalischen Volk, bewährt die Sprache, eben sowohl durch ihre Biegungen,

als durch die Worte.' Wir wären begierig hievon die Beweise zu sehen, und sind auf diesen Fall zur Widerlegung erbötig. Nach Hrn. N. waren die Aboriginer die barbarischen Autochthonen, und die Sikuler das den Griechen verwandte Volk, aus deren Vermischung die Latiner entstanden sein sollen. Er sagt S. 119.: 'Ich nenne, zur Unterscheidung, das Volk an der Tiber Sikuler, das önotrische aber Sikeler.' Dieß vollendet die Verwirrung: aus der verschiedenen Schreibung desselben Namens bei Griechen und Römern werden zwei Völker gemacht. Mit gleichem Recht könnte man zwei verschiedene Völker annehmen: die Deutschen und die Tedeschi; jene haben im Norden der Alpen gewohnt, diese in Italien ihr Wesen. — Wahrscheinlich ist die Bevölkerung Italiens zu Lande von Norden her erfolgt, und die einwandernden Völkerschaften haben sich dabei allmählich vorwärts gedrängt. Da nun die Sikuler bis zur südlichen Landspitze und endlich nach Sicilien gelangt sind, so müßen sie freilich die ganze Halbinsel der Länge nach durchzogen haben. Sie konnten also auch einmal im Latium wohnen, es konnte ein Theil von ihnen zurückgeblieben sein. Wie viel oder wenig nun aber die angeblich hievon nachgewiesenen Spuren gelten mögen, für Hrn. N.s Hypothese ist auf keinen Fall etwas damit gewonnen, denn die Sikuler waren, wie wir oben gesehen, ein so ächt italisches Volk, als irgend ein andres.

Der Name Latium dürfte sich befriedigender und natürlicher deuten laßen, als die Alten es gethan. Von Latium muß aber die Benennung der Bewohner, Latini, abgeleitet werden, nicht umgekehrt. Der Name war also nicht der eines besonderen Stammes, sondern, örtlichen Ursprungs, wurde er einem Staatenbunde zugeeignet. Der König Latinus ist nichts andres als die gewöhnliche Weise, ein Volk durch einen Königsnamen zu personificieren. So viel wir wißen, hat ein griechischer, jedoch alter, Dichter, welcher dem Hesiodus seine Verse unterschob (Theog. 1011...1015.), den Latinus zuerst ersonnen, und ihn eben so wohlfeilen Kaufs zu einem Sohn des Ulysses und der Circe gemacht. Das Königthum ist überhaupt im alten Latium sehr verdächtig. Man wußte dem Latinus keine Vorgänger auszumitteln: mit Mühe und Noth hat man endlich drei einheimische Götter herbeigeschafft, welche man in Könige verwandelte, den Saturnus, Picus und Faunus. Aber dem

italischen Glauben war die Abstammung der Menschen von den Göttern durchaus fremd. Auch keine Nachfolger hat Latinus gehabt, wie wir bald sehen werden.

Im Ganzen erkennt es Hr. N. wohl, wie willkürlich die Griechen in die italischen Alterthümer hinein und über sie weg gefabelt haben; im Einzelnen läßt er sich noch zu sehr mit ihren leeren Vorspiegelungen ein, in der Hoffnung darunter Spuren einheimischer Ueberlieferung zu entdecken. Dieß ist auch Heynen einmal begegnet. Den Evander giebt er zwar als eine leere Erdichtung auf (Exc. I. ad VIII. Aen.), vom Cacus sagt er aber: Fabula Italorum domestica fuit. Wie doch selbst den scharfen Forscher zuweilen sein Blick verlaßen kann! Die Geschichte von den rückwärts in die Höhle gezogenen Rindern ist aus dem Hymnus auf Hermes entlehnt; der Name des Räubers ist ganz griechisch, und zwar von einer Wurzel, die im Lateinischen gar keine Schößlinge getrieben. Cacus (κακός) ist der böse Mann, Evander der gute: man sieht, der Erfinder hat sich mit den Namen nicht sonderlich in Unkosten gesetzt. Von den Thaten des Herkules im Latium, von der Ansiedelung Evanders, urtheilt Hr. N. ganz richtig, sie seien spät-griechische Erfindung. Die letzte ist ohne Zweifel bloß auf die Verdrehung des Namens Palatium in den des arkadischen Ortes Pallanteum gegründet. Einige der Hügel, worauf Rom nachher erbaut ward, scheinen einheimischen Gottheiten geweiht gewesen zu sein: der nachherige kapitolinische dem Saturn, das Janikulum dem Janus, das Palatium oder mons Palatinus der Göttin Pales. Den mythographischen Antiquaren, welche schon eine arkadische Auswanderung des Oenotrus, siebzehn Menschenalter vor dem trojanischen Kriege verschluckt hatten, mochte es eine Kleinigkeit scheinen, an die weit spätere vom Evander zu glauben. Allein die Arkadier wohnten im Innern des Peloponnesus, sie berührten nirgends die Küste, Homerus bezeugt ausdrücklich, sie hätten nichts mit dem Seewesen zu schaffen gehabt, deswegen habe ihnen Agamemnon seine eignen Schiffe zu der Fahrt nach Troja geliehen. Und dennoch sollen Oenotrus und Evander nach dem fernen Italien geschifft sein! So lasen die Griechen ihren Homerus!

Einige Beispiele von gräcisierenden Deutungen mögen zeigen, was es für läppische Hirngespinnste waren. Ein Ort in Rom hieß

Argiletum von einer ehemaligen Thongrube (argila, argiletum, so wie dumetum, quercetum u. s. w.). Die Antiquare trennten das Wort, und machten Argi letum daraus: hier sollte ein Fremdling Argus umgebracht sein. Ein Wunder ist es nur, daß sie die Fabel von der Io und ihrem Wächter Argus nicht dahin versetzt haben. Jede Namens-Aehnlichkeit ward aufgehascht, noch öfter wurden die Namen der Personen selbst nach den Oertern ersonnen: dieß Vorgebirge sollte nach der Amme des Aeneas benannt sein, jenes nach seinem Trompeter; aber Trompeter gab es in der trojanischen Zeit noch gar nicht. Hinwiederum wurden die Namen, welche deutelnde Geographen den Inseln und Küsten nach ihren Einbildungen von den Irrfahrten des Ulysses beigelegt hatten, in der Folge die volksmäßige Benennung: so willigen Glauben fand jedes mythologische Vorgeben. Zu den Ansprüchen Roms und unzähliger andern italischen Städte auf einen griechischen Ursprung aus der Heroen-Zeit kam nun noch die Eitelkeit der Familien. Die Mamilier aus Tusculum leiteten ihr Geschlecht vom Telegonus, dem Sohne des Ulysses und der Circe, ab. Sie hätten billig etwas Zauberei verstehen sollen, um diese Anmaßung zu rechtfertigen, welche erst im litterarischen Zeitalter Roms aufgekommen sein kann, vom Livius aber mit seinem gewöhnlichen Mangel an Urtheil schon dem Schwiegersohn des zweiten Tarquinius zugeschrieben wird. (Liv. II. 49.) Aelius Lamia war stolz darauf, den menschenfresserischen Riesenkönig Lamus zum Ahnherrn zu haben, und Horatius hebt eine Ode an seinen Freund gefällig mit dieser antiquarischen Erörterung an.

'Aeneas und die Troer in Latium.' S. 125...141. Das so eben Bemerkte hat nahen Bezug auf diesen Abschnitt. Denn seit Julius Cäsar sich öffentlich auf der Rednerbühne gerühmt hatte, von der Göttin Venus abzustammen, wurde die *) Niederlaßung des Aeneas in Latium ein Glaubensartikel der politischen Schmei-

*) Sueton. Caes. c. 6. — Amitae meae Iuliae maternum genus ab regibus ortum, paternum cum Diis immortalibus coniunctum est. Nam ab Anco Marcio sunt Marcii Reges, quo nomine fuit mater: a Venere Iulii, cuius gentis familia est nostra. Est ergo in genere et sanctitas regum, qui plurimum inter homines pollent, et caerimonia Deorum, quorum ipsi in potestate sunt reges.

chelei. Im Zeitalter des Augustus möchte es bedenklich für einen Geschichtschreiber gewesen sein, die Sache kritisch zu beleuchten. Hr. N. sagt 'Niemand verwerfe die troische Sage schlechthin, weil auch Ilion eine Fabel, und eine Schiffahrt nach dem unbekannten Westen unmöglich gewesen sei.' — Daß die beschränkte Weltkunde der Griechen im homerischen Zeitalter, die Kindheit ihrer Schiffahrt noch so lange nachher, ein triftiger Einwurf gegen die Kolonie des Aeneas wie gegen alle ähnlichen sei, behaupten wir allerdings. Aber es giebt einen weit entscheidenderen Grund, sie zu verwerfen. Nicht das Dasein Ilions und den trojanischen Krieg gedenken wir abzuleugnen, wie es von Alten und Neueren mit Scharfsinn geschehen ist; im Gegentheil, wir würden fürchten bei den trojanischen Sagen allen geschichtlichen Grund und Boden zu verlieren, wenn wir uns nicht strenge an den Buchstaben der Ilias und Odyssee hielten. Die Prophezeiung Poseidons Il. XX. 307. 308.:

Νῦν δὲ δὴ Αἰνείαο βίη Τρώεσσιν ἀνάξει,
Καὶ παίδων παῖδες, τοί κεν μετόπισθε γένωνται,

kann nach allen Regeln der Auslegungskunst nur von einem nach der Zerstörung Ilions in der Troas selbst neu errichteten Reiche verstanden werden, nicht von dem traurigen Schicksale, landflüchtig umher zu irren, und endlich in der unbekannten Westwelt mit einem kleinen Haufen Geretteter unter Fremden eine Zuflucht zu finden. Das Haus des Priamus sollte untergehn, aber seine Herrschaft dem Geschlecht des Aeneas anheimfallen, weil er den Göttern immer gefällige Geschenke gab. Man lese die Stelle in ihrem ganzen Zusammenhange. Nur erfüllte Weissagungen machen in der Poesie ihr Glück: diese war gewiß erfüllt, ihre Erfüllung bestand noch im Zeitalter des Sängers, und zwar so, daß es seinen Zuhörern bekannt sein mußte. Die äolischen Ansiedelungen am Hellespont und in der Troas beweisen nichts hiegegen: sie beschränkten sich anfangs nur auf die Küste; um den Ida herum, wo ursprünglich die Stadt des Aeneas Dardania lag, konnte noch Raum genug zu einem troischen Fürstenthum sein. Verschiedene Stellen der Ilias machen es wahrscheinlich, daß die dort regierenden Aeneaden mit den benachbarten asiatischen Griechen in freundlichem Verkehr standen, ja daß Rhapsodien der Ilias an ihrem Hofe gesungen wurden. Wie

umständlich wird die Abstammung des Aeneas, und somit sein Recht an die Thronfolge erklärt (Il. XX. 208. sqq.)! Der Hymnus auf die Aphrodite, in welchem dieselbe Weissagung wiederholt wird, ist ganz so beschaffen, als wenn er einem Aeneaden zu Gefallen gedichtet wäre.

Was können nun gegen ein solches Zeugniß, das älteste und das einzig gültige, das wir haben, die Einfälle der Dichter und Mythographen ausrichten, welche sechs Jahrhunderte nach dem trojanischen Kriege und später, wie sie Alles willkürlich verwirrten, auch den Aeneas bald hier, bald dorthin auswandern ließen, und da sich nirgends eine wahrhafte Spur seiner Niederlaßung fand, ihn immer weiter nach Westen vorwärts schoben? Es wurde ihnen um so leichter, da sie alle Tempel der Aphrodite auf Vorgebirgen als Spuren einer Landung ihres Sohnes betrachten konnten. Schon Strabo sah es ein, daß jene Stelle der Ilias der gemeinen Ansicht widerspreche. Ohne Zweifel aus eben dem Grunde hat man, da die trojanische Abkunft der Römer allgemein angenommen, und ihre Weltherrschaft eine Thatsache war, den Text folgendermaßen verfälscht:

Νῦν δὲ δὴ Αἰνείω γενεὴ πάντεσσιν ἀνάξει

μεταγράφουσί τινες, sagt der venetianische Scholiast, *ὡς προθεσπίζοντος τοῦ ποιητοῦ Ῥωμαίων ἀρχήν*. Aus den Versen der Aeneïs III. 97.

> Hic domus Aeneae cunctis dominabitur oris,
> Et nati natorum, et qui nascentur ab illis,

ist es klar, daß Virgilius diese Verfälschung ebenfalls vor Augen hatte, und sie bereitwillig ergriff.

Unter den neueren Gelehrten haben Cluverius und Bochart die trojanische Kolonie im Latium verworfen, und Ryckius hat sie mit schlechten Gründen vertheidigt. Hr. N. äußert sich skeptisch darüber, und beschränkt dann selbst den Gegenstand seiner Untersuchung hierauf 'ob die troische Sage alt und einheimisch war, oder ob sie von den Griechen ausgegangen, und von den Latinern aufgenommen worden ist.' Er sucht das erste darzuthun; uns scheint hingegen das letzte ausgemacht.

Die allmähliche Entwickelung der Sage von den Irrfahrten des Aeneas, und ihre mannichfaltigen Abweichungen hat Heyne vortrefflich behandelt. Wenn Hr. N. S. 128. sagt: 'es scheine keine Ursache vorhanden, der Nachricht zu mißtrauen, daß Virgilius das zweite Buch der Aeneïs dem Pisander von Kamirus ganz nachbildete', so nimmt er auf diesen Vorgänger keine Rücksicht; denn Heyne hat ausführlich gezeigt, daß Virgilius nicht aus der Heraklea des alten Pisander schöpfen konnte, und daß die irrige Angabe des Macrobius vermuthlich auf einen Dichter gleiches Namens aus der Kaiserzeit zu beziehen ist (Exc. I. ad Lib. II. p. 282...289.). Die Rettung des Aeneas, und seinen Auszug aus der brennenden Stadt nach den Gebirgen zu, meldeten gewiß schon die ältesten Dichter, welche die Zerstörung Trojas besangen: denn dieses war dem Homerus gemäß. Von der Auswanderung des Helden aber nach dem Abendlande, nach Hesperien, scheint Stesichorus der erste Erfinder gewesen zu sein; derselbe Dichter, der gleichfalls gegen den Homerus behauptete, Helena sei niemals nach Ilion gelangt (Plat. Phaedr. c. 44.). Wenn man dieß erwägt, so wird die Frage ziemlich müßig, woher Stesichorus jenes Vorgeben genommen. Aus seinem Kopfe nahm er es, nach altem Dichterrecht. Hr. N. meint, die Sage sei wahrscheinlich entweder von den Elymern, oder aus Latium selbst zu den Sikelioten gekommen. Will man deswegen der Aussage des Stesichorus von der Auswanderung des Aeneas nach Westen einiges Gewicht beilegen, weil er aus Sicilien gebürtig war, so liegt die Beziehung auf die Elymer und Egesta am nächsten; ferner gab es eine vorgeblich trojanische Kolonie am Siris; von Troern im Latium ließ sich Stesichorus (vor der 56sten Olympiade) schwerlich etwas träumen. Vollends annehmen, daß ein hellenischer Mythus von den Latinern nach Sicilien gebracht worden, das heißt Holz in den Wald tragen. Wie hätten wohl die Priester von Lavinium oder die Römer überhaupt nur ahnden mögen, daß es jemals ein Troja gegeben, ehe ihnen diese Kenntniß mittelbar oder unmittelbar von den Griechen mitgetheilt wurde! Wir sagen mit Bedacht 'mittelbar'; denn es finden sich unverkennbare Spuren, daß die Römer die ersten Begriffe von hellenischer Mythologie, die Namen einiger Heroen, lange vor ihrem litterarischen Zeitalter durch die Etrusker überkommen hatten. Die früheste

amtliche Anerkennung des trojanischen Ursprungs von Seiten der Römer findet sich in der duilischen Inschrift (a. U. c. 495.), welche die Egestaner cocnatos popli Romani nennt, wofern diese Worte nicht zu den Ergänzungen des Giacconius gehören. Sind sie ächt, so hatten die Egestaner sich gewiß hierauf, als auf einen Grund der Bundsgenoßenschaft berufen, und die Römer ließen es gern gelten. In wie mannichfaltige Berührung mit den Griechen waren die Römer damals schon, unter andern durch den Krieg gegen Pyrrhus, gesetzt worden! Im Jahr der Stadt 454. brachte nach Varros Zeugniß P. Ticinius die ersten Barbierer aus Sicilien nach Rom; irgend ein Andrer mochte Fabeln eben daher holen; oder die Barbierer, von jeher ein geschwätziges Gewerbe, brachten auch die Fabeln gleich mit.

Eben so legt unsers Bedünkens Hr. N. zu viel Nachdruck auf die Nachricht des Timäus von den troischen Bildern aus Thon, den Penaten in Lavinium. Timäus war ja wegen seiner italischen Nachrichten übel genug berufen, und schrieb überdieß erst nach dem Kriege des Pyrrhus. So bald übrigens die Priester in Lavinium einmal erfahren hatten, daß ihre Bildchen etwas so Vornehmes wären, werden sie selbst es eifrig genug behauptet haben. Vielleicht war das artige Wunder mit der Sau und ihren dreißig Ferkeln von der Erfindung dieser Priester. Es liegt darin eine feine Anspielung auf den trojanischen Ursprung, welche hervorzuheben sich Virgilius wohl schämte: in der gemeinen Sprechart ward nämlich eine Sau troia genannt.

Wir folgern aus Obigem: das Märchen vom Aeneas ist, aller Wahrscheinlichkeit, ächten Sage und Geschichte zuwider, von griechischen Dichtern und Mythographen aufs Gerathewohl ersonnen worden; sehr spät, in Vergleichung mit dem trojanischen, ja mit dem homerischen Zeitalter; den Römern war die Annahme einer trojanischen Abkunft ursprünglich ganz fremd, seit dem Ende des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt wurde sie aber auch von ihnen selbst öffentlich anerkannt, und nun mochten die Geschichtschreiber und Antiquare zusehen, wie sie den verworrenen Handel leidlich in Ordnung brächten. Mithin fällt nun auch alles weg, was bis zur Erbauung Roms an die Niederlaßung der Troer im Latium geknüpft worden; es fällt weg, nicht nur als

wahrhafte Geschichte, sondern als einheimische unverfälschte Ueberlieferung.

'Alba.' S. 140. 141. Mit Recht urtheilt der Verfaßer, daß das Verzeichniß der Könige von Alba ein sehr junges und äußerst ungeschicktes Machwerk sei. Man hat sich nicht lange dabei aufzuhalten; diese Könige sind unter aller Kritik. Wir fügen nur dieß hinzu: es kann billig bezweifelt werden, daß Alba Longa jemals ein Königreich gewesen. Bei der ersten beglaubigten Begebenheit, wo Alba in der Geschichte erscheint, unter dem Tullus Hostilius, wird ein Diktator, Mettus Fufetius, als Oberhaupt der Albaner erwähnt. Sein Vorgänger, C. Cluilius, heißt beim Livius König. Wenn er es wirklich war, warum folgte ihm denn kein König nach? Oder wurde Alba im Lager vor Rom aus einem Königreiche in eine Republik umgestaltet? Vorsichtiger nennt Dionysius den Cluilius den obersten Befehlshaber. Die beiden Namen sind übrigens eben so ächt lateinisch, als die der Könige von der Dynastie der Silvier fremd und unächt.

'Rom. Verschiedene Sagen über die Gründung der Stadt. Romulus und Numa.' S. 142...167. Wenn Hr. Niebuhr S. 149. anhebt: 'Also lautete die alte römische Dichtung'; so würden wir statt dessen sagen: 'Also lautete der moderne griechische Roman'; und hiemit ist auch die ganze Verschiedenheit unserer Ansichten ausgesprochen. S. 146. 'Daß Fabius Pictor dem Diokles von Peparethus' (in der Erzählung vom Romulus und der Gründung Roms) 'gefolgt sei, ist gewiß nur Plutarchs Vermuthung.' Wie gedenkt Hr. N. dieß zu beweisen? Plutarchus drückt sich sehr bestimmt aus. Rom. c. 3. *τὰ μὲν κυριώτατα πρῶτος εἰς τοὺς Ἕλληνας ἐξέδωκε Διοκλῆς ὁ Πεπαρήθιος, ᾧ καὶ Φάβιος Πίκτωρ ἐν τοῖς πλείστοις ἐπηκολούθησε.* Plutarchus hatte die Bücher beider Schriftsteller vor Augen, er verglich noch viele andre; und seine Aussage wird dadurch um so wahrscheinlicher, daß auch Q. Fabius griechisch geschrieben hat (Dion. I. 6.). Der Satz wird umzukehren sein: daß es altrömische Heldengedichte gegeben, ist gewiß nur Hrn. Niebuhrs Vermuthung. Dieser zu Gunsten mußte das achtungswürdige Zeugniß des Geschichtschreibers verworfen werden, welcher unter allen auf uns gekommenen über die Alterthümer Roms am gelehrtesten gesammelt hat.

Die Sache verhält sich so. Nachdem den Griechen der Name Roms bekannt geworden war, wandten sie die erträumte Niederlaßung des Aeneas am tyrrhenischen Meere dieser Stadt zu, welche sie unmittelbar von ihm selbst oder seinen nächsten Nachkommen stiften ließen. Nach ihrer Weise erfanden sie eine Trojanerin oder Griechin Rhoma, einen Rhomos oder mit verlängerter Endung einen Rhomylos. Von diesem Rhomos hat man wenigstens zehnerlei Genealogien; doch stimmen alle früheren dahin überein, ihn in das erste oder zweite Menschenalter nach dem Aeneas zu setzen. Nun wurde man etwas näher mit der römischen Geschichte bekannt; eine große Thatsache, die Abschaffung des Königthums, stand chronologisch so ziemlich fest; vor dieser Begebenheit wußten die Römer nur wenige Könige zu nennen: man mochte ihre Regierungen noch so sehr in die Länge ziehen, so war damit der lange Zeitraum vom trojanischen Kriege her durchaus nicht auszufüllen. Man schob also Mittelglieder ein; die Verwandtschaft mit Troja wurde weitläuftiger, ungefähr wie zwischen Vettern nach der bretagnischen Mode, durch die Kolonien von Lavinium, Alba Longa und endlich Rom vermittelt. Die Erzählung des Diokles gründet sich auf die Ableitung von Alba: da er eine ganz andre Genealogie des Romulus gab, als die Aelteren, so schickte er ohne Zweifel auch die Reihe der albanischen Könige voraus, nur vielleicht nicht so genau entwickelt, als sie nachher, der Zeitrechnung zu Lieb, abgefaßt ward. Durch die verschiedenen Ableitungsformen desselben Namens hatte man sich mit zwei Stiftern Roms behelligt, und doch konnte man nur einen brauchen. Romus und Romulus waren in der That Zwillingssöhne, aber nicht des Mars und der Rhea, sondern des Namens Roma. Der, welcher eine Silbe mehr hatte, als der Stärkere, schlug natürlich seinen Bruder todt. Metuo sane, sagt Vossius, ne ex eo, quod alii a Romo alii a Remo conditam urbem scripserint, orta sit fabella de duobus fratribus Romo et Remo, cum unus idemque sit Romus et Remus. Er zweifelt jedoch wegen der verschiednen Quantität von Remus. Aber aus dem griechischen Ῥῶμος machten erst die späteren Römer Remus, vermuthlich um örtliche Namen ganz andern Ursprungs auf ihn zu deuten.

Es bietet sich hier die von Hrn. N. übergangene Frage über die wahre Etymologie des Namens Roma dar. Die Ableitung von

ῥώμη war den Vertheidigern des hellenischen Ursprungs eben so willkommen, als dem Stolze der Römer. Lateinisch aber ist sie schwerlich, was auch Vossius dafür sagen mag. Robur und robustus im Sinne der Stärke ist bildlich von der Härte des Eichenholzes übertragen; der Baum selbst hieß so von der röthlichen Farbe des Holzes; und dann ist robur noch weit von Roma. Weit natürlicher ist folgende Ableitung, welche auch schon einige Alte im Sinne gehabt (Heyne Exc. IV. ad Aen. VIII.). In der etruskischen Schrift, der ältesten der Römer, gab es kein O; die Schreibung war also unfehlbar RVMA, und ruma hieß mamma. Eine schickliche Benennung für eine Hügelgruppe in einer weiten fruchtbaren Ebne, gerade wie οὖθαρ ἀρούρης beim Homerus.

Aus allem geht hervor, nicht nur, daß Romulus niemals gelebt, sondern auch daß die Sage von ihm den Römern bloß von den Griechen angeschwatzt, und daß vor der Mitte, vielleicht vor dem Schluß des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt sein Name in Rom selbst noch nicht gehört worden war.

Daß die allgemein angenommenen Geschichten vom Romulus und Remus griechische Erfindung seien, wird ausdrücklich und glaubwürdig bezeugt; würde es aber auch nicht, sie tragen ein so unitalisches Gepräge, daß sie sich selbst kund geben. Nur eine vorgefaßte Meinung macht es begreiflich, wie dieß Hrn. Niebuhrs prüfendem Sinne entgehen konnte. Wir wollen einige der Hauptpunkte bemerken.

Es ist unerhört, daß der Name des Erbauers einer Stadt von dieser abgeleitet sei. Ueberall findet das Gegentheil statt, nicht nur in der beglaubigten Geschichte, wie bei Alexandria, Antiochia; sondern auch in der uralten Sage, z. B. Ilion von Ilos, Dardania von Dardanos, u. s. w. Roma kann aber durchaus nicht von Romulus abgeleitet werden: es müßte etwa Romulia heißen. Wie nun die Wurzel immer den abgeleiteten Wörtern vorangeht, so berechtigt dieß zu dem Schluße, daß der Name der Stadt älter sei, als der des angeblichen Stifters.

Ferner: zwei Namen, ein patronymischer oder Geschlechts-Name, der immer auf ius ausgeht, und ein eigner Vorname, das ist die alte lateinische, ja überhaupt die italische Sitte, wie Hr. N. richtig bemerkt (S. 114. u. 115.). Alle folgenden Könige Roms haben

zwei solche Namen, wie es die Regel erheischt. Auch die, welche als Zeitgenoßen des Romulus genannt werden, haben sie: Titus Talius, Hostus Hostilius, Mettus Curtius. Nur für den Romulus hat man keine zwei Namen aufzutreiben gewußt. Doch wir vergeßen: er hieß wohl Silvius, wie die albanischen Könige. Dann wäre also Romulus sein Vorname gewesen. Allein die lateinischen Vornamen sind bekannt; in geringer Anzahl werden sie unaufhörlich wiederholt. Warum käme denn der Name Romulus niemals weder bei Lateinern, noch bei verwandten Völkern vor?

Die Mutter des Romulus wird Rhea genannt, nach dem Namen einer hellenischen Göttin, der Mutter der Hestia oder Vesta, weswegen den griechischen Erzählern dieser unlateinische Name für eine Vestalin schicklich dünken mochte.

Die gesammte heroische Genealogie der Griechen war auf Liebeshändel der Götter mit den Fürstentöchtern gebaut. Der reineren italischen Religion war dieß fremd: hier waren Götter und Sterbliche so vollkommen geschieden, wie sie bei den Hellenen nach dem Ausdruck des Pindarus nur Ein Geschlecht ausmachten. Deswegen hatten die Italiker auch keine Helden-Mythologie.

Die Erzählung von der Aussetzung des Romulus, von seiner Erziehung unter Hirten, von der Wiedererkennung mit dem Großvater, ist sichtbar der Jugendgeschichte des Cyrus beim Herodotus mit den gehörigen Abänderungen nachgebildet.

Romulus soll ein Asylum eröffnet haben, um seine neue Stadt zu bevölkern. Die Sache war im alten Italien so unbekannt, daß es kein Wort dafür in der lateinischen Sprache gab, und Livius den griechischen Ausdruck hat beibehalten müßen. Wo die Priester mit einem gewaltthätigen kriegerischen Adel zu kämpfen haben, da wird das Recht der Asyle geltend gemacht, und kann wohlthätig wirken. Wo aber eine priesterliche Aristokratie ist, wie im alten Italien, wo der Priesterstand unbeeinträchtigt das höchste Ansehen im Staate besitzt, da wird er sich wohl hüten, ein Recht aufzubringen, welches die Götter zu Bundsgenoßen der Widerspenstigen machen würde.

Von der Apotheose des Romulus konnten die Römer sich erst in einem Zeitalter überreden laßen, wo ihr Götterdienst durch Vermischung mit dem griechischen ausgeartet war. Denn die italischen

Religionen wußten nichts von Vergötterung der Sterblichen. Quirinus war ohne Zweifel ein sabinischer Schutzgott, und seine Verehrung älter als Rom.

Eben so war Tarpeja vermuthlich eine örtliche Gottheit, die Lara des tarpejischen Felsen. Griechische Dichtung nach dem Muster so vieler Heldinnen, die in feindliche Heerführer verliebt geschildert werden, besonders der Scylla, ist ihre Liebe zum Tatius und ihr Verrath. Mit diesem läßt sich das jährliche Opfer, das ihr gebracht ward, nicht vereinbaren. Die goldenen Armspangen der Sabiner scheinen den Galliern abgeborgt zu sein; auch ihre Einnahme des damals noch nicht vorhandnen Kapitols erinnert an den von den Galliern versuchten Ueberfall.

Wie Hr. N. selbst bemerkt, ist der Name des Anführers der Caeniner, Akron, von dem Romulus die ersten spolia opima heimgetragen haben soll, ganz griechisch. Akron stammte vom Herkules ab: überall erkennt man die Hand der griechischen Erfinder.

Daß diese ihrer Erzählung manche wirklich alte und einheimische Namen und Anspielungen auf Religionsgebräuche einwebten, darf nicht geleugnet werden. Acca Larentia soll die Pflegemutter gewesen sein. Der Name ist gewiß ächt, aber er bezeichnet kein sterbliches Weib, sondern eine Göttin; sie war vermuthlich die Mutter der Laren. Akka heißt in der indischen Sprache Mutter, Larentia, das deutet sich selbst. Die Larentalien fielen auf den nächsten Tag nach den Kompitalien, welche den Laren gefeiert wurden.

Vielleicht wird man sich für das wirkliche Dasein des Romulus auf die in Rom vorhandenen Denkmale von ihm berufen: auf seine Statue unter denen der Könige im Kapitol, auf den ruminalischen Feigenbaum. Leider sagt Plinius nichts von dem Stile dieser Statuen, noch ob man am Saum der Gewänder Inschriften in etruskischen Buchstaben las. Die Statuen der letzten Könige mochten aus ihrem eignen Zeitalter sein, das hat nicht die mindeste Schwierigkeit. Wenn aber auch die Reihe der Bildnisse erst im sechsten Jahrhundert der Stadt nach den damals herrschenden Begriffen ergänzt worden war, so konnten die Statuen dem Plinius dennoch als sehr alt erscheinen, wegen der eigenthümlichen Strenge der etruskischen Kunstschule, oder weil man ein höheres Alter nachgeahmt hatte. Schwerlich wird man eine Spur finden, daß im

sechsten Jahrhundert schon griechische Künstler in Rom gearbeitet hätten; in diesen Zeitraum fällt eben der große Stillstand der Kunst in Griechenland selbst (Ol. 120...155.). Billig hätte Plinius erklären sollen, wie die von ihm für ächt gehaltenen Bildnisse aus Erz den beiden Bränden des Kapitols zur Zeit des Sulla und des Vitellius haben entgehen können. Was den ficus Ruminalis betrifft, so hätte dieser Baum ursprünglich nichts mit dem Romulus gemein, sondern war von Hirten der Göttin Rumia, der Beschützerin der Säuglinge, zu Ehren gesetzt (Varro de R. R. II. c. XI.). Es ist nicht unglaublich, daß schon frühzeitig das Bild einer Wölfin mit saugenden Knaben eben dieser Göttin geweiht war, entweder als ein ex voto, oder als ein Sinnbild ihrer Macht, auch die wildesten Thiere durch das Bedürfniß der Säugens zu zähmen, und daß Diokles daher den Anlaß zu seinem Märchen von der Aussetzung der Zwillingskinder nahm. Jener verehrte Baum sollte dem Augur Attius Navius bis in das Comitium nachgewandert, zugleich aber auch an seiner alten Stelle, am Abhange des palatinischen Hügels gegen den Tiber zu, geblieben sein. Plinius (XV. c. 18.) vermindert das Wunder in etwas, indem er hinzufügt: wenn der Baum verdorrt, so pflanzen sie einen andern.

Daß wir das Jahr und vielleicht das Jahrhundert der Stiftung Roms nicht wißen, muß wohl eingestanden werden; der Stiftungstag aber fiel mit den Palilien zusammen (S. 156.) auf den 21sten April. Haben wir nun hieran eine wahrhafte historische Erinnerung? Das älteste Rom, Roma quadrata, war auf dem Palatium erbaut. Da nun beim Feste der Pales die Hirten sich um diesen ihr geweihten Hügel versammelten, so konnte das Fest leicht auf die Gründung der Stadt bezogen werden. Die ländlichen Gebräuche gaben wohl auch den Begriff vom Hirtenleben des Romulus und seiner Genoßen.

Wie Hr. N. bemerkt, muß in den ältesten Schilderungen vom Raube der Sabinerinnen nur von dreißig geraubten Mädchen die Rede gewesen sein. Valerius Antias zählte deren 527, Juba 683. Diese Zahlen sind aus der Luft gegriffen, aber jene erste war widersinnig. Denn sie waren alle ohne Weiber, heißt es, den Romulus nicht ausgenommen: was verschlugen also dreißig Mädchen, wenn man nicht die Vielmännerei einführte? Indeßen giebt uns Livius

den Schlüßel an die Hand. Um die sabinischen Frauen zu trösten, sollen nach ihren Namen die dreißig Curien benannt sein. Die geraubten Sabinerinnen waren also vermuthlich nichts andres, als die weiblichen Namen der Curien selbst, in lebendige Wesen verwandelt.

Bei der Erzählung vom Raube der Sabinerinnen wird allerdings vorausgesetzt, daß die ersten Bewohner Roms ein zusammengelaufnes Gesindel waren, denen niemand seine Töchter zur Ehe geben wollte. 'Als Kolonie von Alba', sagt Hr. N., 'hätte Rom mit allen Latinern Connubium für alle Bürger gehabt.' Allein hieraus folgt nicht, 'daß die älteste Sage Rom gar nicht als eine eigentliche Kolonie Albas und eine latinische Stadt betrachtete.' Es beweist nur, daß der erste Erfinder seiner eignen Voraussetzungen nicht eingedenk war. Läßt er doch auch den Romulus sein Erbrecht auf das Königreich Alba vergeßen, welches von der Geschichte seiner Kindheit ganz unzertrennlich ist. Der Faden des ungeschickt gesponnenen Märchens ist überall brüchig. Der Raub der Sabinerinnen hängt so genau mit den rohen Hirtengesellen des Romulus und mit dem Asylum zusammen, daß wir nicht umhin können, ihn ebenfalls für ein Stück von dem Roman des Diokles zu halten.

In der Fülle der Macht und des Reichthums mochte den Römern die vermeinte Niedrigkeit ihrer Vorfahren eben durch den Gegensatz schmeicheln; den strengen Patriciern der ersten Jahrhunderte hätte der Fleck einer mehr als zweideutigen Herkunft schwerlich behagt. Die Art, wie Romulus einen Senat erschafft, ist im Sinne der griechischen Demokratien gedacht, wo alle zu den Stellen wahlfähig waren. Wer mit den altitalischen Verfaßungen bekannt war, mußte wohl wißen, daß es unmöglich gewesen sei, Patricier zu machen, d. h. Leute zu Mitgliedern einer erblichen Priesterschaft zu erheben, die nicht schon in ihrer Vaterstadt dazu gehörten; eben so unmöglich, als es dem mächtigsten Monarchen Indiens sein würde, Braminen zu machen. Auf der Unmöglichkeit, anders als durch Geburt ein Patricier und folglich zu den höchsten Würden im Staat ausschließlich berechtigt zu sein, beruht ja die ganze ältere Geschichte der römischen Republik. Der Glaube an das Gegentheil, an die Erschaffung eines Patriciats durch die Willkür der Könige, konnte

in Rom erst Eingang finden, als längst aller politische Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern erloschen war.

S. 163. 'Die Eroberung von Fidenä' (durch den Romulus) 'wird fast genau so erzählt, wie die Einnahme derselben Stadt im Jahr 328., eine Uebertragung der Vorfälle aus der schon historischen Zeit in die mythische, welche im weitern Fortgang dieser Geschichte häufiger erscheinen wird.' Diese Bemerkung ist lichtvoll, in ihrer umfaßenden Anwendung äußerst wichtig, und so viel wir wißen, Hrn. Niebuhr eigenthümlich. Bei der Dürftigkeit an Thatsachen werfen die Geschichtschreiber, um die Lücken auszufüllen, wirkliche Begebenheiten in eine ältere Zeit zurück: von den verschiedenen Exemplaren derselben Erzählung ist dann die letzte als das wahre Original, die angeblich frühere als die Kopie zu betrachten. Die römischen Geschichtschreiber rechneten wohl auf die Vergeßlichkeit ihrer Leser bei der unendlichen Langenweile, welche die kleinen Kriege Roms einflößen. Mit Fidenä aber scheinen sie es gar nicht satt zu werden, sie laßen es dreimal erobern: einmal vom Romulus, zweimal im Jahre Roms 320., endlich im J. 328.; und doch soll es eine wohlbefestigte und durch Sturm nicht einzunehmende Stadt gewesen sein. Wenn sie es hatten, warum behaupteten sie es denn nicht beßer?

Der Krieg des Romulus gegen Veji ist eben so willkürlich erfunden, als die Eroberung von Fidenä. Die Vejenter sollen einen Landstrich und Salzwiesen an der Mündung des Tibers abgetreten haben. Die Einrichtung der Salzwerke, so wie die Gründung von Ostia wird mit beßerem Grunde erst dem Ancus Martius zugeschrieben.

Was bleiben nun dem Romulus für Thaten übrig? Nichts als der bettelhafte Krieg gegen Antemna, Crustumerium und Cänina, wobei noch die spolia opima des herkulischen Akron abgerechnet werden müßen; dann die Raufereien mit den Sabinern zwischen dem palatinischen und kapitolinischen Hügel. Es verlohnte sich wohl der Mühe, um solcher Thaten willen jemanden unter die Götter zu versetzen! Zwar, da man einen Romulus hatte, konnte man ihn nicht wie ein stummes Bild vorüberführen, man mußte ihm irgend etwas andichten. Man sieht, wie kümmerlich dieß für die acht und dreißigjährige Regierung eines rastlos kriegerischen Königs geleistet worden.

Hrn. Niebuhrs Abschnitt vom Numa S. 165...167. ist sehr kurz und unvollständig. Er erzählt das Hergebrachte nach, ohne sich bestimmt zu äußern, was eigentlich davon zu halten sei. Wir erwarteten hier eine Untersuchung über die Bücher des Numa, die gleich beim Tullus Hostilius auf eine bedeutende Weise erwähnt werden; über die in einer Kiste im Jahr a. U. c. 573. ausgegrabenen, welche der Senat mit beispielloser Barbarei verbrennen ließ: zum Beweise, daß die Römer in diesem schon halb litterarischen Zeitalter nicht nur von ihren eignen Alterthümern nichts wußten, sondern auch nichts wißen wollten.

Mit dem Numa hat es unsers Bedünkens eine ganz andere Bewandtniß, als mit dem Romulus. Die Sage von ihm ist alt und einheimisch, aber er scheint nicht ein wirklicher Mensch, sondern ein allegorisches Wesen zu sein, wie der Tages der Etrusker, der Manu der Indier. Numa bedeutet eben die göttliche Eingebung im menschlichen Gemüthe. Daß die allgemeinen Einrichtungen und heiligen Gebräuche, welche im zugeschrieben werden, weit älter sind, als man seine Lebensjahre in der Zeit geordnet hat, leuchtet ein. Was bliebe also für seinen Wirkungskreis übrig? Er gab Gesetze, die schon vorhanden waren. Die vorgebliche Schülerschaft beim Pythagoras beweiset, daß auch in den Geschichten vom Numa die Griechen ihre Hand hatten, und ihn gern in einen hellenischen Philosophen umgekleidet hätten. Jedoch liegt hierin eine Ahndung des Wahren: denn Pythagoras wollte den Götterdienst seines Volkes zu der reineren Quelle morgenländischer Ueberlieferung zurückführen, welche in Italien noch ungetrübt floß.

Die Gesetzgebung Numas im Ganzen ist nichts andres, als die älteste Religions-Verfaßung Roms. Es werden aber besondere Gesetze von ihm angeführt, deren Hr. N. nicht erwähnt, wiewohl sie ungemein merkwürdig sind: die Anordnung von Zünften der Handwerker (Plin. XXXIV. c. 1. et XXXV. c. 12.), ein Gesetz zur Beförderung des Weinbaues (Plin. XIV. c. 12.), ein andres gegen den Luxus beim Genuß der Seefische, und gegen deren Vertheurung (Plin. XXXVII. c. 2.). Diese sehr alten Angaben beweisen den frühen Wohlstand Roms, und seine Fortschritte im Gewerbfleiße, und stehen im schneidendsten Widerspruche mit den Schilderungen von dem wüsten Leben und der hirtlichen Armut unter Romulus. Ist

die Berufung auf den Numa in den priesterlichen Büchern auch nicht wörtlich zu nehmen, so folgt daraus wenigstens, daß man keine späteren historischen Urheber jener Gesetze anzugeben wußte.

Auch vom Mamurius Veturius, dessen Name in der Ueberlieferung mit dem des Numa gepaart wird, redet Hr. N. nicht. Wir hätten von diesem fabelhaften Dädalus der italischen Kunst eine neue Deutung vorzulegen, wenn es hier nicht zu weit führte.

'Anfang und Art der ältesten Geschichte.' S. 168...180. Hr. N. gründet in diesem Abschnitte auf die Angabe der sibyllinischen Bücher, das erste Säkularfest nach Verbannung der Könige sei a. U. c. 298. gefeiert worden, eine Vermuthung über die älteste Zeitrechnung Roms. Ein römisches Säkulum begriff 110 Jahre; wird nun der Regierungs-Antritt des Tullus nach Eusebius auf das J. d. St. 78. bestimmt, so wären von daher bis zu der gemeldeten Säkularfeier zwei Säklen verflossen. Die Regierungen des Romulus und Numa nimmt Hr. N. jede zu 38 Jahren an, wozwischen das Jahr des Interregnums fällt. Die Zahl der Nundinen oder achttägigen Wochen des cyklischen Jahres der Römer war 38; jene Zeitbestimmung habe also eine allgemeine sinnbildliche Bedeutung nach gewissen Zahlenverhältnissen. Dieß dünkt uns etwas gezwungen: man sieht nicht recht ein, was Jahre als Nundinen gerechnet mit der säkularischen Meßung gemein haben. Wir würden aus der Angabe der sibyllinischen Bücher einen ganz andern Schluß ziehen, nämlich daß Rom entweder 32 oder 142 Jahre früher gegründet worden, als nach der gewöhnlichen Zeitrechnung. Denn wenn man diese Zahlen zu 298 hinzurechnet, so kommen 330 oder 440 Jahre heraus, also gerade drei oder vier Säklen. Und die letzte Annahme stimmt wunderbar mit einem sehr alten und merkwürdigen Zeugnisse überein. Ennius sagt:

> Septingentei sunt paullo plus aut minus anni,
> Augusto augurio postquam incluta condita Roma'st.

Ennius lebte zwischen den Jahren d. St. 515...585. Wenn er nun obige Zeilen um das 560. schrieb, so rechnete er gerade 140 Jahre mehr für die Dauer Roms als Varro. Hr. N. sucht diese Angabe folgendermaßen auf die gewöhnliche Zeitrechnung zurückzuführen. S. 204. 'Es waren cyklische zehnmonatliche Jahre, von denen Ennius bis auf seine Zeit ungefähr 700 zählte, welche ihm Varro

als einen argen Fehler verweist. Aber 700 cyklische Jahre sind ungefähr 583 bürgerliche, und im Jahr 582 schrieb der Greis das letzte Buch seiner Annalen.' Allein wie kam Ennius dazu, nach zehnmonatlichen Jahren zu rechnen, die längst außer dem Gebrauche waren? Seine Leser mußten ihn mißverstehen. Oder war er selbst in einem Mißverständnisse begriffen? Dann müßte man annehmen, irgend ein Chronolog hätte vor ihm die ganze Dauer Roms bis zur damaligen Zeit nach jenen cyklischen Jahren berechnet, welches bei der tiefen Unwißenheit der Römer über die Beschaffenheit und Bedeutung ihres eignen alten Kalenders kaum glaublich ist. Ferner giebt Varro nicht an, in welchem Buch der Annalen obige Verse standen: dem Inhalte nach scheinen sie vielmehr zum ersten als zum letzten zu gehören. Es ist demnach nicht wahrscheinlich, daß Ennius sie so kurz vor seinem Tode geschrieben. Wie dem auch sei, immer bleibt eine beträchtliche Lücke: und wie ist diese auszufüllen? Wir behalten nur fünf wahrhaft historische Könige; ihre Regierungen sind schon ungebührlich hoch angeschlagen. Daß einige Könige in Vergeßenheit gerathen sein sollten, ist nicht glaublich. Da wir einmal bei dieser Untersuchung in dem Falle sind, dem ganzen Alterthum ins Angesicht zu widersprechen, so wir uns nicht scheuen, auch hierüber mit unsrer Meinung hervorzutreten. Wie, wenn Rom anfangs eine Republik gewesen, und das Königthum erst nach Verlauf einer geraumen Zeit eingeführt, ja auch nachmals noch öfter unterbrochen worden wäre? War Rom als ein gemeines Wesen entstanden, so wird es begreiflich, warum die Römer keinen persönlichen Stifter zu nennen hatten, und sich darüber erst bei den Griechen Raths erholen mußten. Es würde weitläuftig sein, die mannichfaltigen Gründe für obige Vermuthung zu entwickeln: den Kennern werden sie sich schon von selbst darbieten.

S. 175. 'Aus dem ganzen Zeitalter der Könige werden an Urkunden nur Servius Tullius Bündniß mit den Latinern, und das Bündniß des letzten Tarquinius mit den Gabiern erwähnt.' Die Angabe ist nicht vollständig, denn Horatius sagt:

— — — — foedera regum
Vel Gabiis, vel cum rigidis aequata Sabinis,

und er konnte des Verses wegen eben so bequem setzen: cum priscis aequata Latinis. Welcher König den letztgenannten Vertrag geschloßen hatte, wißen wir freilich nicht.

Alle archivarischen Urkunden aus den ersten Zeiten der Republik, wovon wir irgend wißen, stehn, wie schon Beaufort vor unserm Verfaßer bemerkt hat, mit den hergebrachten Erzählungen in durchgängigem Widerspruch; mit den Fasten der Priester steht es auch mißlich aus: Hr. N. nimmt also, um einen Halt für die Geschichte der ersten vier Jahrhunderte zu finden, seine Zuflucht zu den epischen Gedichten der Römer, worüber schon oben das Nöthige erinnert ward. S. 179. 'So alt wie der epischen Lieder Grundstoff unstreitig war, so scheint die Form, worin sie bestanden, und ein großer Theil ihres Inhalts, doch viel jünger als die ersten Zeiten der Republik. Wie die pontificischen Annalen die Geschichte für die Patricier verfälschten, so herrscht in dieser ganzen Dichtung plebejischer Sinn, Haß gegen die Patricier, und sichtbare Spuren, daß, als sie geschrieben wurden, mehrere plebejische Geschlechter schon groß und mächtig waren.' Daß diese Geschichten erst damals, nämlich nach dem fünften Jahrhundert der Stadt, in eine geordnete Erzählung gebracht worden, hat seine Richtigkeit; nur daß es in dichterischer Form geschehen, leugnen wir. Jener plebejische Sinn erklärt sich hinreichend aus den demokratischen Begriffen der Griechen, welche bei der Geschichtschreibung Roms zuerst das Wort geführt hatten. Was auf die Anmaßungen einzelner plebejischer Geschlechter sich bezieht, ist ohne Zweifel am spätesten aufgekommen. Lucius Junius, der erste Konsul, soll ein Plebejer gewesen sein. Dieß ist geradehin unmöglich: die Geschichte der folgenden anderthalb Jahrhunderte würde dadurch sinnlos werden. Allein die plebejische Familia Junia wollte ihn zum Ahnherrn haben, und Cicero willfahrte hierin gern seinem Freunde Marcus Brutus.

'Muthmaßungen über Rom vor Tullus.' S. 181...183. Alles deutet bei Rom auf etruskischen Ursprungt, sagt Hr. N.; doch beschränkt er dieß sogleich durch Anerkennung einer frühen sabinischen Niederlaßung. S. 183. 'Alles dieses ist vorhistorisch. unlateinisch, älter als Roms lateinischer Charakter. Diesen empfieng es erst von Tullus an, durch die Vereinigung mit Alba unter ihm, und durch die gewaltsame Aufnahme so vieler Latiner unter seinen Nachfolgern, so daß die älteren Einwohner mit ihnen verschmolzen ganz Latiner wurden, und ihre Sprache den späteren vollkommen unverständlich, wie die Lieder der Salier und

Arvalen, welches den Untergang der historischen Verzeichnungen jener Zeit erklärt.'

Wir sind darüber mit dem Verfaßer einverstanden, daß Rom aus vermischten Bestandtheilen erwachsen ist, doch möchten wir gleich bei der ersten Stiftung lateinische Ansiedler voraussetzen. Die Etrusker walteten unstreitig vor bei der bürgerlichen und heiligen Gesetzgebung, durch priesterliches Ansehen, Wißenschaft und Reichthum. Aber die Zahl ihrer Geschlechter war wohl zu klein, um auf die Sprache einen bedeutenden Einfluß zu haben. Sabiner und Latiner waren gewiß in jener Zeit kaum noch durch die Mundart verschieden. Nichts berechtigt uns anzunehmen, daß die gemeinsame Sprache in Rom vor Tullus eine andre als die lateinische war. In Absicht auf die Lieder der Salier hätte sich Hr. N. aus dem Varro des Gegentheils überzeugen können. Sie waren lateinisch und nur durch die Veraltung unverständlich geworden. (Varr. de L. L. VI. — — — ad initium Saliorum, quo Romanorum prima verba poetica dicuntur Latina. Die ganze Stelle ist nachzusehen.) Und ist etwa das Gebet der Feldpriester, das wir haben, nicht auch lateinisch? Wenn die Auslegung nicht ganz gelingen will, so mag dieß von der Unrichtigkeit des Textes herrühren. Wie leicht konnten beim Abschreiben veralteter Gebetformeln Versehen vorfallen!

'Die Aera von Gründung der Stadt. Ueber den Säcularcyklus.' S. 183...206. Diese Abschnitte sind voll von scharfsinnigen Zusammenstellungen, und verdienen von allen Chronologen und Geschichtforschern der Astronomie aufmerksam erwogen zu werden. Der Verfaßer gegenwärtiger Anzeige ist mit den eben genannten Fächern nicht vertraut genug, um auf seine Zweifel über eins und das andre einiges Gewicht zu legen. Die Aufschlüße, welche Hr. N. giebt, sind überraschend und in sich zusammenhängend. Indem er das alte Jahr der Römer von 304 Tagen, in 38 Nundinen und 10 Monate eingetheilt, für ein cyklisches erklärt, deßen Zweck war, dem bürgerlichen Mondschaltjahr zur Korrektion zu dienen, bringt er heraus, daß die Etrusker das tropische Jahr auf 365 Tage 5° 40' bestimmt hatten. Dieß würden einen hohen Begriff von der Wißenschaft dieses Volkes geben: vielleicht nicht sowohl von der erworbenen als von der angeerbten; und die letzte Voraussetzung ist für die Geschichte der Etrusker selbst, und für

die des ältesten Menschengeschlechts überhaupt noch merkwürdiger, als die erste.

'Die Könige Tullus, Ancus und L. Tarquinius.' S. 206...209. Daß in Hrn. Niebuhrs Augen der Krieg gegen Alba, und der Kampf der Horatier und Kuriatier ein vollkommnes Heldenlied ist, stand zu erwarten. Eine alte volksmäßige Sage war es allerdings: davon zeugten der kluilische Graben, die Grabmale der Kämpfer und der schwesterliche Balken (Sororium tigillum). Die Geschichten vom Tell leben noch jetzt nach fünf Jahrhunderten in der schweizerischen Volkssage, und doch haben die alten Schweizer keine Heldengedichte gehabt.

Aus sehr starken Gründen vermuthet Hr. N. S. 210. 'daß Alba von den Latinern und nicht von Rom zerstört ist, und die Albaner, welche sich nach Rom wandten, dort als Flüchtlinge Aufnahme gefunden haben.' Es ist sonderbar, daß die Römer, hier und in andern Fällen, ihren Vorfahren erlogene Frevelthaten aufbürden. Denn wenn Rom eine Kolonie von Alba war, so mußte die Schleifung dieser Stadt nach der Denkart der gesammten alten Welt als ein wahrer politischer Muttermord betrachtet werden. Auch ohne diese Rücksicht bleibt die Geschichte höchst empörend. Mochte Mettus Fufetius ein Verräther sein, was hatten hiebei die Albaner verschuldet?

Ueber den wahren Mutterstaat Roms bringt Hr. N. erst in den Zusätzen zum ersten Bande eine später gefaßte Vermuthung vor: es sei nämlich das etruskische Cäre. Er nennt dieß allzu bescheiden eine vermeßene Hypothese; unsers Bedünkens erhebt sie sich fast zu historischer Gewißheit, durch das sonst unbegreiflich friedliche Verhältniß gegen einen benachbarten, reichen, und wenigstens zu Lande gar nicht kriegerischen Staat; durch die Wegführung der Heiligthümer Roms nach Cäre bei dem gallischen Einbruch; endlich durch das uralte cäritische Bürgerrecht. Ein einzigesmal (a. U. c. 401.) hat Rom gegen Cäre den Krieg erklärt, aber ihn nicht geführt. Es ließe sich noch Manches anführen. Nur auf die bekannte Ableitung von Caerimonia möchten wir nicht eben viel Nachdruck legen, weil die Schreibung des Wortes schwankend, und somit auch die wahre Wurzel zweifelhaft ist (cf. Voss. Etymol.). Hingegen der Name Quirites läßt sich wenigstens eben so bequem nach der alten

breiteren Aussprache von CAIRE ableiten, als vom sabinischen Cures Dem Stolze der späteren Römer konnte diese Herkunft nicht zusagen, unter andern auch wegen der Verachtung der cäritischen Tafeln, als die Einschreibung in diese eine censorische Beschimpfung geworden war. Ueberdieß gehörte die Abstammung von Alba zu der trojanischen Fabel.

Mit vollkommenem Recht, wie uns dünkt, verwirft Hr. N. die griechische Abstammung der Tarquinier. S. 116. 'Weit wahrscheinlicher ist es, daß Tarquinius ein rein etruskischer Großer war, welcher mit einer Menge Klienten nach Rom zog.' Wenn Herodotus oder Thucydides berichtete, bei der Parteiung der Kypseliden habe sich ein Korinthier Demaratus nach Etrurien gewandt, so wäre es etwas andres. Allein wo mag jener Name zuerst vorgekommen sein? Ohne Zweifel bei den griechischen Geschichtschreibern Roms, einem Timäus oder Diokles von Peparethus. Daß die Römer, welche nicht einmal den wahren etruskischen Namen ihres Königs wußten, sondern ihn schlechthin den Lucumo, d. h. den vornehmen Mann aus der Stadt Tarquinii, nannten, den Namen seines griechischen Vaters nicht auf uns gebracht haben, leuchtet von selbst ein. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß ein vertriebener Korinther von edler Geburt und großem Reichthum Etrurien sollte zum Aufenthalt gewählt haben, da sich ihm so viele nähere hellenische Zufluchtsörter darboten. In Etrurien konnte ein Fremder zu nichts gelangen; und eben dieser Grund, der für die Auswanderung des Lucius Tarquinius angeführt wird, mußte gegen die Einwanderung seines Vaters entscheiden. Was aber die ganze Sache noch am verdächtigsten macht, ist der Name. Es ist wirklich einmal ein Demaratus auf eine merkwürdige Weise ausgewandert: er war ein vertriebener König von Sparta, gieng zu den Persern, und fand beim Darius gastfreie Aufnahme (Herodot. VI. c. 70.). Daß der Korinthier Demaratus die Buchstabenschrift und die bildende Kunst durch die mitgebrachten Künstler Eucheir und Eugrammos (Guthand und Gutzeichnung) in Etrurien eingeführt, ist vollends spätere Ausschmückung. Man sieht, wie die griechischen Geschichtschreiber alles hellenisierten. Die Regierung der Tarquinier hat einen Glanz und eine Bildung, welche ihrem Vorgeben Schein gab; und die Römer mochten wohl gern der Demüthigung los sein, drei Königen aus einem seitdem

unterjochten Volk gehorcht zu haben. Verhehlten sie doch auch die etruskische Herkunft des Servius Tullius.

'Roms älteste Verfaßung, und wie Tarquinius der Alte sie änderte. Tarquinius des Alten Ende und Servius Tullius. Servius Tullius Gesetzgebung. Fernere Geschichte von Servius Tullius.' S. 219...295. In diesen Abschnitten geht Hr. N. in tiefe Untersuchungen ein, über die verschiedenen Stände und Eintheilungen des Volkes, über die Vermögens-Schätzung, das Steuerwesen u. s. w., wobei sich sein forschender Geist in voller Stärke zeigt. Nur ist er nicht überall bis zu klaren Ergebnissen hindurchgedrungen, oder hat sie nicht ausgesprochen; jenes war bei so dunkeln Gegenständen oft wohl nicht möglich. In der römischen Verfaßung sind durchgehends die alten Namen geblieben, während das Wesen der Sache sich durchaus verändert hatte, und nicht nur Geschichtschreiber, sondern auch Staatsmänner Roms waren in der Geschichte ihres eignen Staatsrechts unbewandert, und beurtheilten die alte Zeit nach Begriffen der ihrigen. Zu den Hauptsätzen des Verfaßers gehört es, daß er gegen die hergebrachte Meinung die Klienten der Patricier gänzlich von den Plebejern trennt. Nach ihm waren die Klienten nicht Plebejer, und die Plebejer nicht Klienten; die Klienten erbunterthänige Vasallen der Patricier, die Plebejer nichtpatricische freie Landeigenthümer. Erst seit der Gesetzgebung der zwölf Tafeln seien die Klienten in die plebejischen Bürgerrechte eingetreten, und das Verhältniß der Klientel habe sich allmählich gemildert. Unter andern ist auch die Etymologie dieser Ansicht günstig, denn clientes heißt die Gehorchenden. (Von cluo, κλύω; in vielen Sprachen sind die Benennungen der Unterwürfigkeit vom Hören entlehnt.) Daß der Ritterstand ursprünglich nicht das war, was er im Fortgange der Republik ward, ein Vermögensadel, ist erweislich. Aber was waren denn die alten Rittercenturien mit ihren etruskischen und von den Römern verkehrt gedeuteten Namen der Ramnes, Tities und Luceres? Waren sie etwa nichts anderes als die patricische Jugend? Oder waren die Ritter nicht Patricier, sondern ein kriegerischer Adel neben dem priesterlichen? Nach Hrn. N. waren die von Tarquinius dem Alten gestifteten Rittercenturien plebejisch. Aber gründete dieß nun einen Erbadel? Hatten die Söhne der Ritter einen Anspruch auf die Stellen ihrer Väter, die ja schon bei zunehmendem Alter

austreten mußten? Oder ergänzten die Konsuln und dann die Censoren die Rittercenturien willkürlich aus den reicheren plebejischen Geschlechtern? — Die Deutung des Namens Tities als der dritte Stand, S. 227., ist schwerlich zu billigen. Das R in tres gehört wesentlich zur Wurzel: versetzt konnte es werden, wie in ter, tertius, aber nicht ausfallen. Wir kennen hievon kein einziges Beispiel in allen den Sprachen, welche die indischen Zahlwörter haben, und zu denen ohne Zweifel auch die etruskische gehörte. In der Anmerkung S. 225. giebt Hr. N. noch einige andre Etymologien, die uns mit einer skandinavischen Hypothese über die italischen Alterthümer bedrohen, nachdem die celtische glücklich ausgetrieben worden ist.

Daß die Komitien der Kurien nur die Gemeinde-Versammlung der Patricier waren, so wie der Senat ein Rath der Aeltesten aus ihnen, glauben wir mit dem Verfaßer. Im ersten Theile schwankt er noch und nimmt an, schon von den Königen seien die Plebejer, dann von den Patriciern ihre eignen Klienten in den Kuriat-Versammlungen zugelaßen worden. Th. II. S. 35. nimmt er dieß entschieden zurück. Daraus, daß die comitia curiata ausschließend patricisch waren, erklärt sich ihr frühes Erlöschen, und ihre Beibehaltung als religiöse Förmlichkeit für gewisse Gegenstände. Das ist indessen gewiß, daß ursprünglich nicht bloß die patricischen Geschlechter, sondern alle römischen Bürger in die dreißig Kurien vertheilt waren. Vermuthlich in Absicht auf gottesdienstliche Verpflichtungen und Befugnisse (Ovid. Fast. II. 527...532.). Aber zur Zeit des Augustus und wohl lange vorher wußten die Ungelehrten nicht, zu welcher Kurie sie gehörten. Stultaque pars populi, quae sit sua curia, nescit. Es bleiben hiebei manche vielleicht nie aufzuhellende Dunkelheiten zurück.

Beim Servius Tullius hat Hr. N. eine Hauptstelle, das Bruchstück einer Rede des Kaisers Claudius, übersehen, und sie erst in einem Anhange des zweiten Theiles nachgebracht. Dieses Zeugniß ist entscheidend: es läßt keinem Zweifel Raum über die etruskische Herkunft des Servius oder vielmehr des Mastarna, und über seine früheren Schicksale, ehe er zur Königswürde gelangte. Dieses Zeugniß, aus alten etruskischen Quellen geschöpft, vernichtet, wie die archivarischen oder gleichzeitigen Nachrichten immer thun, alle römischen

Fabeleien. Der Kaiser Claudius war gelehrt in den Alterthümern, auch der Sprache; er ist vielleicht der einzige Römer seit Ciceros Zeiten, dem man gründliche Kenntniß der etruskischen Sprache zutrauen darf; auf jeden Fall standen ihm die besten Dolmetscher zu Gebot, und als Kaiser durfte er sich nicht scheuen, hergebrachten Vorurtheilen zu widersprechen. Man kann daher den Verlust seiner etruskischen Geschichten nicht genug beklagen; die Römer waren viel zu schlechte Kenner, um ein solches Buch gehörig zu schätzen: aber für uns würde ein neues Licht über das alte Rom, so wie über Etrurien daraus aufgegangen sein, und wir hätten jetzo nicht das leere Stroh zu dreschen.

'L. Tarquinius der Tyrann.' S. 295...522. Es ist etwas verdrießlich, Dinge, die jedermann aus dem Livius auswendig weiß, die aber erwiesener oder erweißlicher Maßen falsch sind, hier ausführlich nacherzählt zu lesen, wo man bloß Prüfung des Herkömmlichen und Darlegung des Wahren, insofern sich dessen Spur noch erkennen läßt, erwartete. Allein Hr. N. thut dieß, um den Zusamsammenhang des vermeinten Heldengedichts nicht zu unterbrechen. S. 294. 'Ich wiederhole, von Lucumos Ankunft in Rom bis zur Schlacht am Regillus ist das Werk eines epischen Dichters unverkennbar, und eines weit größeren, als Rom in der Zeit seiner glänzendsten Kultur hervorbrachte, wenn auch sein rauhes Versmaß und die gesetzlos reiche Sprache den Späteren sein Gedicht ungefällig machen mochte. Man vergleiche die lebensvolle Fülle dieser Periode, und die trockne Dürre der unmittelbar folgenden; man frage sich dann, ob man in diesem Zeitraum nicht auf dichterischem Boden wandle.' Dieß Geheimniß erklärt sich ganz natürlich.

Als die Römer Herren der Welt geworden waren, schmeichelte man ihnen und sie schmeichelten sich selbst auf alle Weise. Nun wurde ihre lange versäumte Geschichte ausgeschmückt, wo sie nur irgend einen des Schmuckes empfänglichen Stoff darbot. Die Geschichtschreiber, besonders die griechischen, verfuhren dabei nach dem Wahlspruche des Reineke Fuchs:

'Aber ich sehe schon, Lügen bedarf es, und über die Maßen.' So kamen die Bravurstücke von der Verbannung der Tarquinier, vom Kriege des Porsena, vom Koriolan, von der Eroberungs Vejis, von den gallischen Einbrüchen u. s. w. zu Stande. Aber in be=

trächtlichen Zeiträumen waren die Nachrichten so kahl und mager, die Begebenheiten selbst, jene ewigen Raubkriege gegen wohlhabendere Nachbarn, ohne Plan, ohne Kriegskunst und ohne bemerkbaren Fortschritt, so leer und unbedeutend, daß die Kunst des gewandtesten Erzählers an ihnen verzweifeln mußte. Man ließ sie also, wie sie waren, und eilte flüchtig darüber hin.

Die Geschichte des zweiten Tarquinius ist zuvörderst verfälscht durch die Verleumdungen der gegen ihn verschwornen Partei; dann durch die Erfindungen der Familien, welche ihren Vorfahren Rollen dabei zutheilen wollten; auf dieß alles wurde griechische Rhetorik geimpft. Es ist unbegreiflich, wie Hr. N. bei seiner Meinung von einheimischer Ueberlieferung und volksmäßiger Dichtung beharren konnte, da er doch selbst die aus Griechenland erborgten Züge anerkennt. Die Art, wie der junge Tarquinius der Stadt Gabii sich durch List bemeistert, ist von der Eroberung Babylons durch den Zopyrus beim Herodotus entlehnt; der Rath, welchen der König seinem Sohn durch die abgeschlagenen Mohnköpfe ertheilt, ist die Antwort des Thrasybulus an den Periander. Hier ist also das Plagiat offenbar: und wie viele solcher Plagiate würden wir entdecken, wenn wir jene rhetorischen Geschichtschreiber der Griechen noch hätten, deren Manier Polybius tadelt, und bei denen die Austreibung der Tyrannen ein beliebtes Thema war! Den Römern unter den ersten Imperatoren war es willkommen, an dem alten vermeinten Tyrannen ihren republikanischen Trotz auslaßen zu können, während sie die wahren Tyrannen ihrer Zeit niederträchtig vergötterten. Dem doppelt verkehrten Ahnenstolze der plebejischen Familien verdanken wir die Geschichten vom Brutus und Scävola. Alle Beinamen (cognomina) in den ersten Jahrhunderten der Republik gelten so gut wie gar nichts. Wann die Sitte aufgekommen, die verschiedenen Zweige desselben Stammes durch einen dritten Namen zu unterscheiden, wißen wir nicht; dazu sind unsre Steinschriften zu jung; aber erweislich wurde nach der alten Sitte jeder durch zwei Namen und durch den Vornamen seines Vaters bezeichnet.*) Man hat die

*) Die Beinamen mochten im gemeinen Leben schon lange gäng und gebe sein, ehe sie in die amtliche Bezeichnung eines Bürgers bei gewöhnlichen Handlungen aufgenommen wurden. Denn viele davon sind ihrer Bedeutung nach als wahre Spottnamen entstanden.

Beinamen in die Fasten zurückgeschoben, um dieser oder jener Familie Ehrenstellen und Triumphe zuzueignen. Lucius Junius hieß der erste Konsul, das ist gewiß; die ihm fremden plebejischen Junier führten den Beinamen Brutus, und aus diesem Beinamen ist die ganze Fabel von dem verstellten Blödsinn des L. Junius entsponnen. Eben so die verbrannte Hand des Mucius aus dem Beinamen der plebejischen Mucier, Scävola, den sie durch linkisch erklärten. Vielleicht hatte dieser Beiname eine noch wunderlichere Bedeutung: scaeva, scaevula, hieß nach Varro ein unanständiges Amulet, das die Knaben am Halse trugen. Doch wir wollen der Familie Mucia irgend einen linkischen Ahnherrn zugestehn: folgt daraus, daß jener Mucius seine Rechte auf eine heroische Art aufgeopfert? Würden ihm die Römer nicht eine Statue mit verstümmeltem Arm gesetzt haben, wie dem Horatius Kokles, wie der Klölia? Davon wird nichts erwähnt. Der Himmel verhüte, daß wir glauben sollten, ächte epische Dichtung, auf dem durch die Sage fortgepflanzten Eindrucke großer Thaten beruhend, habe sich jemals an den Krücken so armseliger Deutelei fortgeholfen!

Freilich nicht so, wie Hr. N. meint, aber doch schon frühzeitig im Anfange der römischen Litteratur, war die Verbannung der Könige und alles damit Zusammenhängende auch dichterisch behandelt worden. Zuerst vom Ennius, dessen Annalen auf den öffentlichen Plätzen abgelesen wurden, dessen Verse noch zu Ciceros Zeit in Aller Munde waren. Dann gab es ein Trauerspiel vom Attius, Brutus, worin die Geschichte der Lucretia vorkam. Darf uns also die dramatische Anordnung und das tragische Pathos Wunder nehmen? Diese Dinge waren ἐκτραγῳδούμενα lange vor dem Zeitalter des Augustus. Hr. N. nennt das erste Buch des Livius 'das Meisterwerk seiner ganzen Geschichte.' Wir glauben, der Geschichtschreiber würde selbst über dieß Lob seiner tumultuarischen Abfertigung eines so wichtigen Zeitraums betroffen sein. Zu träge oder unfähig, eigne Untersuchungen anzustellen, wozu noch Mittel genug vorhanden waren, unbekümmert um die innern Widersprüche, raffte Livius nur das Gemeinste auf, und war hier bloß ein leidiger Wiederholer seiner Vorgänger.

Falsch ist die Geschichte des zweiten Tarquinius; das hat Beaufort längst bewiesen, das erkennt auch Hr. Niebuhr. Da sie nun,

in Bausch und Bogen für wahr angenommen, so oft bis zum Ekel zu Schulübungen in der Rhetorik gedient hat, so sollte einmal jemand die andre Seite herauskehren, und eine Lobrede auf den Tarquinius Superbus schreiben, auf die Gefahr hin für einen Feind der Freiheit und Verräther an der Sache der Menschheit erklärt zu werden. Der Verfaßer dieser Anzeige wird sich wohl hüten, in seinem Namen den Anwalt des Teufels zu spielen; aber er denkt sich, jener vermeßene Lobredner würde etwa folgendermaßen sprechen:

'Man kann die Regierung der drei etruskischen Könige mit Recht das goldne Zeitalter Roms nennen, und so lebte auch beim Volke das Andenken eines vergeblich zurückgewünschten Zustandes. Tarquinius der Alte ward hoch verehrt; die Anhänglichkeit an Servius Tullius gieng bis zur Schwärmerei; nur gegen den letzten Tarquinius haben Jahrhundert lang fortgesetzte Verleumdungen den Sieg über die Gesinnungen seiner Zeitgenoßen davon getragen. Und dennoch geht selbst aus dem Bericht seiner Feinde hervor, daß er ein kluger, tapfrer und thätiger Fürst war, und ganz im Sinne seiner großen Vorgänger fortarbeitete. Die Jahrbücher weniger Monarchien haben eine so glänzende Königsreihe aufzuweisen. Noch zwei solche Regierungen, und Rom theilte mit den Etruskern die Herrschaft von Italien. Seine Oberhoheit wäre in der ganzen unteren Halbinsel anerkannt worden, nicht wie es drittehalb Jahrhunderte später geschah, durch lange Vertilgungskriege und Zerstörung aller italischen Bildung, sondern vielmehr durch deren Verbreitung, durch Ueberlegenheit in allen geselligen Einrichtungen und Hülfsmitteln, und durch die Vortheile, wodurch das königliche Rom den verbündeten und schutzverwandten Völkern einen gewissen Grad der Abhängigkeit vergütete. Der jüngere Tarquinius war nicht so kriegslustig, als er geschildert wird, denn die Feldzüge gegen Gabii und Ardea sind ihm angedichtet. Er suchte Roms Gebiet und Einkünfte mehr durch Unterhandlungen zu vermehren, als auf dem Wege der Gewalt. Wann er aber Krieg führte, so geschah es zu großen Zwecken und mit entscheidendem Nachdruck. Die Eroberung von Suessa Pometia machte ihn zum Meister der ganzen pomptinischen Ebene bis Terracina. Wie gut er diesen Besitz zu sichern und zu benutzen wußte, beweiset die Anlage einer Kolonie auf dem circejischen Vorgebirge, welche, für die Schiffahrt günstig gelegen, Rom in nahe Berührung mit den griechischen Ansiedelungen brachte.'

'Damals blühte in Rom Gewerbfleiß, Handel und Schiffahrt, wie seitdem nie wieder. Denn in den Zeiten der Weltherrschaft schwelgten die Großen vom Raube der Provinzen, der Ritterstand vom Finanzwucher; niemand brachte wahrhaft Nützliches hervor; der verworfene Pöbel Roms mußte auf Kosten des Staats genährt und belustigt werden. Aus ihrem vaterländischen Etrurien führten die Könige die edleren Künste herbei. Schon konnte Rom den würdigsten Hauptstädten der alten Welt sich vergleichen, durch seine Mauern, durch die dem kapitolinischen Felsen angebauten unersteiglichen Steinmassen, durch die unterirdischen Kanäle, welche unter den regelmäßigen Straßen hinliefen, und eben so ersprießlich für die Reinlichkeit als für die Gesundheit waren, durch die öffentlichen Plätze, endlich durch eine große Rennbahn nach griechischer Sitte. Der jüngere Tarquinius vollendete auch hierin die Entwürfe seiner Vorgänger. Rom war schwer zu befestigen, weil sich die Hügel zum Theil allmählich in die Ebene verliefen. An dieser Seite warf er einen hohen Damm auf, so daß die darauf errichtete Mauer so hoch ward, wie über den natürlichen steilen Abhängen. Durch dieses gemeinnützige und dauerhafte Werk wetteiferte er mit der Vorzeit; durch den Bau des erhabenen kapitolinischen Tempels übertraf er vielleicht den Parthenon des Perikles. Und diese herrlichen Unternehmungen kosteten dem Volke nur wenig: sie wurden großentheils aus der Beute des Krieges und den Beiträgen der Bundesgenoßen bestritten.'

'Die Anklagen, wodurch die Patricier ihren Gewaltstreich gegen den Tarquinius zu beschönigen versucht haben, sind so offenbar falsch, daß sie erst lange nachher ersonnen werden konnten; den Zeitgenoßen hätte die Unwahrheit unmittelbar eingeleuchtet.*) Tarquinius soll den Vater und älteren Bruder des Lucius Junius umgebracht, ihm aber dennoch den Oberbefehl über die Ritter anvertraut haben. L. Junius stellte sich blödsinnig, sagt man. Aber wie konnte denn ein Blödsinniger ein in Krieg und Frieden so wichtiges Amt bekleiden? Was Lucretia betrifft, so war auf keinen Fall der König selbst schuldig, sondern sein Sohn: man mußte also zuvor abwarten,

*) Der Lobredner übergeht die gewaltsame Art, wie Tarquinius zum Thron gelangt sein soll. Aber hier hat ihm Hr. N. schon vorgearbeitet, indem er die ganze Geschichte bezweifelt.

ob ihn sein Vater nicht nach den Gesetzen strafen würde. Allein die ganze Geschichte von der Lucretia ist an die Belagerung von Ardea geknüpft, und diese Belagerung hat niemals stattgefunden, denn Ardea ward als ein schutzverwandter Ort in dem Vertrage begriffen, den die ersten Konsuln mit den Karthagern schloßen. Die Entehrung Lucretias wird mit den widersinnigsten Umständen erzählt. Waren die Häuser der Alten etwa so weitläuftig, daß sie nicht zu ihrem Gesinde um Hülfe rufen konnte, als Sextus in ihr Gemach eindrang? Sie soll ihm nachgegeben haben, weil er sie bedrohte, ihr einen ermordeten Sklaven beizulegen. Als ob ein Fremder in einem mit Knechten und Mägden angefüllten Hause dieß unbemerkt hätte ausführen können! Ueberdieß hätte Sextus sich dennoch dadurch verrathen, denn er konnte das Schlafgemach der Lucretia zur Nachtzeit nur in übler Absicht betreten.'

'Die Könige verbeßerten die Verfaßung Roms; sie hatten dabei gegen starre Vorurtheile und erbliche Vorrechte zu kämpfen. Der ältere Tarquinius suchte durch Vermehrung der Rittercenturien ein Gegengewicht gegen den Priesteradel zu bilden, und das trügerische Vorgeben eines Augurs hinderte ihn nicht, sein Vorhaben im Wesentlichen durchzusetzen. Servius hatte durch die Eintheilung der Bürger nach ihrem Vermögen die Staatslasten auf die Reichen gelegt. Tarquinius gewährte den Bewohnern der reichen Stadt Gabii das volle römische Bürgerrecht. Diese Aufmunterung für vermögende Gabiner, sich in Rom niederzulaßen, mußte die Wohlhabenheit und somit das Ansehen des nicht bevorrechteten Standes vermehren. Die Patricier, denen Freiheit und Gleichmäßigkeit der Rechte ein Gräuel war, hatten den Servius eben so sehr gehaßt, als ihn das Volk liebte; sie nannten Tarquinius den Uebermüthigen, eben weil er den unteren Ständen ein gerechter und milder König war.'

'Seine Vertreibung war einzig das Werk einer patricischen Faktion; das Volk nahm nicht den mindesten Antheil daran. Wohlthaten können den Ehrgeiz bösartiger Menschen nicht entwaffnen. An die Spitze der Verschwornen trat ein Mann, den Tarquinius in arglosem Vertrauen zu der ersten Würde im Staat nach der seinigen, zu der Hauptmannschaft des Ritterstandes, erhoben hatte; ein naher Verwandter des Königs, L. Junius. Die Abschaffung des Königthums wurde in einer Versammlung der Kurien

beschloßen, wo die Patricier allein stimmten. So maßten sie sich das Recht an, einseitig ohne Befragung des Volkes die Grundgesetze des Staats umzustoßen. Zwar wurde in der Verfaßung nicht das Mindeste zu Gunsten der Freiheit geändert, die Obergewalt kam nur in andre Hände. Ueber das Volk wurde den Konsuln die ganze Fülle der königlichen Macht verliehen, nur gegen ihre Ebenbürtigen wurden sie mit der allen geschloßnen erblichen Aristokratien eignen Eifersucht beschränkt, und weil sie den Senat über Alles zu Rathe ziehen mußten, hießen sie Konsuln.'

'Tarquinius, wiewohl schwer gekränkt, wollte nicht sogleich Gewalt gebrauchen, sondern schlug den Weg der Unterhandlungen ein. Aber so wüthend war der Faktionsgeist, daß, da einige junge Patricier zu gütlichem Vergleich geneigt waren, ihre eignen Väter sie hinrichten ließen.'

'Die Patricier suchten das Volk durch Vertheilung einiger königlichen Ländereien zu bestechen, dennoch hörte es nie auf den König zurückzuwünschen. Aus Furcht, es möchte ihn durch einen Aufstand wieder einsetzen, verstellten sie sich und verfuhren schonend, so lange er lebte. So wirkte der König noch aus der Ferne wohlthätig für sein Volk. Schon im dritten Jahre nach seinem Tode trieben die Patricier durch Bedrückungen und Mißhandlungen jeder Art die freien Bürger zu dem verzweifelten Entschluß, insgesammt auszuwandern.'

'Im Glanze seiner Hoheit hatte Tarquinius sich Freunde erworben; in seinem Unglück begleiteten ihn viele der edelsten Römer, und er fand überall eine gastfreie und ehrenvolle Aufnahme: in Cäre, dem Mutterstaat Roms; in Tarquinii, der Vaterstadt seiner Ahnen; in Klusium, dem Haupt des etruskischen Bundes; in Tuskulum, bei seinem Schwiegersohn Mamilius. Endlich beschloß er seine Tage an der Küste des glückseligen Kampaniens, im Schooß der Freundschaft und aller hellenischen Bildung, bei dem Beherrscher von Kumä, Aristodemus, den er nach dem Verlust seiner Söhne dankbar zum Erben einsetzte.'

'Die Patricier wußten gar wohl, welche ein furchtbares Ungewitter sie durch Vertreibung des Königs über Rom zusammenzogen, welchem unabsehbaren Elende sie das Volk preisgaben. Es galt ihnen gleich, wenn nur ihre Kaste unumschränkt herrschte. Das Königthum in Rom war, seit drei Regierungen wenigstens, vielleicht

schon früher, ein Lehen des etruskischen Bundes,*) welcher deswegen den römischen Königen die dort einheimischen Insignien der höchsten Würde zuzusenden pflegte. Durch Etruriens Schutz und Begünstigung war Rom so mächtig geworden. Meister des tyrrhenischen Meeres, theilten dennoch die etruskischen Freistaaten willig mit Rom die Schiffahrt nach Sardinien und an der libyschen Küste. In ihren Verträgen mit Karthago war Roms Seehandel mitbegriffen; darum eilten die ersten Konsuln so sehr, sich vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten von den Karthagern gleiche Vortheile zusichern zu laßen. So lange ein König aus ihrem Mittel Rom regierte, konnten die Etrusker es als eine Vormauer gegen die roheren Bergvölker im untern Italien betrachten. Diese Gewährleistung war verloren, als immer wechselnde Obrigkeiten aus einem ehrgeizigen und habsüchtigen Senat an die Stelle der Könige traten. Rom konnte nun die Streitkräfte, die es durch Etruriens lange genoßenen Vorschub erlangt hatte, gegen seine Beschützer selbst wenden. Der ganze Bund, sonst friedlich gesinnt, trat in die Waffen; dessen Heerführer, der große Porsena, stand vor den Thoren Roms, und forderte Rechenschaft. In Kurzem ward er Meister der Stadt durch Uebergabe: die Patricier wußten sie entweder nicht zu vertheidigen, oder das Volk wollte nicht gegen die Wiedereinsetzung des Königs fechten.

*) Ueber diesen Satz und die nächstfolgenden sind wir mit dem Lobredner einverstanden. Alle etruskischen Kriege aus der Zeit der Könige sind gerade durchzustreichen. Der Feldzug des Porsena beweist, daß die Etrusker damals ein Recht zu haben behaupteten, sich in die innern Angelegenheiten Roms zu mischen. Das Schrecken ihrer Waffen war so groß, daß die Römer erst 27 Jahre nach Verbannung der Könige zum ersten Mal gegen ihre Nachbarn, die Vejenter, den Frieden brachen. Nach Dionysius soll Servius Tullius durch einen zwanzigjährigen Krieg den ganzen mittleren Bund Etruriens unterjocht haben. Es ist eine wahnwitzige Prahlerei, Livius sagt nicht ein Wort davon, aber Dionysius hatte es doch gewiß aus irgend einem Annalisten geschöpft. Dieß giebt einen Maßstab für die Wahrhaftigkeit der übrigen Angaben, von dem vejentischen Kriege des Romulus an. Der Landstrich am rechten Ufer der Tiber, welchen Porsena den Römern abnahm, war vermuthlich gar keine Eroberung, sondern ein friedliches Erbtheil von Cäre. Vielleicht ward diese Gränzmark den Vejentern zugesprochen, weil die Cäriten, wegen der Verwandtschaft, nicht die Vorwacht des etruskischen Bundes gegen Rom sein konnten: ein Posten, auf dem die Vejenter sich lange mit Ruhm behauptet haben.

Porsena zog siegreich an, vom Kapitol aus konnte er Gesetze vorschreiben. Warum vollendete er sein glorreiches Unternehmen nicht durch Herstellung des Königthums? Welches waren seine Vollmachten, und handelte er ihnen gemäß, oder nicht? Vielleicht spiegelte der Senat ihm vor, Tarquinius und die Könige überhaupt begünstigten zu sehr die Freiheit der unteren Stände; das Beispiel sei für Etrurien gefährlich, wo ja auch ein erblicher Priesteradel herrsche. Wie dem auch sei, Porsena begnügte sich mit Abtretung vom dritten Theil des römischen Gebiets, empfieng die Huldigung und nahm Geiseln; der Senat unterzeichnete die schmähliche Bedingung einer allgemeinen Entwaffnung. Alle abhängigen und verbündeten Völker rißen sich los: Rom war so gut wie vernichtet.'

'Unter solchen Auspicien war die Republik gestiftet; bald stellte sich in ihr der kläglichste Zustand ein. In den ersten Zeiten erblickt man noch hier und da einen Widerschein von dem Glanze der Monarchie. Ein paarmal ist noch von Schiffahrt die Rede, dieß hört nachher gänzlich auf. Keine Tempel wurden mehr zu Ehren der Götter und zur Zierde der Stadt errichtet; kaum die vom Tarquinius begonnenen fertig gebaut und eingeweiht. Nach Horatius Kokles und der Klölia wurde Jahrhunderte lang keinem verdienten Bürger mehr eine Statue gesetzt. Auch in den zwölf Tafeln stehen einige Gesetze bloß da als Erinnerung an eine ehemalige verlorne Wohlhabenheit. Die schöne Stadt blieb den Römern noch bis zum gallischen Einbruche. Aber der Senat, mit ganz andern Dingen beschäftigt, als mit der Sorge für das Wohl des Staates, und vollends mit der für die Nachwelt, hatte die königlichen Befestigungswerke vernachläßigt. Rom ward ohne Belagerung eingenommen, und nach dem gallischen Brande als ein großes Dorf mit engen winkelichten Gaßen wieder aufgebaut. In der Republik herrschte ewiger Zwiespalt neben der bittersten Armut. Die Patricier drückten das Volk nicht bloß durch unerschwingliche Auflagen, sondern durch ihren eignen schändlichen Wucher. Aller Gewerbfleiß lag darnieder; durch die Trennung von Etrurien wurden die Römer den edleren Lebenskünsten fremd; die Patricier selbst, vormals eingeweiht in etruskische Wißenschaft, versanken in die tiefste Unwißenheit: Allen blieb nichts, als kärglicher Ackerbau und eine barbarische Kriegsmanier. Die Veränderung war nicht bloß für die Römer

verderblich, sie wurden dadurch eine wahre Landplage für ihre gesitteten Nachbarn. Eine Hauptstadt ohne Gebiet, das Mißverhältniß der Bevölkerung mit dem Länderbesitz, nöthigte den Senat zu beständigen Raubkriegen, um entweder die überflüßige Menge auf dem Schlachtfelde los zu werden, oder für die Hungrigen Brod zu erobern. Die Geschichtschreiber vergeßen bei diesen Kriegen, wenn man sie so nennen darf, den Hauptumstand; nämlich wie viele mit Ochsen bespannte Karren den Heeren folgten, um das auf Feindes Gebiet gemähte Korn heim zu schaffen. Dieser Zustand dauerte über ein Jahrhundert: die dadurch erzeugte Barbarei des National-Charakters wurde nie ganz weggebildet, nur überfirnißt. Wenn der Schatten eines edlen Königs für Rachsucht empfänglich wäre, so konnte Tarquinius in der Unterwelt frohlocken: seinen Manen wurden genug blutige Todtenopfer gebracht.' —

So würde der etwanige Lobredner ungefähr sprechen, auf dessen Verantwortlichkeit alles Obige beruhen mag. Da sich beim Anfange der Republik ein bequemer Abschnitt in der Geschichte darbietet, und diese Anzeige schon sehr weitläuftig ausgefallen ist, so brechen wir hier ab, und behalten uns vor, das Uebrige in einem der folgenden Hefte nachzubringen. Von einem Werke, wie Hrn. Niebuhrs römische Geschichte ist, muß man entweder gar nicht reden oder gründlich zu reden versuchen. Theils durch die Untersuchungen, welche der Widerspruch hervorruft, theils durch unweigerliche Annahme so vieler neuen Aufschlüße, muß dieses Buch, gehörig benutzt, mit der Zeit die ganze Lehre von den römischen Alterthümern umgestalten.

Recension von Humboldts Vues des Cordillères. 1817.



Alexandre de Humboldt, Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique, ornés de planches. Paris 1816. 2 voll.

Durch diese verkleinerte Ausgabe des im J. 1813. zuerst erschienenen Atlas pittoresque etc. hat die Verlagshandlung den Lesern, welche sich jenes prächtige und kostbare Werk nicht verschaffen können, eine sehr willkommene Gabe geboten. Von 69 zum Theil kolorierten Kupfertafeln sind die unentbehrlichsten, 19 an der Zahl, ohne wesentlichen Verlust verkleinert, der Oktav-Ausgabe beigefügt. Da alle Aufsätze in der Form von Erklärungen der Kupferstiche abgefaßt sind, so entsteht nun freilich die Unbequemlichkeit, daß der Verfaßer sich auf Abbildungen bezieht, welche der Leser nicht gegenwärtig hat. Doch dieß war unvermeidlich, wenn das Buch zu einem mäßigen Preise geliefert werden sollte; das große Werk darf in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen; und jeder Freund der erhabenen Naturschauspiele der neuen Welt und der Denkmale ihrer Urbewohner, der es einmal betrachtet hat, wird den Mangel leicht aus der Erinnerung ergänzen.

Oft haben Regierungen mit großen Kosten eine Anzahl Gelehrter auf Weltreisen ausgesandt, um durch die Verbindung ihrer Kenntnisse ein Ganzes zu bilden, weil bei dem jetzigen Zustande der Naturwißenschaften die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche in entlegnen und noch wenig bekannten Ländern sich der Beobachtung darbieten, die Kräfte eines Einzelnen zu übersteigen schien. Was jene leisten sollten, unternahm Alexander von Humboldt allein, ohne andre Sendung, als wozu ihn die Leidenschaft des Forschens und ein unermüdlicher Eifer für die Förderung der Wißenschaft berief, mit beträchtlichen Aufopferungen, mit vielfacher Gefahr der Gesund-

heit und des Lebens, bloß mit seiner eigenen Geistes- und Willens-Kraft ausgerüstet, und man kann wohl sagen, daß er allein eine ganze Gesellschaft reisender Gelehrten vorstellt. Der Verfaßer dieser Anzeige ist der beobachtenden Naturwißenschaften unkundig, und mit dem berühmten Natur- und Länder-Forscher durch vieljährige Freundschaft und häufig von ihm empfangenen Mittheilungen verbunden. Was durch Humboldts Unternehmung im Ganzen geleistet und gewonnen worden, mögen also befugtere Beurtheiler würdigen, und haben es schon in verschiedenen Ländern Europas übereinstimmend gethan. Wir wollen uns hier nur auf die Edinburger gelehrte Zeitschrift beziehen, wo einer der geachtetsten Physiker Großbritanniens, und der in keinem persönlichen Verhältnisse zu Alexander von Humboldt stand, Herr Playfair, ihn als das Muster eines wißenschaftlichen Reisenden anerkannte.

Seit seiner Rückkehr nach Europa, seit nunmehr zwölf Jahren, war A. v. H. unablässig damit beschäftigt, den gesammelten Ertrag sorgfältig geordnet der Welt mitzutheilen, und er sieht jetzt der Vollendung dieser weitläuftigen Arbeit entgegen. Nach einem, wie uns dünkt, sehr verständigen Plane hat er die Beobachtungen und Entdeckungen in den verschiedenen Naturwißenschaften von einander und von der erzählenden Reisebeschreibung gesondert, für welche noch eine Menge gemischte Bemerkungen über die Naturgegenstände und Erscheinungen und über den geselligen Zustand der Ureinwohner des südlichen Amerika und der europäischen Ansiedler übrig blieben. Dieser Theil des gesammten Werkes ist noch nicht beendigt: der zweite Band der Quartausgabe ist unter der Presse und wird in wenigen Wochen erscheinen. Daß der Verfaßer die Bearbeitung seines Tagebuches für den Druck so lange verschob, hätte die Besorgniß erregen können, seine Erinnerungen möchten in etwas erloschen sein. Allein er muß die unmittelbaren Eindrücke entweder sehr bestimmt an Ort und Stelle schriftlich aufgefaßt haben, oder eine große Gabe der Vergegenwärtigung besitzen: seine Schilderungen, insbesondre verschiedne des zweiten Bandes, die wir schon zu lesen Gelegenheit hatten, haben die Frische der lebendigsten Erinnerung.

Außer den wißenschaftlichen Theilen und der Reisebeschreibung hat nun A. v. H. einen statistischen Versuch über das Königreich Neu-Spanien und dann die Erklärungen des malerischen Atlas ab-

gesondert herausgegeben. Diese drei letzten Werke sind für alle zwar nicht in den Naturwißenschaften bewanderte, aber sonst gebildete Leser großentheils verständlich und anziehend, und es war daher zweckmäßig, sie in bequemen Handausgaben zu verbreiten.

In den übrigen Fächern hat sich der Verfaßer auf die selbst gesammelten Materialien beschränkt; in dem Theile des vorliegenden Werkes, der sich auf die amerikanischen Altarthümer bezieht, hat er seit seiner Rückkehr noch manche ergänzende Untersuchungen angestellt. Wir begreifen nicht recht, unter welchem Vorwande ein unberufener Beurtheiler (im Quarterly Review) ihm dieß zum Vorwurfe gemacht hat. Uns scheint es vielmehr ein Verdienst zu sein. Dem kühnen Reisenden war es nicht zuzumuthen, daß er alles, was je über Amerika geschrieben worden, zuvor gelesen haben sollte. Hätte er sich auf solche Weise vorbereiten wollen, so würde er wohl nie zur Ausführung seines Vorhabens gelangt sein. Es war vielleicht um so beßer, daß er unbefangen sah, und erst nachher die Meinungen und Ansichten älterer Schriftsteller bis auf die Berichte der ersten Missionare zurück mit seinen Beobachtungen verglich. Weit entfernt, zu finden, daß der Verfaßer sich auf diese Untersuchungen zu ausführlich eingelaßen, fanden wir uns zuweilen mehr lebhaft angeregt, als ganz befriedigt, und wir wünschen, daß er in seiner Reisebeschreibung auf manche hier behandelte Gegenstände wieder zurückkommen möge.

In den meisten Fächern können wir dem Verfaßer nur von fern folgen; in dem geschichtlichen Theile des vorliegenden Werkes begegnen wir ihm auf dem Felde eigner Lieblings-Untersuchungen über die Alterthümer der Geschichte in der alten Welt. Denn was in manchen entlegenen Ländern noch heut zu Tage vor Augen liegt, führt den Denker unmittelbar auf die entfernteste Urwelt zurück, ja auf Fragen, die eigentlich aller Geschichte vorangehen, wovon vielleicht nie eine ganz befriedigende Lösung möglich ist, die sich aber dennoch nicht abwehren laßen, weil sie von unendlicher Wichtigkeit sind.

Zuerst bieten sich in den verschiedenen Welttheilen die so stark gegen einander abstechenden Menschenstämme dar. Ist die Verschiedenheit ursprünglich oder durch eine lange Anhäufung klimatischer Wirkungen entstanden? Durch die Erfahrung würde sich dieß nur in Jahrtausenden ausmachen laßen, allein wenn auch das Erlöschen

des Stammcharakters unter einem andrrn Himmelstriche nicht erfolgte, so wäre dieß noch kein entscheidender Beweis der Ursprünglichkeit. Denn, wie A. v. H. bemerkt, die Menschengeschlechter scheinen ihre Lebensalter zu haben, wie die einzelnen Menschen, und über ein gewisses Alter hinaus verliert sich die physische Bildsamkeit und Bestimmbarkeit durch äußere Einflüße. Wir finden den grösten Theil des Erdbodens bevölkert: stammen alle diese Völker von einer einzigen Familie ab? oder, um uns allgemeiner auszudrücken, sind ihre Vorfahren alle von Einem Mutterlande ausgezogen, oder haben verschiedene Länder ihre Ureinwohner, Autochthonen, gehabt? Ueber die allzu freigebige Voraussetzung von Autochthonen haben wir uns in der Recension von Niebuhrs römischer Geschichte geäußert. Nach einer gesunden Logik muß man erst versuchen, die Bevölkerung eines Landes durch eine Einwanderung zu erklären, dergleichen wir viele aus der Geschichte kennen, ehe man zu einer Voraussetzung seine Zuflucht nimmt, die über alle Erfahrung hinausgeht, dem Hervorwachsen des Menschen aus dem mütterlichen Boden. Ja, wenn wir auf einem entlegnen Insellande blödsinnige Wilde fänden, ohne alle Kenntniß der Schiffahrt, so ließe sich immer noch denken, daß die von ihren Vorfahren ausgeübten Lebenskünste allmählich bei ihnen in Vergeßenheit gerathen wären. An sich betrachtet hat aber die den Alten so geläufige Lehre von den Autochthonen nichts Widersinniges. Wir kennen in der jetzigen Verfaßung unsers Planeten nur eine fortpflanzende Fruchtbarkeit; die unmittelbare Erzeugung ohne gleichartige Keime, generatio aequivoca, findet nur in gewissen gleichsam apokryphischen Gebilden der Thier- und Pflanzen-Welt statt, bei der Zersetzung solcher Stoffe, welche schon organischen Körpern angehört haben. Analogisch läßt sich dieser Begriff einer hervorbringenden Fruchtbarkeit auf höhere Gattungen, bis zum Gipfel der irdischen Schöpfung hinauf, anwenden, ja wir sind sogar dazu genöthigt. Die Betrachtung der versteinerten Ueberreste von Schaalthieren und Mollusken aus der Zeit, wo noch der alte Ocean die Erdfläche bedeckte, und weit mehr noch jener riesenhaften Gebeine untergegangener Gattungen von Säugethieren, lehrt uns, daß die Erde ihre hervorbringenden, ihre bloß fortpflanzenden, und wiederum ihre zerstörenden Zeiträume hatte, und daß den verschiedenen Gattungen ihre Lebensdauer nach der wechselnden Verfaßung

des Planeten, wenigstens ehemals, zugemeßen war. Angefangen hat das Menschengeschlecht irgend einmal zuverläßig; davon läßt sich der Beweis, alles Andre bei Seite gestellt, geologisch führen. Aus dem physiologischen Gesichtspunkte läßt sich nun dieser Anfang nicht anders denken, als durch Naturkräfte vermittelt, deren allmähliche Entwickelung mit dem Dasein des Planeten und der Festsetzung seiner kosmischen Verhältnisse zugleich vorherbestimmt war. Wir sehen freilich, daß die Verschwendung der Lebenskeime in der Natur abnimmt, so wie wir zu höheren Gattungen belebter Wesen empor steigen; daraus aber folgt noch nicht, daß das glückliche Zusammenwirken der schaffenden Kräfte, welches den Menschen hervorbrachte, nur ein einziges Mal habe stattfinden können. Und wenn dieses Ereigniß nicht auf Einen Punkt der Erde, noch auf Einen Augenblick beschränkt war, wenn der schöpferische Zeitraum eine gewisse Dauer hatte, so konnten verschiedene Menschenstämme entstehen: einige der noch unreife Wurf einer mit dem elementarischen Widerstande ringenden Natur, andre die Spätlinge einer schon erschöpften Fruchtbarkeit, in der Mitte zwischen ihnen die Stämme, in denen das Gepräge der Menschheit am vollkommensten ausgedrückt war. Wer am meisten geforscht und gedacht hat, wird am abgeneigtesten sein, voreilig entscheiden zu wollen. Aber die Frage steht unabweislich da: und hoffentlich ist in unserm Zeitalter ihre unbefangene Beleuchtung nach geschichtlichen und physischen Gründen erlaubt. Vor drei Jahrhunderten hat man sich eingebildet, Wahrheiten einer höheren Ordnung würden durch die Lehre gefährdet, daß die Erde um die Sonne kreiße. Heutzutage fällt dieß Niemanden ein, und so schmeicheln wir uns auch, daß man die Präadamiten nicht mehr unter die Ketzer rechnet.

Ferner: wie hat man sich den frühesten Zustand des Menschengeschlechtes, seinen Eintritt in die Laufbahn vernünftiger Bildung zu denken? Ist die Kultur aus der Wildheit, die Vernunft aus thierischer Dumpfheit hervorgegangen? Oder war wenigstens ein Theil des ältesten Menschengeschlechtes ursprünglich mündig, mit einem hellen Bewußtsein seines eignen Wesens und seiner Verhältnisse zur umgebenden Welt begabt, und dadurch im Stande, sogleich seine Fähigkeiten auf weise Einrichtungen des geselligen Lebens und auf die Benutzung der natürlichen Ereignisse zu diesem Zwecke zu

lenken? Beide Lehren sind uralt, eine oder die andre gehören wesentlich zu gewissen philosophischen Systemen, dem platonischen und dem epikurischen, nach deren entgegengesetzter Richtung; ja sie sind schon in den ältesten Mythologien einheimisch, oft neben einander in verschiedenen Cyklen derselben Mythologie. Die Ueberlieferungen vieler Völker schilderten und schildern noch das bestehende Menschengeschlecht als getrennt von seinen ältesten Stammvätern oder Vorgängern durch die Kluft allgemein verwüstender Naturereignisse; sie lehren, alle Grundlagen des gesitteten Lebens seien nur Trümmer von der Wißenschaft einer weiseren Vorwelt. Nicht wenige Völkerschaften sind nach ihrem eignen Geständnisse durch die von fremden Ansiedlern empfangene Belehrung aus einem Zustande der Wildheit gerißen worden. Sowohl die Ueberlieferung als die beglaubigte Geschichte scheint uns auf das innere Asien als einen Mittelpunkt hinzuweisen, von welchem vormals solche anregende Mittheilungen ausgestralt sind.

Bei allen bisher bekannt gewordenen Völkern hat man nach hinlänglicher Beobachtung wenigstens Spuren religiöser Begriffe und darauf gegründeter Gebräuche gefunden. Diese so tief eingewurzelten Meinungen, die oft in den widersinnigsten und grausamsten Aberglauben ausarten, sind es Irrthümer, auf welche der Mensch zuvörderst gerieth, indem er mit ungeübten Kräften die Räthsel seines Daseins zu lösen versuchte und nicht zur Wahrheit hindurchdringen konnte? oder sind sie durch Betrug und Herrschsucht absichtlich erzeugt? oder sind es Verdunkelungen, Entstellungen ursprünglich erkannter Wahrheit? Je nachdem der Geschichtforscher sich mehr zu der platonischen als zu der epikurischen Lehre hinneigt, wäre es auch, ohne sich selbst bestimmt Rechenschaft davon abzulegen, werden seine Ansichten hierüber verschieden ausfallen.

An alle diese Fragen schließt sich die vom Ursprunge der Sprachen und von der Entstehung ihrer fast unübersehlichen Verschiedenheit an. Nach etymologischen Grundsätzen einer allgemeinen Grammatik laßen sich alle noch lebenden oder in schriftlichen Denkmalen auf uns gekommenen menschlichen Sprachen schwerlich auf eine Ursprache zurückführen. Wenn man die genealogische Einheit des Menschengeschlechtes behauptet, so läßt sich der Schwierigkeit nur durch die Annahme ausweichen, die Menschen hätten bei ihrer ersten Zerstreuung über den Erdboden nur noch sehr geringe Anfänge der

Sprache gehabt, oder sie hätten die aus dem Mutterlande mitgebrachte Ursprache nachher großentheils vergeßen, und die Spracherfindung von Neuem angefangen, oder die Sprachen hätten sich vormals willkürlich und zufällig verändert, und nicht nach den Gesetzen, die wir überall in ihrer Geschichte wahrnehmen. Im Mittelalter nahm man den babylonischen Thurmbau zu Hülfe, wobei durch die Verwirrung der Arbeiten zwei und siebzig Sprachen entstanden sein sollten. In der mexikanischen Sage vertheilt ein Vogel den aus der Sündflut geretteten Menschen drei und dreißig Zungen. Man sieht, wie diese Aufgabe in den verschiedensten Zeitaltern den menschlichen Geist beschäftigt hat.

Manche Gesetzgebungen und Verfaßungen der Vorwelt, wovon sich auch in der neuen Welt Abbilder wieder gefunden haben, tragen ein seltsames Gepräge; sie sind auf Begriffe gebaut, die, nach des Verfaßers geistreicher Vergleichung, von den unsrigen so weit abstehen, wie die Gestalten der untergegangenen Thiergattungen von denen, welche noch jetzt die Erde bewohnen. Unter allen Völkern, die wir kennen, haben zuerst die Phönicier in gewissem Grade, weit vollkommner die Griechen, das Beispiel einer freien und fortschreitenden Bildung gegeben. Ueberall, wo sich in der alten Welt ein geordnetes System kosmogonischer Lehren und eine verhältnißmäßig bedeutende Masse mathematischer und physikalischer Wißenschaft findet, sehen wir alles dieß in den Händen eines angesehenen Priesterstammes, als einen ererbten Schatz, den man vielleicht nicht zu erwerben gewünscht hätte, den man nicht sonderlich zu vermehren wußte, und den man nur durch geheiligte Ueberlieferung unwandelbar zu bewahren suchte. So war es bei den Aegyptiern, bei den Etruskern, vermuthlich bei den Chaldäern, so ist es noch jetzt bei den Indiern; so war es auch in Mexiko und Peru. Dieser stationäre Zustand und eine fortschreitende Entwickelung sind zwei ganz verschiedene Dinge, und billig sollte man die Wörter Kultur und Civilisation nicht ohne beigefügte Unterscheidung von beiden gebrauchen. Die fortschreitende Ausbildung scheint zwar überall ihre Grundbestandtheile und unentbehrlichsten Hülfsmittel, den Anbau der getreideartigen Pflanzen, die Zähmung der Hausthiere, die Bearbeitung der Metalle, und vielleicht die Schrift, aus solchen stillstehenden Verfaßungen der menschlichen Gesellschaft ent-

lehnt zu haben; diese weisen uns aber wieder auf einer unbekannten früheren Zeitraum erfindsamer Entwickelung zurück. Unter den Wißenschaften scheint zuerst die Astronomie, unter den Künsten die Architektur durch die beharrlichste Mühe zu einer gewissen Höhe gebracht worden zu sein, weit über das irdische Bedürfniß hinaus, nach Antrieben und Begriffen, welche dem heutigen Menschengeschlecht eben so fremd geworden sind, als jene uralten priesterlichen Gesetzgebungen selbst.

Wir haben diese allgemeinen Betrachtungen nur deswegen hier aufgestellt, um zu zeigen, daß sich bei solchen rückwärts gehenden Untersuchungen der Zusammenhang der Gedanken nirgends abschneiden läßt, und weil es, wie uns dünkt, für die Klarheit der Prüfung vortheilhaft ist, von Ansichten und Voraussetzungen, die dabei, bewußter oder unbewußter Weise, im Hintergrunde stehen, sich bestimmte Rechenschaft abzulegen. Denn A. v. H. beschränkt sich auf Beobachtung und geschichtliche Forschung; er ist allen gewagten Vermuthungen abgeneigt; wo die Gegenstände, die er behandelt, mit jenen vorgeschichtlichen Fragen in Beziehung stehen, äußert er sich mit vorsichtiger Zurückhaltung. In diesem Sinne redet er von dem amerikanischen Menschenstamme, von der Art, wie die Bevölkerung des Welttheils wahrscheinlich vor sich gegangen, von der Stiftung der beiden großen Reiche, in Mexiko und Peru; von den einheimischen Sagen, nach welcher diese Völker die ersten Anregungen zur geselligen Ausbildung von Ankömmlingen fremden Geschlechts empfangen, und von deren Deutung; von der Astronomie, der Bilderschrift, den Denkmalen der Baukunst und Bildnerei. Alle entsprechenden Beispiele aus der alten Geschichte und aus den übrigen Welttheilen stehen ihm zu Gebote; keine Verwandtschaft, kein Berührungspunkt entgeht ihm, und seine Vergleichungen sind nicht bloß sinnreich, sondern in der That aufklärend. Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände ist groß, wir müßen uns auf wenige Bemerkungen über das Einzelne beschränken.

'Physiognomische und physiologische Eigenthümlichkeit des amerikanischen Menschenstammes.' Wir wünschen, der Verfaßer möge in seiner Reisebeschreibung noch ausführlicher darauf zurückkommen. Es hat uns nie gelingen wollen, uns einen anschaulichen Begriff von den Eingebornen Amerikas zu machen. Wie uns dünkt, sind

wir mit den Physiognomien der Völker des nördlichen Asiens, ja auch der Bewohner der Südsee, schon weit vertrauter. Bildnisse von Männern und Frauen verschiedener amerikanischer Völkerschaften, aus Gegenden, wo sich das Geblüt am unvermischtesten erhalten hat, wären eine angenehme Zugabe zu dem Atlas pittoresque gewesen. Aber damals, als der Verfaßer die Reise unternahm, zeichnete er nur Landschaften. Nach der Weise eines Mannes, der gewohnt ist, Alles von sich selbst zu fordern, hat er sich seitdem mit Erfolg geübt, ähnliche Bildnisse zu zeichnen, um auf den Fall künftiger Reisen auch hierin vorbereitet zu sein.

'Erste Bevölkerung Amerikas.' Der Verfaßer behauptet gegen die Meinung mancher früheren Erdbeschreiber, Amerika sei, zum Theil wenigstens, auf den Gebirgen den Menschen eben so frühzeitig bewohnbar gewesen, als andre Welttheile. Aber die Bevölkerung konnte Jahrtausende lang sehr spärlich bleiben, wenn die zerstreuten Horden nur von der Jagd lebten, und sich vielleicht, wie wir es noch jetzt in Nordamerika sehen, obendrein unaufhörlich befriegten. Um die Menschenmenge beträchtlich zu vermehren, mußten Mittelpunkte einer zugleich unterjochenden und schützenden Macht und einer mehr geordneten Gesetzgebung entstehen, und dieses scheint sehr spät erfolgt zu sein. Die mexikanischen Annalen sind äußerst jung. Sie reden durchgängig von Einwanderungen verwandter Völker nach einander aus dem Norden. Darf man diese Sage verallgemeinern, so müßten bei dem allmählichen Vorrücken der Stämme der Tolteken und Azteken schon andre vorausgegangen sein, die sich im Süden der Halbinsel von Panama längs der großen Bergkette ansiedelten. Wie früh aber der erste Grund zum peruanischen Reiche gelegt worden, das ist eine andere Frage; indessen hat es einen Anstrich weit höheren Alterthums, als das mexikanische. Die Sagen, welche auf Einwanderungen aus dem nordöstlichen Asien hinzuweisen scheinen, werden dadurch beglaubigt, daß die Niederlaßungen überall auf den hohen Bergflächen erfolgten, wo die Ankömmlinge ein dem zuvor bewohnten ähnliches Klima fanden. Denn es ist eine allgemeine Erfahrung, daß weit gen Norden wohnende Völker die Hitze des Südens nicht ertragen können. Hingegen sehen wir Völker aus der gemäßigten Zone zuweilen gewaltsam gegen einen wärmeren Himmelstrich vordringen,

z. B. bei den Einbrüchen der Gallier in Italien, Griechenland und Kleinasien, bei der Eroberung des römischen Reichs durch die germanischen Völkerschaften. Die Vandalen waren von den Küsten des baltischen Meeres bis nach Afrika gewandert, und vielleicht muß man den schnellen Untergang des vandalischen Reichs zum Theil hieraus erklären, daß ihnen der allzu plötzliche Wechsel des Klimas verderblich ward.

'Anfänge der Kultur. Fremde Anregungen und Mittheilungen.' Die Sagen der Mexikaner sowohl als der Peruaner berichten, bärtige Männer von hellerer Farbe seien wunderbarer Weise gekommen, und durch Belehrung ihrer Vorfahren Stifter des Götterdienstes und der Gesetzgebung geworden. Die Vermuthungen richten sich natürlich nach dem östlichen Asien, wo es vor Alters und noch jetzt solche priesterliche Verfaßungen gab, wie die Theokratie der Inkas. Aber Quetzalcoatl soll zu dem Volke der Tolteken, Bochica zu den Muyscas von Osten her gekommen sein. Bei dem ersten in Mexiko läßt sich noch die Möglichkeit einer Landung von Europa her denken; aber in der südlichen Halbinsel wird dieß ganz unbegreiflich. Oder ist die Angabe 'von Osten' nicht historisch, sondern allegorisch zu verstehen, weil nämlich von Osten her das Licht aufgeht? Skandinavischen Mittheilungen will der Verfaßer keinen Antheil an der amerikanischen Kultur zugestehen; wir glauben, mit vollem Rechte. Die normännischen Seeräuber waren zu rauh und kriegslustig, als daß von ihnen friedliche Niederlaßungen oder gar priesterliche Belehrungen hätten ausgehen sollen. An den fränkischen und englischen Küsten, wo schon höhere Kultur war, hat man sie nur durch verheerende Einbrüche kennen gelernt. Hingekommen sind die Normänner aber doch nach Grönland und der Nordküste Amerikas; und damit könnte die Sage von einem fremden Heerführer, Wotan, von welchem in Guatemala im mexikanischen Gebiet ein Geschlecht abzustammen behauptete (Th. I. S. 208.), allerdings zusammenhängen. Für die Meinung, die Uebereinstimmung der Namen sei nicht zufällig, mag noch dieß ein kleines Gewicht in die Wagschale legen, daß die Aussprache Odin für Wodan (wie orm für worm, ord für word u. s. w.) im skandinavischen Norden erst spät aufgekommen ist. Unsers Wißens ist Saxo Grammaticus der erste Geschichtschreiber, bei dem sich die

neuere Form, Othinus, findet. Aber dem Zeugnisse des Beda, daß von Wodan die Könige vieler Völker abstammen, legt der Verfaßer vielleicht einen zu allgemeinen Sinn bei. Wir glauben, er bezog dieß bloß auf Altsachsen und die Heptarchie, ohne selbst an Skandinavien, geschweige an andre Länder zu denken. Alle angelsächsischen Könige leiteten ihr Geschlecht durch verschiedene Söhne von Wodan, dem Großvater des Hengist und Horsa, ab, der also gegen Ende des vierten Jahrhunderts gelebt haben muß. Daß dieser sächsische Fürst zugleich in Skandinavien geherrscht haben sollte, ist nach dem damaligen Zustande des Nordens nicht denkbar. Die angelsächsische Chronik enthält keine Spur davon, daß in dem noch heidnischen England der Stammvater der Könige jemals für den weit und breit und auch in England verehrten Kriegsgott Wodan (woher Wednesday) ausgegeben worden sei. Auch Adam von Bremen spricht in seiner Beschreibung von Upsala nur von dem Götzen Wodan. Die isländischen Sagen vom Odin zugleich als einem erobernden Helden und einem Gotte, dann von seinen Wanderungen, worauf die nordischen Geschichtschreiber so Vieles bauen, scheinen uns späte dichterische Einkleidungen der Einführung des Wodansdienstes zu sein, der allerdings scheint aus Asien abgeleitet werden zu müßen. Wir kennen keinen andern historisch beglaubigten Menschen des Namens Wodan, als den Großvater des Hengist und Horsa.

Der Verfaßer spottet (Th. II. S. 387.) über die ersten spanischen Missionarien, welche ernsthaft untersuchten, ob Quetzalcohuatl ein Karthager oder ein Irländer war. Die Karthager werden freilich schon durch ihr Alterthum ausgeschloßen, da die mexikanischen Jahrbücher so jung sind, der übrigen Schwierigkeiten zu geschweigen. Dasselbe gilt von Irland, wenn von jener Vorzeit die Rede ist, wo Phönicier oder Karthager die Insel besucht haben sollen. Bezieht sich diese Meinung aber auf neuere schon christliche Zeiten, so dürfte sie sich nicht so schnell von der Hand weisen laßen, und zwar aus folgendem Grunde. Es findet sich ein glaubwürdiges Zeugniß, daß die Irländer schon vor der Einwanderung der Norweger unter Harald dem schönhaarigen, also vor dem Ende des neunten Jahrhunderts, nach Island geschifft waren und sich dort in gewissem Grade angesiedelt hatten. In der Vorrede (Prologus)

des Landnamabok, des isländischen Berichts über die Besitznahme der Insel, heißt es nach der wörtlich genauen lateinischen Uebersetzung:

Sed antequam Islandia a Norvegis inhabitaretur, ibi homines fuerunt, quos Norvegi Papas vocant, qui religionem christianam profitebantur, et ab occidente per mare advenisse creduntur; ab iis enim relicti libri Hibernici, nolae et litui et res adhuc plures reperiebantur, quae indicare videbantur illos Vestmannos fuisse. Haec inventa sunt in Papeya orientalinm et Papyli; libri quoque Anglici tunc temporis navigationes inter terras (istas) increbuisse perhibent.

Sind unter den englischen Büchern vielleicht verlorne angelsächsische Gedichte gemeint, dergleichen Thorkelin eins wieder aufgefunden hat? Im Beda findet sich nichts, in der angelsächsischen Chronik, so viel wir uns erinnern, auch nicht. Die Erwähnung der Kirchengeräthe, die ganze Beschreibung führt auf eine Missionsanstalt, welche um nichts unglaublicher ist, als die unzweifelbar bezeugten Wanderungen der irländischen Missionare Gall, Kolumban, Kolomann und anderer. Deutet nicht auch die Legende vom heiligen Brandanus auf entfernte Schiffahrten? Von Island aus mochten die Irländer leicht nach Grönland hinübergelangen, und konnten sie nicht irgend einmal von dort durch Winde und Strömungen südwärts bis nach Guatemala verschlagen werden? Hiemit wollen wir jedoch nicht gerade ausdrücklich behaupten, Quetzalcoatl und seine Begleiter, diese bösartigen weißen Männer in langen schwarzen Gewändern, seien irländische Benediktiner gewesen, deren Lehre unter dem rohen Volke bald wieder in Heidenthum ausgeartet sei.

'Merikanische Bilderschrift.' Der Verfaßer läßt sich darauf sehr gründlich und ausführlich ein. Die kolorierten Abbildungen im malerischen Atlas sind besonders schätzbar; in älteren Werken hat man wohl Kupferstiche zu geben versucht, aber die Farben sind dabei unentbehrlich, und erst neuerdings haben die Künstler gelernt, dergleichen charakteristisch genau nachzuahmen. Einen Theil dieser Schriftmalereien hatte A. v. H. selbst aus Merito mitgebracht; diesen sind Proben aus den schon früher in Europa vorhanden gewesenen Handschriften beigefügt. Die Gegenstand ist widerwärtig

wegen der ungeheuern Häßlichkeit der Gestalten, und weil sich der Einbildungskraft verschiedentlich die blutdürstigen Menschenopfer aufdrängen. Aber es lohnt der Mühe, den Widerwillen zu aufmerksamer Betrachtung zu überwinden, weil dieses Beispiel in der gesammten und bekannten Geschichte des Menschengeschlechts einzig in seiner Art ist. Die wesentliche Verschiedenheit von der ägyptischen Hieroglyphen bei einigen Zügen der Verwandtschaft erörtert der Verfaßer scharfsinnig. Das Merkwürdigste ist der äußerst häufige Gebrauch, der im mexikanischen Reich von dieser Bilderschrift gemacht wurde. Sie wurde nicht nur auf die priesterlichen Wißenschaften der Astronomie und Chronologie, des Ritualgesetzes, der Kosmogonie und Mythologie, ferner auf die Haltung der Jahrbücher angewandt, sondern vielfältig in den bürgerlichen Geschäften gebraucht: das ganze Steuerwesen wurde darin berechnet, die Befehle des Königs an die Befehlshaber der Provinzen wurden in solchen Briefen gesandt. Das Schreiben oder vielmehr Malen war ein eignes Gewerbe, an Bequemlichkeit als Schreibmaterial thaten es die mexikanischen Pflanzen dem ägyptischen Papyrus gleich. Und dennoch blieb man Jahrhunderte lang auf einer so untergeordneten Stufe in der Kunst der sichtbaren Gedankenbezeichnung stehen, und auch wenn die Spanier das mexikanische Reich nicht entdeckt und gestört hätten, wäre man vielleicht nie darüber hinausgekommen. Dieses muß unsre Bewunderung für die Erfindung der Buchstabenschrift erhöhen, und unser Erstaunen, sie so frühzeitig in der alten Welt verbreitet zu sehen. Denn man sieht, wenn einmal im ersten Wurf die einzige glückliche Lösung der Aufgabe, die Zergliederung der Sprache in einfache Laute, verfehlt worden ist, so wird nachher ein unvollkommnes stellvertretendes Mittel eine fast unüberwindliche Hemmung für den menschlichen Geist. Schwerlich hat sich in Aegypten die Buchstabenschrift aus der hieroglyphischen entwickelt. Ist diese früher im Gebrauch gewesen, so war vermuthlich jene keine einheimische Erfindung, sondern wurde vermöge einer fremden Mittheilung eingeführt. Die Hieroglyphen dürften sich aber zu den Buchstaben vielmehr wie die algebraischen Zeichen zu den Ziffern verhalten.

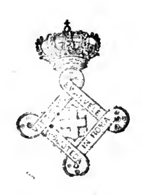
Es leuchtet ein, daß die Devanagari-Schrift, ein Alphabet von 50 Buchstaben, so wißenschaftlich geordnet, wie wir kein anderes



kennen, nicht ein erster Versuch in der Schreibekunst war: sie konnte nur die letzte Vollendung, das Werk scharfsinniger Grammatiker sein. Sie führt ihren Namen von der Gottesstadt, und ist also vielleicht von Benares ausgegangen. Ueber das Alter der Devanagari-Schrift ist noch kein Ergebniß bisheriger Untersuchungen bekannt geworden. Aber so viele nun untergegangene Steinschriften an Denkmalen beweisen, daß die Indier sich zuvor anderer Alphabete bedienten.*) Ich gestehe, zehntausend griechische Aussagen, wie die des Megasthenes, würden mich nicht überzeugen, die Indier hätten zur Zeit Alexanders des Großen, kaum drei Jahrhunderte vor der Epoche des Vikramaditya, noch keine Buchstabenschrift gehabt. Die Griechen gebrauchten den Namen der Indier in eben so unbestimmter Ausdehnung, wie die der Scythen und Kelten.

— — — — — — — — — — — — — — —

*) [Am Rande hat der Vf. „Fingersprache" beigeschrieben.]



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.







